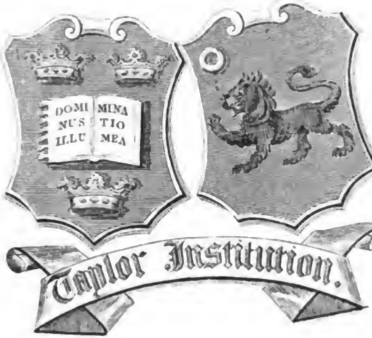

DOMI NUS ILLU MINA TIO MEA
Taylor Institution.

XII.



W. O. v. Horn's

Gesammelte Erzählungen.

Neue Volks-Ausgabe.

Vollständig in 12 Bänden.

Zwölfter Band.

Mit einer Illustration.

Frankfurt a. M.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1862.

Druck von J. D. Sauerländer.

Inhalt.

Der Baigneur von Ostende.

Eine Geschichte.

(Hierzu eine Illustration.)

1.

Es war im Anfange des Monats August 1853, als mich der Rath der Aerzte nach Ostende gehen hieß, um Hülfe für ein empfindliches Leiden zu suchen, das je länger, je beängstigender geworden. Obgleich es mir schwer wurde, mich aus meinen Verhältnissen loszuwinden, so mußte es doch endlich sein; aber ich könnte nicht sagen, daß ich in rosenfarbener Laune die Reise angetreten hätte. Dazu stimmte vollkommen das Wetter des ersten Reisetages. Der Himmel war grau, und ein nicht eben feiner Regen träufelte auf die durstige Erde und auf das Zeltdach des raschen Dampfers, der mich nach Cöln, zu der „heiligen" Stadt, trug. Allmälig beliebte es mehrgedachtem Zeltdache, dem Regen freien Durchgang auf Hüte und Röcke zu gestatten. Die Damen flohen in die Kajüte, und die nicht rauchenden Männer folgten nach.

Ich muß es bekennen, daß ich zu dieser Sorte nicht gehöre, und also in die Kajüte mich zu begeben ansehnliches Bedenken trug. Zu der Vorkajüte fühlte ich keinen Zug des Herzens. So blieb nur das Rauchzimmer übrig. Nun weiß aber jeder rauchende Reisende, daß selbiges Rauchzimmer klein ist; in der Regel eine

ansehnliche Menge Stühle beherbergt, die den kleinen Raum vollends verengern; auch in der Regel bei solcher Witterung stark besetzt zu sein pflegt.

Langsam schritt ich der Thüre zu, machte sie auf und — erstaunte, nur Einen in dem Zimmer zu finden, der gemächlich in der Ecke lehnte, und mit sichtbarem Behagen aus einer Türkenpfeife wohlduftenden Tabak rauchte. Es war ein Mann von etwa vierzig Jahren, kräftigem, muskulösem Körperbau und erheblicher Länge. Sein Gesicht trug jenes eigenthümliche Gepräge, welches man wetterhart nennen konnte. Der Ausdruck desselben war ernst, doch nicht unfreundlich. Sein Anzug war gut, sein Gehaben unbeengt und frei, wie das eines Mannes, der sich seiner unabhängigen Stellung bewußt ist. Er machte den Eindruck auf mich, wie ein Mann, der die Welt gesehen, vielfach dem Wechsel der Witterung ausgesetzt war, aber auch in den Strudeln des Lebens immer wieder das rechte Fahrwasser zu finden weiß.

Es hat mir immer viel Freude gewährt, im Stillen die Reisenden zu tariren, und auf das Einzelne zu achten, damit ich ihre Signatur recht fassen und verstehen lerne. So war ich denn auch ziemlich bald mit mir darüber einig, daß er wohl ein Seemann sein und die Sonnenstrahlen der andern Hemisphäre das Ihrige zu dem Braun der Gesichtsfarbe mußten beigetragen haben.

Es hat nie zu meinen Privatliebhabereien gehört, mich auf der Reise schnell mit Jemanden einzulassen. Ich ließ ihn daher ruhig vor der einen Seite des Tisches sitzen, während ich die andere einnahm und den bei Max Kornicker in Antwerpen erschienenen: Voyageur en Belgique herauszog, um darin zu lesen: was selbst neben dem trefflichen Reisehandbuch von C. Baedecker in Coblenz, welches den Titel „Belgien" führt, Interesse gewährt.

Ich will es gerne gestehen, daß ich den Voyageur en Belgique darum vorzog, weil er französisch geschrieben ist, und ich durch die Beschäftigung mit dem Buche mein gänzlich eingetrocknetes Französisch

wieder auffrischen und beleben wollte. Das Buch machte eine Scheidewand zwischen ihm und mir. Endlich war seine Türkenpfeife leer. Er stopfte frisch; als er aber, seine Pfeife anzuzünden, gegen die Ecke des Rauchzimmers schritt, stellte sich schnell die unerfreuliche Thatsache heraus, daß in der Spirituslampe der Spiritus fehlte. Das ist in Menschenköpfen und Rauchzimmerlampen eine bedenkliche Sache und das Manco jedenfalls fatal.

Schweigend schüttelte mein Zimmergenosse den Kopf. Im Mitgefühle des ohnehin theilnehmenden Rauchers reichte ich ihm schweigend meine Streichfeuerbüchse. Er nahm sie mit einem verbindlichen Worte und gab sie dankend zurück.

Hatte er gesehen, daß ich Französisches las und mich für einen Franzosen gehalten oder war er selber ein Glied der „großen Nation" — kurz seine Worte waren französisch, aber mit einer auffallend englischen Färbung, so daß ich über seine Nationalität auf's Neue in Zweifel gerieth. Ich nahm indessen mein Buch wieder auf und er dampfte schweigend weiter.

Durch die kleine Gefälligkeit war indessen eine Brücke gebaut, wenn auch eine sehr schwankende. Wie es aber zu gehen pflegt, so ergab sich bald wieder eine Gelegenheit zu einem gewechselten Worte und daraus wurden mehrere, zuletzt ein Gespräch. In diesem traf es sich, daß mir ein französisches Wort desertirt war, ohne daß ich, selbst bei eifriger Verfolgung, es finden konnte.

Mich besinnend, brach ich in die deutschen Worte aus: „Es ist doch abscheulich, wie man so Alles vergessen kann!"

„Aha," rief er, „Sie sprechen deutsch? Nun lassen Sie uns deutsch reden, zumal wir wohl beide Deutsche sind und — nehmen Sie's nicht quer! — Beide nicht zum Besten mit dem fremden Kalbe pflügen!"

Die Folge dieser Bemerkung war, daß wir Beide laut auflachten und uns gestanden, wofür wir uns gehalten hatten. Er

nämlich hatte geglaubt, ich sei ein Belgier, und wofür ich ihn gehalten, hab' ich bereits angedeutet.

„Nein, nein," sagte ich lachend, „ich bin eine ehrliche deutsche Haut und will nur nach Belgien, um im Meer Hülfe gegen ein Leiden zu suchen."

„Also nach Ostende oder Blankenberghe?" fragte er rasch einfallend.

„Nach Ostende!" bemerkte ich.

„Das ist ja schön," sagte er; „denn ich will auch dahin und zu gleichem Zweck. Auch ich bin Deutscher; habe aber lange unter der Sonne der Antillen gelebt, daher mein fremdländisches Aushängeschild im Gesichte. Sie lesen wohl die Schrift, um sich zu orientiren in dem Lande, wohin Sie gehen? Da erkenne ich gleich wieder meinen gründlichen Landsmann!"

„Mit Gunst," sagte ich darauf, „muß ich bekennen, daß das Erstere allerdings im Vordergrunde steht; indessen steht ein Anderes dahinter, das nicht unerheblich ist. Seit dreißig Jahren habe ich keine Sylbe Französisch geredet. So ist mir denn schier Alles, was ich aus dem Wortschatze dieser Sprache mir angeeignet hatte, abhanden gekommen. Da wollte ich denn zwei Fliegen mit einer Klatsche schlagen, nämlich mein ausgetrocknetes Französisch wieder beleben und mir einige Localkenntnisse in und für Belgien zulegen."

„Sehr praktisch!" bemerkte er lächelnd; „aber ich denke, mit einer geringen Kenntniß des Plattdeutschen wird man in Ostende weiter kommen, da man das Blämische dort redet, und die ebengenannte deutsche Mundart das Verständniß der Landessprache vermitteln soll."

„Sie mögen Recht haben," sagte ich, und legte meinen Voyageur neben mich hin. „Ich kann sagen, daß mir das Plattdeutsche nicht ganz so fremd geworden ist, als das Französische."

„Dann seien Sie gutes Muthes!" entgegnete er. „Auch ich verlasse mich auf mein Hamburger Platt mehr, als auf das

miserable Französisch, welches ich rede, und das noch übler klingt, als das, welches die langbeinigen Insulaner jenseit des Canals vernehmen lassen."

So ergab sich denn zwischen meinem Gegenüber und mir gar bald ein lebhaftes Gespräch, dessen Gang hier mitzutheilen unerquicklich wäre; was mir das Wichtigste dabei war, das bezog sich auf meinen Nachbar selbst, seine Person und seine Schicksale.

Er war ein offener, schlichter Mann, der kein Hehl über seinen Lebensweg hatte. So erfuhr ich denn bald, daß er Verhägen heiße und daß sein Vater aus Ostende gestammt habe.

Sein Vater war nämlich der Sohn eines Matrosen gewesen, der auf einer Fischerfahrt nach Norwegen umgekommen. — Als Knabe von zwölf Jahren war sein Vater, dessen Mutter auch bereits gestorben war, auf ein Schiff gekommen, wo er die Leidenszeit des Schiffsjungen durchmachen mußte. Als Matrose blieb er auf dem Schiffe. Sein klarer Verstand und seine Begierde, sein Wissen und Erkennen zu erweitern, ließ ihn zeitig mit dem Gebrauche der nautischen Instrumente und den Seekarten vertraut werden, und seine musterhafte Aufführung machte ihn dem Capitän werth. Dieser gebrauchte ihn besonders zu seinen Zwecken und hatte seine Freude daran, ihn zu belehren. Verhägen verdankte in eben dem Maße der Gunst des Capitäns, wie seinem Talente, sein schnelles Aufsteigen zum Bootsmanne, dann zum Untersteuermanne. Als auf der Rückkehr von einer großen Reise der Obersteuermann sein Grab in den Wellen der Nordsee fand, wurde er interimistisch dessen Nachfolger und erhielt endlich, als noch sehr junger Mann, diese Stelle von dem Schiffsrheder auf des Capitäns Empfehlung.

Mehrere bedeutende Reisen machte er mit dem Schiffe. Immer waren sie glücklich. Nur einmal faßte ein Sturm das Schiff im Canal und warf es mit solcher Gewalt gegen die französische Küste, daß es in tausend Stücke ging. Ein großer Theil der Mannschaft, und unter diesen auch der Capitän, kamen in dieser schaurigen

Nacht um's Leben. Verhägen rettete sich auf einer Planke an's Ufer. Er hatte Alles verloren und nur das arme, nackte Leben gerettet. In Brest fand er Unterstützung und ging bald darauf als Obersteuermann an Bord eines Kauffahrteischiffes, das der Rheder gewöhnlich nach den Antillen, am häufigsten nach Trinidad gehen ließ.

Jahre vergingen ihm in diesem Dienste. Da baute der Rheder ein neues Schiff und machte den braven Verhägen zum Capitän desselben. In dieser Stellung blieb er eine Reihe von Jahren, erwarb sich ein ansehnliches Vermögen, vermählte sich auf Trinidad und wurde Besitzer einer reichen, schönen Pflanzung auf dieser Insel. Dennoch vermochte er sich nicht vom Meere zu trennen. Erst ein neues Unglück und die unablässigen Bitten seines Weibes brachten es endlich zu Wege, daß er dem Leben des Seemannes entsagte und sich für immer nach der Insel begab; dieses Unglück war das Stranden seines Schiffes vor Ostende.

Dort zieht sich nämlich der ungemein flache Strand sehr weit in das Meer hinein und bringt dadurch den Schiffen, wenn nämlich der Sturm aus Nordwest bläst, große Gefahr.

Verhägen kam in einer stockfinstern Novembernacht auf die Höhe von Ostende. Genau bekannt mit den Gefahren bei seiner Vaterstadt, suchte er das hohe Meer zu halten; allein der Nordweststurm, welcher die schauerliche Tiefe des Meeres aufwühlte, wurde je länger, je heftiger und wilder. Ein entsetzlicher Stoß riß den Hauptmast hinweg, daß er eiligst gekappt werden mußte.

So war das Schiff schon ein halbes Wrack, das dem Toben der entzügelten Elemente keinen Widerstand mehr leisten konnte. Die Nacht war undurchdringlich dunkel. An dem immer näherrückenden Lichte des Leuchtthurms konnte er das Wachsen der Gefahr erkennen, denn das Schiff nahte bei hoher Fluth sehr schnell der Küste und somit rettungslos seinem Untergange.

Das, was die Schiffenden voraus sahen, geschah. Der Sturm schleuderte das Schiff auf den Strand und zwar mit einer solchen

Gewalt, daß es auseinander borst. An Rettung war nicht zu denken, denn das Boot, worin sich ein Theil der Mannschaft retten wollte, schlug um und ließ sie alle ihren Tod in den Wellen finden.

Verhägen wich nicht von seinem Schiffe, bis es zu Grunde ging und eine Sturzwelle ihn in die tosende Fluth schleuderte. Er war ein guter Schwimmer und hoffte das Ufer zu erreichen, allein die Meerfluth brach sich mit unaussprechlicher Gewalt an den Dünen zwischen Ostende und dem Fischerdorfe Mariakerke. Mehrere Male warfen ihn die Wellen wider die hohen Dünen, ohne daß er dort Halt finden konnte. Seine Kraft ließ nach; seine Besinnung wich und sein Stündlein war gekommen. — Wenigstens glaubte er es, befahl seine Seele dem Herrn und war leblos, ein Spiel der Wellen.

In solchen Nächten sind die Bootsleute und Lootsen von Ostende keine müßigen Zuschauer, wie das Meer die festen Gebäude der Menschenhand zertrümmert und ihren Wohlstand und das Leben in seinem grauenvollen Schooße begräbt.

Die Lootsenglocke wimmert in das angstvolle Geschrei der Möven, die zu Tausenden von dem Meere wegfliehen und Schutz auf dem sichern Lande suchen. Der Damm ist belebt. Laternen irren hin und her. Mit pochendem Herzen horcht das scharfe Ohr in das Heulen des Sturmes und das entsetzliche Toben des Meeres, ob es nicht Nothsignale vernehme. Hört es die Notschüsse, dann wird das auf dem Damme aufgefahrene Rettungsboot schnell in See gebracht und die Beherztesten besteigen es, begleitet von den Wünschen und Gebeten der Ihrigen, um den Schiffbrüchigen Hülfe zu bringen, sofern es möglich ist.

Einer Nacht aber wie die, in welcher Capitän Verhägen's Schiff zertrümmert wurde, erinnerten sich die ältesten Seeleute des Platzes nicht und selbst die Muthigsten fühlten das angstvolle Beben des Herzens, dessen sich Keiner erwehren kann, wenn er die Macht der Elemente kennt, die hier ihre Kraft vereinen, um alle Bemühungen des Menschen zu nichte zu machen.

Schon mit der sinkenden Nacht hatten die ausspähenden Seeleute das Schiff am Rande des Horizontes beobachtet. Die trefflichen Sehrohre des Lootsenhauses zeigten von der Gallerie des Leuchtthurmes, daß es ein tüchtiges Schiff sei und von einem Manne geleitet werde, der die Gefahren kennen mußte, weil er den Cours nach dem hohen Meere zu halten sich bestrebte. Die Sorge für dies Schiff verschwand. Allein je tiefer die Nacht herabsank, desto wilder tobte der Sturm. Die Fluth stieg zu ungewöhnlicher Höhe und erreichte fast die Höhe des Dammes. Die Brandung war so gewaltig, daß man ihre Schläge selbst am entgegengesetzten Ende der Stadt deutlich vernahm.

Jetzt hörte man die Nothschüsse des Schiffes, das sicherlich dem Sturme nicht widerstehen konnte. Die Schüsse wurden häufiger; man hörte sie deutlicher und dies war das Zeichen, daß es sich hülflos dem gefährlichen Strande näherte. Wie beherzt aber auch die Männer waren, keiner wagte es, das Rettungsboot zu besteigen und das eigne Leben einer so augenscheinlichen Gefahr auszusetzen. Da erschien ein Mann auf dem Damme, redete männlich feste Worte zu den Uebrigen, mahnte sie an ihre Pflicht; aber Keiner trat vor, der es mit ihm gewagt hätte. Da springt er allein in das Boot, ergreift das Ruder und wird von den Wellen hinausgerissen in die grausenvolle Dunkelheit. Ein Ach der Furcht entfährt jedem Munde. Sein Weib wirft sich auf die Kniee und ringt verzweifelnd die Hände. Die Arme war zu spät gekommen, ihn zurückzuhalten.

Er steuert der Gegend zu, in welcher er die Schiffbrüchigen vermuthet; aber kein Hülferuf erreicht sein Ohr. Da ist es ihm, als sähe er Einen, der vergeblich die letzten, verzweifelten Anstrengungen mache, gegen die Gewalt der Wellen anzukämpfen. Wenige Ruderschläge, und er ist bei ihm. Sein starker Arm erfaßt den Ertrinkenden und zieht ihn in's Boot, wo er leblos liegt.

Der wackere Mensch steuert weiter, aber er kann Niemanden

mehr entdecken und sucht das Ufer zu gewinnen, was ihm nur dadurch gelingt, daß er ein Tau erfaßt, welches sie ihm von dort aus zuwerfen. Der Leblose wird an's Ufer gebracht; ein Arzt ist bei der Hand, der im Lootsenhause die nöthigen Versuche macht und ihn glücklich in's Leben bringt.

Jetzt aber nimmt der wackere Mann den Verunglückten auf seine Schultern und sagt: „Hab' ich ihn allein gerettet, so will ich ihn auch allein pflegen!" Er trägt ihn nach seiner Wohnung hinter den Dünen und pflegt ihn treu, trotz seiner Armuth, in einer langen Krankheit, von der endlich der Verunglückte genefet.

„Und dieser Verunglückte war mein Vater," sagte Verhägen. „Er genas langsam. Der wackere Retter that Alles, was er vermochte; wies fremden Beistand beharrlich zurück und vollendete sein edles Werk.

„Mein Vater hatte Nichts gerettet, als das nackte Leben und seine goldene Uhr. Diese allein konnte er dem edeln Menschen geben und diese nahm er erst an, als ihn mein Vater mit Thränen darum bat. Er wurde von dem Magistrate von Ostende mit Reisegeld versehen und schied endlich mit tiefer Dankbarkeit von Dem, der ihm das Leben gerettet und so unendlich viel Gutes gethan hatte, fest entschlossen, ihm reichlich zu lohnen. Er kehrte nach Brest zurück und machte nur noch die Reise nach Trinidad zu den Seinen, wo er dann bis zu seinem Tode blieb.

„Die Kriegszeiten kamen schnell. Alle Verbindung mit Frankreich, zu dem Belgien gehörte, war unterbrochen. Mein Vater konnte nicht ausführen, was er sich gelobt. Auf seinem Todtbette machte er mir es zur Pflicht, seinen Retter aufzusuchen, und an seiner Statt zu thun, was er nicht konnte. Nach meines Vaters Tode und nach wieder hergestelltem Frieden verkauften wir unsere Pflanzung auf Trinidad und zogen nach Hamburg. Alle Erkundigungen, welche ich einzuziehen mich bemühte, blieben erfolglos und erst' jetzt eile ich nach Ostende, um vielleicht den Kindern des

Mannes zu vergelten, was er an meinem Vater gethan. Glauben Sie mir, schloß er, es waren Umstände, über die ich nicht gebieten konnte, welche die Ausführung des Planes, selbst nach Ostende zu gehen, bis jetzt verhinderten; dennoch hoffe ich zu Gott, daß ich den Mann finden werde oder die Seinen."

„Wissen Sie denn seinen Namen?" fragte ich.

„Ich glaube, daß er Jan Cornelis hieß," erwiederte er. „Wie aber dem auch sei, nicht alle Tradition von jenem Ereigniß wird ja vertilgt sein."

„Darf ich Ihnen zu dem Werke, welches Sie vorhaben, meine Hülfe anbieten?" fragte ich.

„Die nehme ich um so dankbarer an," sagte er, „als ich wohl fremden Beistandes bedürftig sein werde."

„So wollen wir, wenn wir erst festen Fuß in Ostende gefaßt haben werden, unsern Operationsplan entwerfen," sagte ich.

Der Dampfer landete bald in Cöln. Das Wetter hatte sich gebessert und verhieß auf Morgen einen schönen Tag.

Es blieb uns noch Zeit genug, die Merkwürdigkeiten Cölns anzusehen. Hier war ich kundig und konnte Verhägen's Führer werden, was uns noch enger verband.

2.

In der Frühe des andern Morgens saßen wir in einem Coupé des ersten Bahnzuges beieinander. Um der Ermüdung einer ununterbrochenen Fahrt bis Ostende zu begegnen, hatten wir bloß bis Lüttich Karten genommen. Dort wollten wir übernachten, um am andern Tage zeitig in Ostende einzutreffen.

Das schnaubende Ungeheuer der Locomotive flog pfeilschnell auf dem künstlichen Eisenwege dahin — bald uns durch die

infernalische Dunkelheit des Tunnels dahinführend, bald wieder uns dem hellen, heißen Sonnenstrahle preisgebend.

Es ist eine bewundernswürdige Anlage, diese Eisenbahn, die bald die Eingeweide der Berge durchschneidet, bald über hohe Viaducte, weit über den Dächern der Menschenwohnungen, bald über rauschende Gewässer, bald endlich durch liebliche Gegenden, an Dörfern und Städtchen vorübergeht. Es war eine liebliche Gegend, im Schmucke frischen Grüns, durch die wir hinflogen. Sie bot dem Auge die anmuthigste Abwechslung, so schnell auch das Alles an Einem vorübergeht.

Die reizende Umgebung Aachens entzückte uns und wir bedauerten es, daß wir nicht hier übernachten konnten, weil uns noch Zeit genug geblieben wäre, vom Lousberge aus, den schönen Anblick der Stadt und Umgebung zu genießen.

„Aachen!“ rief plötzlich der Conducteur in den Wagen.

Wir stiegen aus, um eine kleine Erfrischung zu nehmen.

„Verhägen, Du hier?“ rief da plötzlich ein Fremder und in demselben Augenblicke lag mein Reisegefährte an der Brust eines Freundes, den er ganz unerwartet hier traf.

Als ich meinen Durst gelöscht, trat mir Verhägen mit dem Fremden entgegen.

„Das unerwartete Wiederfinden eines alten, treuen Freundes,“ sagte er zu mir, „hat meinen Plan für's Erste geändert. Ich bleibe einige Tage hier und hoffe Sie dann in Ostende wieder zu finden!“ Wir schüttelten uns die Hände, riefen uns ein: „Auf Wiedersehen!“ zu, und ich stieg allein in meinen Wagen.

Dies Getrenntwerden von dem Manne, den ich herzlich lieb zu gewinnen anfing, war mir unangenehm. Wenn auch noch einige Reisende einstiegen, so blieben sie mir fremd und ich ließ meine Blicke auf der Gegend ruhen, die an mir vorüberflog.

Ueberall lachendes Wiesengrün, das von wohlgehaltenen Hecken eingefaßt war, auf dem die schäckigen Rinder weideten; dann wieder

Tunnel auf Tunnel; anmuthige, reinliche Dörfer mit den kleinen, netten Backsteinhäuschen; dann das wundersame gewerbliche Treiben; die dampfenden Essen, die mächtigen Rauchfänge, die kohlenschwarzen Arbeiter der Eisenwerke — kurz Ein Bild verdrängte das andere in stetem, unterhaltendem Wechsel.

So erreichte ich noch bei hellem Tage das schöne Lüttich; besah mir die Stadt, und ruhte dann behaglich in einem trefflichen Bett der „Stadt London" aus. Ein heller, schöner Morgen entführte mich der Stadt und ihrer schönen Umgebung. Allmälig ändert das Land seine Gestalt, die Menschen ihre Art und Weise, die Städte und Dörfer ihr Aussehen. Das Niederland beginnt. Die Berge sind verschwunden. Canäle und Windmühlen erscheinen. Kein Wald ist mehr sichtbar; aber der Anbau des Landes wird sorgfältiger. Mit Moorgrund wechselt sandiger Boden oder Sumpf. Pappeln, Weiden und Erlen sind es, die dem Auge begegnen und Uhland's schönes Lied: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben?" hat hier keine Berechtigung mehr. Immer fremder fühlt man sich. Die französische Zunge flötet, zischelt, rasselt und girrt um die Ohren. Bald nimmt das breite, gemüthliche Vlämische aber vorherrschend seine Stelle ein, und der verwandte Klang thut dem deutschen Herzen wohl; denn es fühlt sich in der Mitte eines stammverwandten Volkes, das sich seines Ursprungs und seiner Brüderschaft mehr und mehr bewußt wird, und die treue Brust erkennt, an der es geruht in der Zeit, da sein Wohlstand blühte, seine Städte aufwuchsen zu Glanz und Macht, seine Kunst Bewundernswürdiges leistete und seine Volkskraft frisch und markig war.

Die Sprache heimelt an. Es sind die Klänge, die wir lieb gewannen in den alten Dichterwerken, die unser nationaler Schatz sind. Die prachtvollen Gotteshäuser mit ihren weitausschauenden Thürmen und prächtigen Steinmetzarbeiten sind Denkmale deutscher Kunst und deutscher Frömmigkeit. Tausendfach wird das Herz

gemahnt an das Vaterland, dem es die ächzende Locomotive pfeilschnell mehr und mehr entfremdet. An Mecheln, Gent und Brügge flog ich vorüber, als die sinkende Sonne ihre Thürme zu vergolden begann, ihre nähere Beschauung der Rückkehr versparend.

Bald erblickte das Auge die Dünenkette, die das Meer verbirgt und die wunderbare Schutzwehr bildet, die dem räuberischen Elemente des Wassers verbietet, hereinzubrechen in das flache Land, wo der Mensch sich angesiedelt hat und welches der menschliche Fleiß dem Sande abrang, der alles Pflanzenleben ertödtet. Sie säumen den Horizont; aber ihr Anblick ist öde und eintönig, und sie sind in ihrer gelben Farbe recht geeignet, die Sehnsucht nach den bewaldeten Hügeln und Bergen des Vaterlandes zu wecken und zum Heimweh zu steigern. Ich gab mich solchen Erinnerungen hin, weil das Auge wenige Punkte mehr fand, auf denen es weilen mochte, und meine Seele war dort, im schönen, rheinischen Lande. —

Da rief der Wagenführer: „Ostende!“ und ich war der Wirklichkeit zurück gegeben.

Wir stiegen aus. Das Gepäck wurde abgegeben, und bald befand ich mich im Gasthofe zur Krone in Ostende, der am Hafen liegt, ganz nahe der Eisenbahn; wo deutsche Kellner und Diener mir entgegen kamen — (indessen, wie deutschredende „Commissioners,“ bei uns zu Lande: Lohnbediente, gerade diejenigen, vor denen der Fremde sich am meisten zu wahren hat, die überhaupt eine nicht empfehlenswerthe Sorte zu sein pflegen). Der Leib empfing seine Erquickung und dann beherrschte nur noch Eins meine Seele, das Meer. Ich hatte es noch nie gesehen. Zu ihm hin zog mich eine unwiderstehliche Sehnsucht. Ich schritt die Rue de la Chapelle hinauf, um möglichst schnell den Hafendamm zu erreichen; bog, dem Strome der Menschen folgend, links ab; überschritt die Brücke des Festungsgrabens und trat neben dem Kursaale auf den von Menschen wimmelnden Damm. Welch ein Anblick! —

Es war hohe Fluth. Welle auf Welle schäumte dem Damme

zu und brach sich brandend an seiner steinernen Brust mit einer Gewalt, daß die mächtigen Schläge donnerähnlich schallten. Ich hatte sie schon in der Rue de la Chapelle gehört, ohne aber ihre Natur und ihren Ursprung zu kennen. Noch war es hell genug, den weiten Halbkreis wildrollender Wogen zu überblicken, auf denen dort ein Dampfer dahintanzte, der nach England ging, und einzelne Segel, wie weiße Möven, am Rande des Horizonts auftauchten und wieder verschwanden.

Der Anblick war überwältigend, den das lebenvolle, wildbewegte Element darbot. Der Gedanke schweift hinaus auf dieser wogenden, brausenden Welt der Gewässer in eine endlose Weite; steigt dann hinauf zu dem, der das Meer machte und Alles, was darinnen ist; zeigt die eigene Nichtigkeit dem Sohne des Staubes und lehrt ihn, anzubeten. —

Ich setzte mich auf eine Bank am Rande des Dammes, wie sie zur Bequemlichkeit wohl in angemessenen Entfernungen angebracht sind, und hing den Betrachtungen nach, welche der Anblick des Meeres in mir anregte. Der Strom geputzter Menschen, der, in allen Zungen Europa's schnatternd, hinter mir auf- und abwogte, vermochte nicht, mich auch nur zu einem Umblicken zu bewegen, denn einer der schönsten und erhabensten Momente war nahe, der, wo die Sonne, hinabsinkend, den Saum des Meeres küßt, welcher in weiter Ferne mit dem Himmel sich zu vereinigen scheint.

Der Tag war drückend heiß gewesen. Der Abend war gewitterschwül und auf dem Meere schienen die schneeweißen, alpenähnlichen Wolken zu ruhen, welche in ihrem Busen den Blitz beherbergten. Jetzt nahte sich ihnen die Sonne und färbte sie purpurgluthig und ihren Saum mit glitzerndem Golde. Auf den bewegten Wellen tanzten die Sonnenstrahlen und wandelten sie in schimmerndes Gold, das zeitweise verschwand, wenn die Sonne hinter Wolken trat, dann aber den purpurnen Schimmer annahm, den die malende Sonne durch die Wolkenhülle durchschimmern ließ. Dann brach sie

wieder siegend durch und der hellleuchtende Goldstreifen erschien wieder auf dem Meere, dessen begrenzende Ränder matter im Purpurroth schimmerten.

Endlich versank sie im Meere. Noch lange glänzten die Wolken und färbten das wogende Meer, bis der Purpur blauer und blauer wurde, der Goldrand erlosch und das Meer dunkel erschien, fast grünblau leuchtend und nur noch die Kämme der brechenden Wogen schneeweiße, lange, kräuselnde Linien bildeten.

Die Nacht kam schneller, als es der Jahreszeit angemessen war; denn der Himmel bezog sich dicht mit Wolken. Einzelne Blitze zischten über das Meer hin und weckten den Glanz des Wiederscheins auf Augenblicke. Der ferne Donner mischte sein dumpfes Dröhnen in den Donner der Brandung. Ein frischer Wind hob mehr und mehr die Wellen und mehrte die weißen Mähnen derselben, die, so weit das Auge reichte, sich aufbäumten und versanken.

Das Gewitter zog jedoch, vom Landwinde getrieben, tief in das Meer hinein und entschwand dem Auge zuletzt, und dann lag die Nacht dunkel und warm über der Erde und dem Meere, und nur dann und wann zuckte noch ein Blitzesleuchten am Horizonte auf.

Jetzt begann ein neues, nicht minder wunderbares und herrliches Schauspiel, das des „Meerleuchtens." Jede brechende Woge, sei es, daß ihr Kamm sich weit im Meere als eine gerade oder schiefe Linie hinzog, oder daß sie, wider den Steindamm geschleudert, in Schaum aufspritzte, glänzte in mattem, eigenthümlichem, bald grünlichgelbem, bald weißgelbem Lichte, und jeder aufspritzende Tropfen schien ein Feuerkügelchen oder Sternlein zu sein. Das erneuerte sich jede Minute, und je bewegter das Meer war, desto leuchtender wurde es und verbreitete sein mattes Licht bis weit hinein in die See, wo die eigentliche Rhede sich hinausdehnt.

So wenig übrigens das Wort im Stande ist, den wundervollen Moment des Alpenglühens zu beschreiben, so wenig vermag

es das Meerleuchten in seiner großartigen Pracht, gehoben von der ohnehin überwältigenden Scenerie des Meeres, auch nur annähernd auszumalen. Wer Beides nicht gesehen, wird sich vergebens abmühen, auch nach der naturgetreuesten Schilderung, sich eine deutliche Vorstellung davon zu machen. Wenn aber die Sonne mit ihrem Glanze die Alpen glühen macht, so hat sie mit der bezaubernden Erscheinung des Meerleuchtens nichts gemein. Hier ist es das unbegreifliche Leben im Meere, welches die Erscheinung verursacht: es sind nämlich Millionen von kaum wahrnehmbar kleinen Mollusken, deren Phosphoresciren dem Menschenauge dies Schauspiel bereitet, dem es mit Bewunderung, ja mit Entzücken, sich hingibt.

Ich saß lange, sehr lange und tief in die Nacht hinein auf der Bank des Dammes. Noch immer wogte der Menschenstrom auf und nieder. Die vier Locale, welche auf dem Damme errichtet sind, um Gäste zu laben, strahlten im Glanze ihrer Beleuchtung. Der Leuchtthurm drunten am anderen Ende des Dammes warf aus seiner kunstreich eingerichteten Laterne sein strahlendes Licht meilenweit in die wogende See. Die Brandung dröhnte in die Klänge einer rauschenden Musik, welche vom Kursaale herschallte. Es war eine wundersame Nacht, die ich wohl hier im Freien, einathmend die unsäglich wohlthuende Seeluft, hätte zubringen mögen, wenn nicht die Eisenbahnfahrt die Glieder gar zu sehr ermüdet gehabt hätte. Dennoch war die Mitternacht nicht ferne, als ich endlich aufstand, um die Krone wieder zu suchen und durch Schlaf mich zu erquicken. Voll von den wunderbaren Schauspielen, die ich geschaut hatte, konnte ich dennoch nicht einschlafen, und erst als der junge Tag schon gekommen war, senkte sich der Schlummer auf meine Augen, der nach und nach in tiefen Schlaf überging.

Es war spät, als ich am andern Morgen erwachte. Mein erstes Geschäft, als ich ziemlich spät ausging, war das, mir eine Privatwohnung zu miethen. Dies Geschäft gelang zu meiner vollsten Zufriedenheit, billig und gut. Man hat zu seiner Einrichtung

indessen noch mehr zu thun. Da sind die Badekarten zu lösen, wofür man den Gebrauch eines Badekabinets erhält, welches auf Rädern steht und zum Bade in die See gefahren und nach demselben wieder herausgeholt wird; alsdann muß ein Badekleid gekauft werden, ohne welches man an dem Hauptbadeplatze nicht baden darf, und endlich ist ein Badediener zu miethen, ein sogenannter Baigneur,*) welcher in das Bad den Badenden begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. Zu allerletzt endlich muß man, um bei üblem Wetter ein Obdach zu haben und überdies deutsche Zeitungen, sich in dem Cercle du Phare abonniren, mit anderen Worten, gegen eine bestimmte Zahlung sich die Erlaubniß erwerben, in diesen geschmackvoll eingerichteten Räumen sich aufhalten zu dürfen, wo denn auch leibliche Erquickung zu verhältnißmäßigen Preisen gereicht wird.

Endlich waren gegen zehn Uhr alle diese Geschäfte vollendet und ich trat gegen die Brustwehr, welche hier den Rand des Dammes umgibt, wo die Holztreppe nach dem Strande führt. Ganze Reihen von Badekabinetten standen am Strande oder im Meere. In seinen Fluthen wimmelte es von Badenden.

Da ich noch nicht baden durfte, indem die Zeit des Frühstücks noch zu nahe lag, lehnte ich hier und sah mir das eigenthümliche Treiben am Strande an.

Zunächst da, wo der Damm den weit ausbiegenden Halbkreis bildet, auf dessen Rundung der hohe Leuchtthurm sein Fundament hat, war das regste Leben vereinigt. Unaufhörlich sah man Herren und Damen die Stiege hinabsteigen, oder rückkehrend vom Bade herauf. Neben der Treppe standen die langen Tische, auf denen

---

*) Mit dem Namen Baigneur bezeichnet man in Ostende den Badediener, welcher den Badenden in's Meer begleitet und ihm die nöthige Handreichung thut. Baigneusen werden die Badedienerinnen für weibliche Badende genannt.

die getrockneten Badekleider lagen, die für Jeden bezeichnet sind. Baigneure und Baigneusen liefen umher in geschäftiger Eile; die zum Reinigen der Badekabinette bestimmten Frauen und Mädchen waren hier und da mit ihrem Geräthe gruppirt oder thätig. Auf dem weit ausgedehnten zarten und doch festen Sandboden des Strandes lustwandelten Herren und Damen in heiterem Gespräche; Andere saßen in Gruppen auf Stühlen und strickten, stickten oder häkelten. Hunderte lieblicher Kinder liefen jubelnd umher, suchten Muschelchen, oder schaufelten mit ihren kleinen, hölzernen Schippchen den Sand zu Hügeln oder Ringwällen auf, oder ritten auf Eseln umher, deren Treiber mit Hieben die störrigen Langohre zum Galopp trieben. Aeltere Knaben schaukelten sich auf den am Strande angebrachten hohen Schaukeln. — Kurz, es stellte sich dem Auge ein Leben und Weben von der buntesten und reizendsten Mannigfaltigkeit dar, das in den allerfreiesten und ungezwungensten Bewegungen sich nach Belieben erging.

Endlich schien es mir Zeit, in's Bad zu gehen. Noch hatte ich keinen Baigneur. Als ich von dem weiten Kreise dessen, was ich betrachtend überblickt hatte, mit dem Auge zum nächsten Vordergrunde zurückkehrte, wurde ich mit Unwillen gewahr, daß alle Baigneure, kenntlich an den hochrothen Flanellkleidern und bloßen Füßen, im Meere waren. Nur Einer lehnte still und unthätig wider dem Badekabinette, welches die Aufschrift: Bureau trug, und wo man die Badekarten löst. Es war ein blühend schöner Jüngling von etwa zwanzig Jahren. Seine Gestalt war edel geformt, groß und kräftig. Aber auf seinem schönen Gesichte lag der Ausdruck der Trauer und des Unmuths. Warum nahm ihn Niemand zum Badediener an? Ich hätte das meiste Zutrauen gerade zu ihm gehabt.

Ein alter Bootsmann lehnte neben mir an der Brustwehr. Auf seinem Gesichte stand manche Seefahrt, mancher Sturm verzeichnet.

„Wie heißt der junge Baigneur dort?“ fragte ich ihn.

Er grüßte höflich und sagte: „Ivo, Mynheer."

„Warum miethet ihn denn Niemand?"

Er zuckte die Achseln und sagte dann halblaut: „Mynheer, das hat auch so seine Zunftursachen. Versteht Ihr wohl, der brave, arme Ivo ist der jüngste Baigneur. Damen nehmen Anstand, ihn zu wählen; Herren nehmen selten Baigneure, wenn sie schwimmen können. Er kann sich nicht vordrängen. Da sitzt er wie ein Fisch auf dem Strande. Kommen Leute, die einen Baigneur haben wollen, so schiebt Monsieur Eduard, der Commissionär dort in dem blau und weiß gestreiften Rocke, mit der Pfeife im Munde, einen der älteren Baigneure vor, die alle seine Freunde sind und bei denen Eine Hand die Andere wäscht, und Ivo bleibt ohne Verdienst."

„Hat er denn böse Eigenschaften oder versteht er sein Geschäft nicht?"

„Mynheer," entgegnete der Bootsmann, „es antwortet sich leichter für einen alten Seehund, der den Arm dreimal und das Bein einmal gebrochen hat, wenn er sitzt und — wenn ein Geneverchen *) die vom Seewind ausgetrocknete Kehle benetzt hat. Laßt uns dort am Lootsenhause Platz nehmen und ein Geneverchen trinken, so sollt Ihr Alles wissen. Aber redet deutsch, Mynheer; ich bin auch ein Deutscher, aus Königsberg in Preußen gebürtig, liege aber hier als ein Wrack vor Anker und heiße Meyer."

Ich fand sogleich, daß die Bemerkung meines Hausherrn über die Bootsleute auf dem Damme richtig war. Lassen Sie sich mit ihnen nicht ein, hatte er gesagt; sie hängen sich an Sie wie Kletten, und allemal ist eine unverschämte Bettelei im Hintergrunde ihrer Höflichkeit und Freundlichkeit.

Ich trat mit ihm an das Lootsenhaus, das aus zwei kleinen, durch einen Mittelbau vereinigten Pavillons besteht, und zwischen

---

*) Wachholderbranntwein.

dem Cercle du Phare und dem Pavillon du Roi liegt. Bei schönem Wetter stehen da Tische und Stühle in Menge und die herumbummelnden Seeleute sitzen in großer Zahl daselbst, trinken das säuerliche, starke Bier, welches den Namen Faro trägt, oder einen Genever, rauchen und plaudern, sehen durch das Fernrohr auf die See und suchen in aller Weise die Zeit todtzuschlagen, oder einen Fremden in's Schlepptau zu bekommen, dem sie ein Glas Faro oder einen Genever herauslocken, indem sie ihm ihre meist wundersam genug klingende Lebensgeschichte erzählen.

Mein Bootsmann Meyer, dem man indessen von der Mundart seiner Heimath nichts mehr anhörte und der durch und durch ein Vläminge geworden war, bestellte zwei Geneverchen auf meine Rechnung, die ihm natürlich beide zufielen, und als er sich damit gelabt, hob er an: „Nun will ich Euch antworten, Mynheer, daß Ihr Eure Freude dran haben sollt. Mit dem Baigneur Ivo hat es seine eigne Bewandtniß. Er stammt von Mariakerke, dort hinter den Dünen, und sein Vater war Matrose auf der „Mevrouw Lisetje," einem Schooner von Ostende, der dem Mynheer van Straaten gehörte und nach Cadix fuhr, Steinsalz zu holen, das hier raffinirt wird. Die „Mevrouw Lisetje" war ein gut gekupfert und getakelt Fahrzeug, Mynheer; Bootsmann Meyer versteht das; aber es gedachte ihm schon lange her und es ging ihm wie meinem Wamms hier, die Fugen hielten nicht mehr. Da ist es denn den Weg aller Schiffe gegangen, die nicht abgetakelt und verbrannt werden — es ist nämlich untergegangen. Was kann man machen, Mynheer? Mann, Maus und Salz verschlang das hungrige Meer. Hinterlassen hat ihm der Alte etwas weniger als nichts; denn ein Seehund kann nicht sparen wie eine Landratte. Wel, Mynheer, der Ivo wurde Schiffsjunge auf der „Möve". Er war ein Staatsjunge und konnte nicht rühmen, daß ihn ein Tauende geküßt hätte.*)

*) Kunstausdruck für: Mit einem Stücke Schiffstau geprügelt werden.

Die „Möve" holte dieselbe Fracht in Cadix und die Schiffsmannschaft hatte ihn lieb, weil er wacker, fix und gefällig war. Da nun der Junge wuchs, wie ein Kabeljau in der Nordsee, und riesenhafte Kräfte hatte, so wurde er bald Matrose und konnte seiner armen Mutter etwas geben, obgleich so ein Matrose nur monatlich seine fünf und zwanzig Francs hat, eine Hundegeld, wenn man die Arbeit bedenkt, die ein Matrose hat. Mynheer, ich bin siebenmal in Rio gewesen; dreimal im schwarzen Meere; einmal in Archangel und mehr denn zehnmal in Newyork; von England, Italien, Frankreich, Schweden und Norwegen, auch Dänemark, will ich gar nicht reden, weil es eine pure Lumperei ist, aber ich sag' Euch, Mynheer, es ist ein Blutgeld, was man verdient, und wenn man ein Wrack geworden ist, wie ich, keine Takelage mehr hat und nicht mehr See halten kann, so setzen sie einen auf's Trockene und lassen Unsereins zappeln. Wenn es nicht gute deutsche Mynheers gäbe, so käme kein Faro und kein Genever mehr über die Zunge." —

„Ihr seid von Ivo ganz abgekommen, Bootsmann Meyer!" — fiel ich ihm in die Rede, die wieder auf eine Bettelei lossteuerte.

„Wel, Ihr habt Recht, Mynheer," sagte er sich erinnernd. „Nun, der Ivo war ein prächtiger Matrose, kletterte, wie ein Eichhörnchen; ritt auf einer Raae, wie ein Husar im Sattel; wickelte ein Tau auf, wie eine Mevrouw ihr Strickgarn, und tanzte Schottisch im Mastkorb im rasendsten Sturm. Er machte mehrere Reisen, und als er von einer nach Rio zurückkam, war seine Mutter todt. Nun war Ivo frei und blieb auf der „Möve" bis — Ihr wißt, Mynheer, es ist nichts mehr mit einem braven Kerl, wenn er sich in ein Weibsbild vernarrt. Kurz, der Ivo fing Feuer und seitdem war's ab."

„Wie so?" fragte ich.

„Zeker,*) Mynheer, es war ab mit ihm, das will sagen,

*) Sicher!

er war kein Seehund mehr. Er knauserte, wie eine Landratte; trank kein Glas Faro, kein Geneverchen; ging nicht zum Tanz, und brachte all' sein Geld dem Mädchen. Als er sah, daß dies nicht recht voran wollte, denn er wollte reich werden, und daß die Baigneurs ein Heidengeld verdienen, verlockte ihn das. Er verließ, mir nichts, dir nichts, die „Möve" und wollte Baigneur werden. Wel, Mynheer, damit hatte es aber seine Flausen."

„Warum, Alter? Ihr habt ja doch Gewerbefreiheit in Belgien und die Baigneure sind ja doch keine von Eueren sogenannten alten Societäten? Das Seebad ist ja erst ein Kind der neuesten Tage?"

„Zeker, Mynheer, Zeker! aber man hat auch früher in der See gebadet; freiwillig, wenn's heiß war, und unfreiwillig, wenn eine Sturzwelle oder ein Sturmpfiff Einen über Bord warf oder ein Schiff Seewasser trank.*) Das ist wahr. Freilich bekam man dazu keinen Baigneur und es kamen keine Landratten aus der Ferne, die zitternd in das Salzwasser gehen und zähneklappernd heraus. Das ist neu, und darin habt Ihr Recht. Das aber ist auch wahr, daß die Baigneure und Baigneusen mit den Badekabinetten und dem Herrn van Bruggen, oder wie er heißt, und seiner Maskopei zusammenhängen. Das ist so ein Ding, wie die Zunft in Deutschland. Nun begreift Ihr, daß, je mehr Baigneure da sind, desto weniger von den Einzelnen verdient wird. Das haben die Burschen herausgefischt ohne Netz und Harpune, und man braucht nicht nach Norwegen zu fahren, um diesen Kabeljau am Schwanze zu fassen. Versteht Ihr? — Da ist denn der junge Ivo gekommen und hat gebeten, Baigneur werden zu dürfen. Er hatte gute Papiere und Jedermann kannte ihn als einen braven Jungen. Die Herren von der Badekarren-Societät haben ihn angenommen gegen den Willen der anderen Baigneure. Nun setzen die ihn auf den Strand, wo sie können; hängen ihm einen Denkzettel

*) Soviel als: in der See unterging.

an; drängen sich vor, und Ivo ist bescheiden. So kommt's, daß er fast brodlos ist, und ich sag' Euch, es ist die bravste Seehundsseele, die jemals auf und in dem Salzwasser war. Nun, Mynheer, wißt Ihr Alles; vergesset aber auch nicht den alten Bootsmann Meyer, der einen Arm hat, der dreimal gebrochen war und ein Bein, das einmal entzwei war. Er war siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meer, einmal in Archangel und mehr denn zehnmal in Newyork, von England, Frankreich, Italien, Dänemark, Norwegen und Schweden gar nicht zu reden und ein Trinkgeld, ein Pourboire, kommt ihm allezeit gut!" —

Daß das kommen würde, vermuthete ich, nach den Erfahrungen, die ich bereits gemacht und nach dem, was man mir gesagt hatte. Ich gab ihm ein Zehncentimesstück und hatte nun an ihm einen Freund gewonnen, der mir jeden Morgen sagte, aus welcher Ecke der Windrose der Wind pfiff; welche Schiffe ein- und ausliefen; wann die Fluth käme und wie der Fischfang ausgefallen wäre. Daß inzwischen dann und wann fünf Centimes abfielen für ein Geneverchen, verstand sich von selbst, und war so eigentlich das Band der Freundschaft zwischen dem alten Bootsmann Meyer und mir, und die Seeluft macht sehr durstig.

Für diesmal verließ ich ihn und sah, wie er seine Kaperfahrt nach einem andern Neuling auf dem Damme antrat. Ich stieg die Holztreppe hinab, fest entschlossen, keinen anderen anzunehmen als Ivo, ihn aber auch meinen Bekannten, namentlich Verhägen, zu empfehlen, wenn er kommen würde.

3.

„Haben Sie schon einen Baigneur?" fragte Monsieur Eduard im blau- und weißgestreiften Röcklein, der Commissionär der Badekarren-Maskopei, der Alles hier unten am Strande dirigirt und deutsch redet, auch ziemlich gefällig ist.

„Ja," sagte ich kurz, gab meine Karte ab und trat zu Ivo, der traurig an dem Badekabinet lehnte, das als Bureau dient.

„Ivo," sagte ich, „willst Du mein Baigneur werden? Wie ist's, Jongetje?" *) Dies freundliche, vlämische Wort scheuchte augenblicklich die Trauer von Ivo's schönem Gesichte.

„Helaas!" rief er aus. „God zy geloft, Mynheer, ik will!" **) und mit Einem Sprunge war er bei mir, und nahm mir Badekleider und Linnen ab.

„Badet Ihr nur einmal, Mynheer?" fragte er.

„Nein, Ivo, ich bleibe drei Wochen hier!"

„Welnu! ***) Desto besser, Mynheer!"

„Willst Du also die ganze Zeit mich bedienen?"

„Dat is zeker! †) Ich werde für Alles so gewissenhaft sorgen, wie wenn Ihr es selbst thätet! Kommt jetzt; die Fluth ist da!"

Wir gingen. Ivo war sehr besorgt; schleuderte das Seewasser mit dem Eimer, das die Douche vertritt, so kräftig, daß mich die Haut brannte und lachte nicht, wie die Andern, daß die Landratte sich etwas ängstlich anstellte. Ich will's bekennen, daß ich Anfangs ängstlich war, denn ich schwimme schlecht; und es ist doch auch etwas ganz anderes, wenn die hohen Wellen kommen und Einen fast niederschlagen oder wegschleudern, als die Wellen eines Flusses, die nur plätschern.

Als ich das Bad genommen und aus dem Cabinette trat, reichte er mir seine Hand. „Laachtjes vas! Gemakkelyk!" ††) sagte er, „die Stiege ist steil."

Als ich ihn bezahlte, dankte er herzlich und bat, „wenn ich etwa Freunde hätte, ihm diese zuzuweisen."

---

*) Jüngelchen.

**) Ach! Gott sei gelobt! Mein Herr, ich will's!

***) Wohlan!

†) Das ist gewiß!

††) Sachte etwas! Langsam!

Das versprach ich, und wir schieden für diesmal. Schon bei Tische konnte ich ihm zwei zuweisen, und ehe zwei bis drei Tage umwaren, hatte er fast mehr, als Einer der Anderen, die ihn neidisch zu verdrängen suchten.

Jetzt war die trübe Miene verschwunden. Er sang und pfiff den ganzen Tag; aber er wußte auch, woher das kam, und bewies mir eine Liebe und Dankbarkeit, die wahrhaft rührend war.

Es gefiel mir wohl, daß ich ihn nie am Lootsenhause herumlungern und bummeln sah. In der Regel war er von vier Uhr an verschwunden.

Als ich den Bootsmann Meyer fragte, wo sich Ivo aufhalte, zuckte er spöttisch die Achseln und meinte, „es gehöre wenig Witz dazu, um das zu errathen; ich solle einmal zum Luisetje gehen, dort würde ich ihn finden. Aber,“ sagte er, „wenn's stürmt auf dem Meere; wenn das Rettungsboot am Leuchtthurm aufgefahren ist, dann ist er da, um im Boote immer der Erste zu sein; wenn es die Rettung Verunglückter gilt. Habt Ihr gehört, Mynheer, was vor acht Tagen geschah?“

„Nein!“

„Welnu, da ist so ein Milchbart, der daheim in einer Badewanne schwimmen lernte, hierher gekommen, und meinte, das Baden im Meere sei nicht viel mehr als das, und bei hoher Fluth zu baden sei ein Kinderspiel. Geht da in See mit seinen drathdünnen Beinchen und Aermchen und manövrirt da herum, mir nichts, dir nichts! Wider alle Warnung schwimmt er gegen die Estacade,*) und es kommt eine plumpe Sturzwelle, faßt das dürre Jongetje und schmeißt's an die Balken der Estacade, daß es leblos herunterpurzelt in das Meer. Der war fertig, so gewiß ich heute noch kein Geneverchen getrunken habe. Gebt mir doch etwas dafür! — Nun, um wieder auf den Esel zu kommen, so war es Ivo, der

*) Die beiden Wellenbrecher am Eingange zum Hafen heißen so.

ihm zusah. Wie ein Haifisch hatte er ihn am Kripps und brachte ihn heraus. Er hatte ihn geentert wie er in Sicht kam. Als er ihn am Strande hatte, lud er ihn auf seine Schultern und trug ihn auf den Damm, wo ihn der Doctor bald wieder am Leben hatte, daß er nach Luft schnappte wie ein Fisch. Die patzige Landratte kam besser davon, als sie es verdiente."

„Und Ivo?" fragte ich.

„Wel," entgegnete Meyer, „der brave Junge hatte sich zurückgezogen und war, als man endlich an den muthigen Baigneur dachte, der ihn gerettet, verschwunden. Der alte Meyer stand dabei und hatte die Geschichte mit angesehen. Ich will's Euch sagen, Mynheers, rief ich. Der brave Junge, der den Tollpatsch da herausgeholt hat, heißt Ivo Verhägen, und ein gutes Pourboire kommt ihm auch morgen noch zu gut, ob er's gleich heute verdient hat."

„Verhägen heißt Ivo?" rief ich aus.

Meyer sah mich betroffen an.

„Mynheer," rief er, „seid Ihr krank im Kopf?*) Warum soll der Ivo keinen ehrlichen Namen haben, wie Ihr und der alte Bootsmann Meyer?"

„Versteht mich doch recht, Bootsmann Meyer! Ich bin so nüchtern, wie Einer, der vor dem Frühstück baden will, und mag auch dem braven Ivo seinen ehrlichen Namen nicht verkümmern; aber sagt mir, ob Ivo mit dem Seemanne Verhägen verwandt ist, dessen Schiff hier einmal strandete und den ein Ostender Seemann rettete?"

„Wel, Mynheer, Ihr seid fremd hier und wißt Dinge, die Wenige hier mehr wissen, als der alte Bootsmann Meyer und noch Einer. Woher wißt Ihr das?"

---

*) Ausdruck der Seeleute für: Betrunken.

„Das ist meine Sache, Bootsmann Meyer! Antwortet mir auf meine Frage.“

„Wel, das ist leicht gesagt! Mynheer, Ihr seht, es weht ein scharfer Nordwest diesen Morgen und der trocknet sehr aus. Das Reden wird einem alten Bootsmanne schwer, der siebenmal in Rio dreimal im schwarzen Meere, einmal in Archangel —“

„Das weiß ich schon!“ rief ich.

„Desto besser,“ sagte der Alte, „so spar' ich das mühselige Reden; aber ein Glas Faro oder ein Geneverchen stärkt das Gedächtniß und macht die Zunge beweglich, wie die Magnetnadel im Compaß.“

Ich sah wohl, daß nichts übrig blieb, als ihm die Gurgel zu netzen. So trat ich denn mit ihm an's Lootsenhaus, wo er schnell ein Geneverchen für sich, und, in schlauer Berechnung, daß ich vor dem Bade nichts genießen würde, ein Glas Faro für mich bestellte. Dann sagte er: „Mynheer, seit drei Tagen hab' ich kein Prümchen mehr und seit drei Monaten hat keine Cigarre meine Nase erquickt. Seid so gut und erfreut mein Herz; dann steht die Nadel im Compaß ganz nach der Himmelsgegend, dahin Ihr steuern wollt, und alle Segel sind geschwellt.“

Der Genever kam und verschwand. Ich schob ihm das Glas Faro hin und eine Cigarre und sagte: „Nun aber laßt vom Stapel!“

„Goddam!“ rief er, „Ihr seid ein Mensch, der ein Seemann zu sein verdiente! Ich lieb' Euch, wie mein Schiff, das in der Bai von Biscaja im Meere verfault. Helaas! Mynheer, das will etwas sagen! Jammerschade! Es war ein Dreimaster, wie ein Orlogschiff und ein Segler, op myne eer! *) wie —“

„Kommt doch zur Sache!“ rief ich ärgerlich aus.

„Gemakkelyk! Gemakkelyk! Mynheer — das Herz blutet mir, als säß' eine Harpune drin, wenn ich dran gedenke! Aber ich weiß, Ihr wollt etwas von Ivo's Familie hören. Welnu! Ich hab' Euch

---

*) Auf meine Ehre!

schon gesagt, daß er von Mariakerke stammt, das dort hinter den Dünen liegt. Ihr seht den Kirchthurm ja! Wel, Mynheer, es gibt so viele Verhägen's in Belgien, als Müller und Schulze in Königsberg, wo ich zu Hause bin, aber mit dem Verhägen, an den Ihr mich erinnert, mag er immer noch verwandt sein, denn der stammte auch von Mariakerke."

„Richtig! Nun, was wißt Ihr von dem?"

„Viel, Mynheer, denn ich kannte ihn noch. Er hatte es weit gebracht, denn er war Capitän eines Kauffahrers von Brest."

„Richtig?"

„Helaas! Meint Ihr, der Bootsmann Meyer führe mit falschem Winde?"

„Sein Schiff strandete hier —"

„Wel, Mynheer, wenn Ihr's so gut wißt, wie ich, warum fragt Ihr mich?"

„Wenn das wirklich wäre, würde ich nicht mit Eurem Winde segeln."

„Op myne eer! Das ist wahr! Welnu, Mynheer, es kommt alle Jahre etliche Mal vor, daß Schiffe hier auf den Strand gerathen, wenn der Nordwest oder Nord bläst. Dann scheitern sie allemal und ist nicht zu helfen, denn der Strand von Ostende ist flach und reicht weit in See. Ist nun so ein Fahrzeug im Sturme ein Wrack geworden und nicht mehr coursfähig, so fitzt's blitzschnell fest und geht aus einander wie mein Wamms. Ihr seid so von meiner Statur und könntet mir wohl einen Rock schenken! — Da ist denn einmal Capitän Verhägen von Cherbourg nach Antwerpen gefahren oder von Brest — ich weiß es so genau nicht mehr — und ein Sturm überfiel ihn, daß die Möven Abends zu Tausenden über die Stadt zogen mit ihrem kläglichen Geschrei, und festen Boden für ihre Beine suchten. Das, Mynheer, ist immer ein Zeichen, daß es auf der See arg hergeht. Die Lootsenglocke rief: „Allmann auf den Damm!" Da knallt's in See. Das war ein

Nothschuß! Gleich wieder einer! Man hörte den viel näher. Das war ein Zeichen, daß das Fahrzeug, das in Noth war, dem Lande zugetrieben wurde. Alles lüstert.*) Puff! der dritte Nothschuß! Ganz nahe klang der und man sah den Aufblitz. Helaas! Myn God! Da war kein Zweifel mehr. Selbst durch das Brüllen der See hörte man das Angstgeschrei; aber der Wind war so heftig; die See ging so hoch, daß fast kein Mensch auf dem Damme stehen konnte. Der Schiffbruch war da, aber Keiner hatte den Muth, in solchem schrecklichen Wetter sich hinaus zu wagen. Nur Einer sprang in's Rettungsboot und stieß ab. Herr, das war keine Kleinigkeit. Die Nacht war schwarz wie ein Kamin, und solch' einen Sturm hatte ich nur einmal erlebt, den, als in der Bai von Biscaja unser Schiff Seewasser trank und doch war ich siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meer, einmal in Archangel und —"

„Ich weiß das ja schon!" rief ich. „Wie hieß der Mann, der in's Boot sprang?"

„Gemakkelyk, Mynheer! zachtjes vas! Es will Alles seinen Gang haben. Ihr wollt gleich alle Segel aufsetzen! Jan hieß er, und war ein Kerl wie Ivo; aber schon halb ein Grysaard**) und ein Ehemann, Mynheer, der, zoo waar ik leve! eine vrouw und ein Kind hatte, und doch nicht bangte. Das war ein Kerl, wie's Wenige gibt! Op myne eer!"

„Hatte er denn keinen anderen Namen, als Jan?" —

„Op myne eer, Mynheer, Ihr fragt, als ob Ihr leck in de kop***) wäret; freilich hatte er, wie Andere auch, einen Familiennamen! Zeker! Cornelis hieß er, Cornelis, Jan Cornelis!" —

Meyer hielt phlegmatisch inne und trank einen kernhaften Schluck Faro.

---

*) Horcht.

**) Ein Greis.

***) Ein Loch im Kopfe hättet, toll wäret.

„Wollt Ihr Euch vor Anker legen mitten im Cours?“ — fragte ich ungeduldig, denn nun erst gewann die Erzählung Interesse für mich.

„Ihr seid sehr hitzig, Mynheer, und zum Capitän taugtet Ihr kein Stäubertje. Ein Seehund muß ruhig bleiben. Wartet's nur ab. Wel, der Jan Cornelis sticht in See — und Allmann sagt: vaarwel, braver Jan! Aber der Jan wußte sein Boot zu steuern, wie ein Capitän sein Schiff lenkt. Soviel sah er im Unwetter in den leuchtenden Wellen, daß ein Mann sich die letzte Mühe gibt, über dem Wasser zu bleiben, doch keine Kraft mehr dazu hat. Kaum ist er noch einmal in Sicht, so entert ihn der Jan. Er ruft mit seiner Donnerstimme: Hierher Allmann! Aber es bleibt still und die See hat sie Alle verschluckt. Die See tobt immer grausiger. Die Möven ziehen schreiend zum Lande. Der Sturm rast immer mehr. Da denkt Jan: Besser Einen, als Keinen, macht kehrt und kommt zurück. Freilich wär' er fast mit seinem Geretteten noch am Damme zu Grunde gegangen; aber sie werfen ihm ein Tau hinaus, das er glücklich hascht und er ist gerettet.

„De Heer zy geloft!*) rufen Alle. Ein Doctor ist da, der an dem Manne, der Seewasser getrunken hat, herummanöverirt, bis er endlich doch Zeichen des Lebens gibt. Im Lootsenhaus kommt er zu sich und fragt, wer ihn gerettet hätte? Da zeigen sie ihm denn den braven Jan Cornelis, der dabei stand und that, als wär's ein Knabenspiel gewesen. Mynheer, als sie ihm den Jan Cornelis zeigen, ich sag' Euch, da fällt er ihm um den Hals und Vreugdetraanen rollden over zyne wangen;**) Mynheer, das ging einem alten Seehund an das Hartje.***) Da hättet Ihr die Herrlichkeit sehen sollen! Aber die wurde noch größer, als sie hören,

*) Der Herr sei gelobt!

**) Freudenthränen rollten über seine Wangen.

***) Herz.

daß der Gerettete ein Ostender Jongetje vas.*) Und Zeker, es war der Capitän Verhägen, wie Ihr schon wißt, der den Jan Cornelis kannte aus den Bubenjahren, der als Schiffsjunge fortgegangen war. Nun aber nahm ihn der Jan Cornelis mit in sein Haus hinter den Dünen. Aber, Mynheer, der Hals wird mir trocken; der Nordwest ist scharf heute. Noch ein Glas Faro! — Nicht?" —

Ich nickte bejahend und das zweite Glas Faro kam, dem er bald auf den Boden sah.

„Ihr seid ein guter Mann," sagte er mit Salbung.

Ich fürchtete wieder eine jener Abschweifungen, die der Alte so sehr liebte.

„Weiter!" rief ich.

„Zachtjes vas!" sprach er ruhig. „Ihr müßt nicht so treiben! Ihr seht ja, der Cours ist gut und ich führe das Steuer ganz nach Euren Wünschen. Wir werden gleich einlaufen und guten Ankergrund finden."

„Luistert!**) Der Capitän Verhägen wird aber am andern Tage schwer krank und liegt sieben Wochen bei dem armen Jan Cornelis darnieder. Doch der zuckt nicht. Er ist alle Tage bei ihm auf dem Hinterkasteel und wacht an seinem Bette und ermüdet nicht in treuer Pflege. Treu' ist Seemannsart. Endlich wird er wieder gesund; aber er hat nichts mehr als seine goldene Uhr, die er auf dem Leibe trug, und die gibt er dem Jan Cornelis, der sie nicht nehmen wollte. Der Capitän ging endlich fort und bettelte sich durch bis nach Frankreich. Er hatte viel Geld daheim und versprach, den Jan Cornelis gut zu bedenken. — aber —

„Hielt's nicht," fiel ich ihm in die Rede.

„Wel, Mynheer; aber ein Ostender Jongetje hält sein Wort,

*) Ein Ostender Jüngelchen war.

**) Horcht!

wenn er's nur irgend kann. Der Verhägen hat's gewiß nicht gekonnt, und wer weiß, wo er Seewasser trank, bis er genug hatte."

„Und Jan Cornelis?"

„Der hat das auch geglaubt und ging wieder in See, weil er die See lieb hatte, wie ich, Mynheer; denn seht, ich bin ein Wrack und liege hier abgetakelt vor Anker, aber daheim halt ich's nicht aus. Ich muß hier auf dem Digue*) sein von Morgens bis Abends und die See sehen, sonst sterb' ich vor Heimweh. Helaas! daß ich nicht mehr See halten kann! — Der Jan Cornelis war gerade so. Er schiffte, für fünf und zwanzig Francs den Monat, mit dem Fischerboot seines Patrons hinauf nach Norwegen und davon ernährte er sein Weib kümmerlich eine Reihe von Jahren. Alle seine Fahrten waren glücklich und auch der Fischfang seines Patrons, bis einmal doch ein Unglück über ihn kam, das ihn zum Wrack machte. Und das kam so. Als sie von Norwegen heimsegeln, reich an Kabeljau's, Salmen, Makrelen, Hummern, Tongen und dergleichen, überfällt sie ein Sturm. Sie arbeiten wacker, aber eine Raae stürzt herunter und trifft den armen Jan Cornelis und schlägt ihm den Arm entzwei. Als er in das Lazareth kam, war der Arm schlimm und der arme Jan kommt einem von den gelehrten Doctoren unter die Finger, die Alles krumm heilen. Der pfuscht an ihm herum, und als er endlich fertig ist, kann der gute Jan Cornelis nichts mehr arbeiten, ist ein Wrack und liegt vor Anker. Und nun ist er alt, und wenn er das brave Kind nicht hätte, das ihm im Alter geboren ward, so müßte er hungern. Doch, Mynheer, die Uhr hat er auch im tiefsten Elend nicht hergegeben, obgleich sie ihm viel Geld dafür boten. Er trägt sie auf seiner Brust. Es ist ihm sein theuerstes Gut, nächst dem schönen Kinde seines Alters, bei dessen Geburt sein Weib starb."

„Was sagt Ihr, er lebt noch?" —

---

*) Damm.

„Warum denn nicht?“ — fragte Meyer verwundert. „Er ist ein Grysaard, noch zehn Jahr älter als ich, aber er ist noch stärker als ich. Freilich, Mynheer, ich war siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meer, einmal in Archangel —“

„Richtig!“ rief ich aus. „Ich weiß es. Wo wohnt Jan Cornelis?“

„Welnu, Herr, Ihr laßt Einen ja gar nicht mehr ausreden! Er liegt dort oben hinter den Dünen vor Anker. Ich will Euch hinführen und im Pavillon aux Dunes gibt es ein Geneverchen, wie man's hier in Ostende nicht besser trinkt. Versteht Ihr? Ihr zahlt Eins oder Zwei und Ihr findet den Jan Cornelis, nach dem Ihr ein so großes Verlangen habet, daß ich's nicht begreifen kann, op myne eer, Minheer! — Aber sagt mir das doch!“

„Ein andermal, Meyer!“

„Wel — so liegen wir endlich vor Anker!“

„Geloft zy God!“ rief ich aus und eilte nach dem Bade, wo mich Ivo erwartete. Meyer stand mühsam auf. Ich sah noch, wie er in bedenklichen Wellenlinien am Cercle du Phare vorüber der Stadt zu steuerte.

4.

Es war am Nachmittage des folgenden Tages, als ich den Weg hinter die Dünen einschlug, der dort links abbiegt, wo rechtshin der Weg nach dem Pavillon aux Dunes sich wendet. Dieser ist mit Asphalt stellenweise befestigt, während jener alle Unbequemlichkeiten des Dünensandes den Wanderer empfinden läßt. Das Morgenbad hatte mich ungemein erquickt, so daß ich mich in der heitersten Stimmung befand.

Was ich dort wollte und suchte, wohin mich mein Weg führte, war ein Doppeltes. In erster Linie lag der Gedanke, Jan Cornelis

aufzufinden, um das Wort zu lösen, das ich Verhägen gegeben hatte; in zweiter aber die Absicht, einmal diese Dünengegend kennen zu lernen, die ein so eigenthümliches Gepräge hat. Es war ein Tag heute, wie ich ihn reiner und schöner noch nicht am Meeresstrande erlebt hatte. Des Himmels Azur war tief gesättigt und dies wunderbar herrliche Blau spiegelte sich in den leichtgekräuselten Wellen des Meeres ab, daß dieses, dessen Farbenwechsel so mannigfaltig ist, heute in einem milden Blau glänzte, das nur hier und da von weißen Adern leise durchzogen war, welche dem weißen Schaume der Wellen ihr Dasein verdankten. Keine Wolke war am weiten Bogen sichtbar, den das Auge auf dem Damme erblickt. Leuchtend und strahlend schritt mähligen Fußes die Königin des Tages dahin und ließ ihr Bild wiederstrahlen vom riesigen Spiegel, den ihr das Weltmeer entgegenhielt und der selber wieder erglänzte von der Glorie des zurückgeworfenen Bildes des „Lichtes, das den Tag erleuchtet.“ Der Seewind blies erquickend aus Nordost und brach die Macht der Sonnengluth so nachdrücklich, daß sie nicht einmal drückend erschien, während sie im Binnenlande heute zu Boden beugend sein mußte. Hier und da erblickte das Auge ein Boot, das, von Kurgästen besetzt, eine kleine Rhedenfahrt unternahm oder nach Blankenberghe ging. Größere Segel sah man am Saume des Horizonts auftauchen, eine Weile in Sicht bleiben, und dann wieder verschwinden. Der „Panther,“ jener stolze Dampfer, der die Verbindung mit England unterhält, trat majestätisch aus der Estacade heraus und durchschnitt die Fluth so muthig und fest, daß die Seele sich dran ergötzte, wie der Menschengeist Ein Element zum Bezwinger des andern sich unterwirft. Es war ein Bild des Menschen, der, eines festen Zieles, eines freudigen Muthes und einer ausdauernden Charakterkraft sich bewußt, seinen Weg unbekümmert verfolgt, was ihm auch bevorstehe und begegne. —

Auf dem Digue oder Damme erging sich die Badegesellschaft, gemischt mit der Judenschaft Ostende's, die heute, am Sabbath, allen

Glanz des Reichthums und der Eitelkeit und Prunksucht entwickelte. Scherzen, Lachen, Kosen überall, und dabei Kokettiren und Courmachen, Adoriren und der weisen Rede Lauschen, oder die alberne bewunderungsvoll Belächeln. Stoff zu stillen Beobachtungen am Thermometer des geselligen Umgangs, der herrschenden Bildung, der Nationalität wäre genug geboten gewesen, wenn mich nicht mein Ziel rasch diesem Gedränge entzogen hätte.

Kaum hatte ich den Dünenweg betreten, als ich mich diesen Strömungen enthoben und allein sah, denn sie bewegten sich nur vom Pavillon der Dünen bis hinab zum Austernparke und der Estacade hin und her, in einem Einerlei, das nur dann kein ermüdendes werden kann, wenn man tiefere geistige Bedürfnisse nicht kennt, als dieses Wechseln leerer Redensarten, oder — wenn wirklich ein Gespräch von geistiger Tiefe in Regionen führt, welche des Denkens würdig sind.

Die Dünen, welche gegen das Meer senkrecht abfallen und spärlich von dem wohlthätigen, durch seine ungeheuern Wurzelfäden ihnen unzerstörbare Festigkeit gebenden Sandhafer bewachsen sind, senken sich in der entgegengesetzten Richtung allmälig der Ebene zu. Stellenweise bilden sich in derselben Richtung mehrere fortlaufende Hügelketten, welche als Damm der Natur gegen das gewaltige Meer dienen.

Ihre Landseite ist mit verschiedenen, der Dünenflora ausschließlich angehörenden Holz- oder Schaftpflanzen ganz bedeckt und bildet kleine Schluchten und Thäler, denen selbst ein eigenthümlicher Reiz nicht abzusprechen ist, wie monoton auch das Ansehen sein mag. Malerisch wird dies absonderliche Bild dadurch, daß in diesen Thälern und Klüften der Dünen hin und her ein paar buntgeschäckte Rinder oder Ziegen weiden, ein Häuflein halbnackter Kinder sich spielend umhertreibt, und hier und da ein kleines Häuschen steht, so klein, daß wir, die wir aus dem Binnenlande kommen, kaum begreifen, wie eine Familie darin wohnen und leben kann. Sie

sind, wie alle belgischen Häuser, aus Ziegelsteinen erbaut, haben ein Schilfdach oder etwa eins von Plattziegeln; lehnen an den schützenden Dünen; haben je und dann einen Birnbaum zum getreuen, schattengebenden Nachbar und einige mit Kartoffeln und Moorrüben oder Gartenpflanzen bestellte Felder, welche nur ein eiserner Fleiß dem Dünensande abringen, fruchtbar machen und durch Wälle von vier bis sechs Fuß Höhe vor dem Zuwehen des Dünensandes schützen kann. Eine Schaar Hühner treibt sich dran herum und vollendet ein vlämisches Stillleben in seiner Einfachheit und Armuth, aber auch Zufriedenheit, welches dem Beobachter dennoch wohlthut und von poetischem Reize umflossen ist.

Wär' ich ein Maler, gerade solch ein Bild würde ich malen, und ich bin überzeugt, wär' es naturwahr und warm, es würde durch seinen ganz eigenthümlichen Reiz die Blicke der Beschauer fesseln.

In weite Fernen zieht sich vom Fuße der Dünen die Ebene und vereinigt sich ebenso mit dem Horizonte, wie auf der andern Seite das lebenvolle, nie rastende Meer, nur mit dem Unterschiede, daß, wie dort Schiffe das Auge fesseln, hier Kirchthürme und, freilich selten genug, ein wenig Baumgrün dem Blicke den wohlthuenden Ruhepunkt gewähren. Eine wohlthuende Stille herrscht hier beständig, die nur durch die Schläge der Fluth an die abgewendete Seite der Dünen, durch das dumpfe Grollen des etwa empörten Meeres, durch ein fernes Geläute, durch das Gackern der Hühner, das Brüllen eines Rindes, das Jauchzen der Kinder und — durch den entsetzlich unmelodischen, weither schallenden Pfiff der Locomotive einmal unterbrochen wird. Sie thut dem Gemüthe um so wohler, als das Gewirre und Gesumme des Menschenschwarms auf dem Stranddamme von Ostende nicht geeignet ist, ruhige Beschaulichkeit aufkommen zu lassen.

Des Friedens, der hier waltet, freut sich das Herz, wenn es

aus dem Menschengewoge hierher verschlagen wird; denn hier waltet doch einmal — Natur! —

So ärmlich auch die Häuschen sind, die hinter der Dünenkette bis Mariakerke hin eine fast lückenlose Kette bilden, freilich nicht nahe an einander liegend, sondern von ziemlichen Räumen getrennt — so haben sie doch etwas Festes, Nettes und Sauberes, was sie von den Wohnungen der Armuth im Binnenlande höchst vortheilhaft unterscheidet. Sie sind wohl erhalten und in ihrem Bestande sogar sorgfältig gepflegt. Die Fenster sind, wenn auch klein, nicht bloß ganz, sondern klar und hell. Keine Draperien von Spinnengeweben sind sichtbar, keine mit Papier verklebte Scheiben; aber auch kein heimliches Schwalbennest erblickt man, keine Tauben. Ueberhaupt zeichnet sich der Meeresstrand durch Unbelebtheit von Vögeln aus. Kaum daß in den Gassen Ostende's ein Sperling sichtbar ist, der doch, da man alle Abfälle der Wirthschaft und Küche auf der Straße in Haufen gemüthlich absetzt, wo sie lange genug harren, bis sie entfernt werden, Nahrung in beliebiger Auswahl und in Hülle und Fülle fände. Selbst die Schwalbe scheint hier ihre Nahrung in unzureichendem Maße zu finden, was auf die Armuth an Insekten in der mit Salztheilen durchdrungenen Luft schließen läßt. Desto auffallender ist die zahllose Menge der Seevögel, denen aber das Auge weder am Strande, noch auf dem Meere in der Nähe des Landes begegnet. Erst in dunkeln Sturmnächten lernt man ihr Dasein kennen, wenn sie in ununterbrochenen Zügen vom Meere nach dem Lande flüchten und durch ihr angstvolles, eintöniges Geschrei ihr Vorhandensein und ihre zahllose Menge verkündigen. Es ist, als ob das gewaltige Meer alles thierische Leben an sich risse und in seinem dunkeln Schooße berge, wie denn das Leben in seinen Fluthen alles Maß übersteigt, welches zur Beurtheilung die Vertheilung des thierischen Lebens auf dem Festlande uns darbeut. Wie die Natur hier dem Binnenländer gar reichen Stoff zu vergleichender Betrachtung darreicht, so auch

das Menschenleben. Abgesehen von den Sitten und Gebräuchen, die sich hier auf alte Ueberlieferungen treuer gründen als irgendwo, ist es die Billigkeit des Lebensunterhalts, auf die sich die Gedanken nothwendig richten müssen im Vergleiche mit anderen Zuständen und Verhältnissen. Mag es sein, daß der Tagelohn geringer ist als anderswo, so steht doch das fest, daß es an Verdienst nicht mangelt für Den, der arbeiten will. Die Lebensmittel sind dagegen sehr billig für den Armen. Für wenige Centimes kauft man ein reiches Maß der kleinen, nahrhaften Seekrebse oder Muscheln. Die kleineren Seefische, die sogenannten „Platjes" sind ungemein billig und ihre Zubereitung leicht und wenig kostspielig. Ja, ein Netz und eine sehr kurze Anstrengung reichen hin, ohne weitere Kosten die Nahrung für eine Familie zu gewinnen. Und daß man dies Fischen am Strande nur von Wenigen ausüben sieht, ist doch wohl der Beweis, daß die Meisten durch andere Beschäftigungen so viel gewinnen, um sich ein zureichendes Mahl zu sichern.

Wie viel schlimmer ist der Arme des Binnenlandes daran, dem höhere Preise das Gewinnen des Lebensunterhalts so sehr erschweren und, namentlich auf dem Lande, die Seltenheit eines ausreichenden jederzeitigen Verdienstes, wenn nicht Fabrikanlagen diesen eröffnen!

In solchen und ähnlichen Gedanken vertieft, war ich eine Strecke fortgegangen und Manches der niedlichen Häuschen hinter den Dünen lag schon hinter mir, als ich mich meines Zweckes wieder lebhaft erinnerte.

Ein Mann kam mir entgegen, der auf einem Schubkarren Moorrüben nach der Stadt bringen wollte.

„Wohnt nicht hier herum der alte Jan Cornelis?" fragte ich ihn.

„Ihr hättet's besser nicht treffen können, Mynheer," erwiederte mir der Mann, „denn Ihr steht gerade seiner Wohnung gegenüber. Der Fußweg hier führt Euch zu ihm und dort in der Sonne sitzt der alte Grysaard, den Ihr sucht!"

Damit drückte er seinen Schubkarren weiter, nachdem er mich freundlich gegrüßt hatte.

Meine Blicke wendeten sich rechts hinab den Dünen zu.

Ziemlich hohe Sandwälle friedigten rechts und links von dem Fußpfade zwei ungewöhnlich ausgedehnte Feldstücke ein, in deren Ecken Pflaumenbäume ein nicht eben fröhlich Dasein fristeten. Gerade da, wo der Pfad gegen die Dünen endete, stand eines jener kleinen Häuschen, deren ich gedacht. Es zeichnete sich dadurch aus, daß es neuer war als die andern und, was immer auf Frauennähe schließen läßt, gerade neben der Thüre ein kleines Blumengärtchen hatte, darinnen eine Monatrose lustig blühte nebst Astern verschiedener Farbe. Ein alter, für den Sandboden hoher und weitastiger Birnbaum beschattete auf der andern Seite theilweise das Häuschen, theilweise einen kleinen Raum, der als Hofraum gelten mußte. Hinter dem Häuschen, in einem kleinen Dünenthälchen, suchte eine geschäckte Kuh ihr mageres und hartes Futter, und Hühner und Kaninchen trieben sich lustig in den Dünen in der Nähe des Hauses umher. Unter dem Birnbaum und an seinem rauhen Stamme angelehnt stand ein strohgeflochtener Sessel von kunstloser Arbeit, in dem ein Greis saß, dessen schneeweißes Haar von einem Südwester *) bedeckt war. Sauber und nett war die ganze Umgebung, selbst auf den Feldern erblickte man kein Unkraut.

Einen Augenblick betrachtete ich mir das Bild dieses Stilllebens, aus dem Armuth und Zufriedenheit, Ordnung und Fleiß anheimelnd und wohlthuend mir entgegentrat. Ohne Weiteres schlug ich dann den Querpfad ein und stand vor dem Greise, der sich auf meinen Gruß mühsam erhob und seinen Südwester achtungsvoll lüftete.

Neben seinem Sessel stand ein leerer Holzstuhl und davor das

*) Südwester heißt hier der wachstaffetne Hut der Seeleute, dessen Krämpe im Nacken länger ist als über der Stirne.

runde Tischchen mit allen Geräthschaften der hier sehr im Schwunge gehenden Spitzenklöppelei. Eine Spitze war in Arbeit und lag theilweise aufgerollt dabei, die sich durch Schönheit des Musters und Feinheit der Arbeit vortheilhaft auszeichnete.

„Ihr gestattet wohl, Vater, daß ein müder Wanderer ein wenig bei Euch rastet?“ hob ich an.

„Mit Vreugde!“ *) erwiederte der Greis. „Nehmet doch Platz auf dem Stuhle. Luisetje wird sich einen andern holen, wenn sie kommt.“

Mit einem Blicke hatte ich das volle Bild des Greises in mich aufgenommen. Er mußte wohl tief in den Achtzigen sein, daran war kein Zweifel. Sein Haar war zu Schnee gebleicht. Tiefe Falten zeigte sein Gesicht, aber das Auge schien noch lebhaft und scharf. Der Kopf war schön und selbst in diesen hohen Jahren lag noch ein frisches Roth auf den Wangen, denen man es ansah, daß sie manchem Sturme waren preisgegeben gewesen. Seine Kleidung war ärmlich. Auf dem alten Wamms saß mancher Lappen, aber Alles war so ordentlich geflickt und so reinlich, daß man sich dessen nur freuen mochte.

„Ihr müsset mir's schon vergeben, daß ich Euch den Stuhl nicht stelle, Mynheer, ich bin ein Grysaard von acht und achtzig Jahren und ein altes Wrack, das hier vor Anker liegt, so lange es Gott gefällt. Ich bin am rechten Arme und Beine gelähmt und das Gehen fällt mir schwer, ob ich es gleich noch bis in die Stube riskiren kann.“

Ich beruhigte ihn und setzte mich, nahm eine Cigarre und reichte auch ihm eine.

„Helaas!“ rief er freudig bewegt aus, „da erweiset Ihr mir eine große Ehre und Freude. Es ist lange her, daß Unsereiner keine gute Cigarre mehr geraucht hat!“

*) Mit Freude!

Sein Gesicht war ordentlich verklärt in der Vorahnung des lange entbehrten Genusses.

„Ihr wohnt da schön und friedlich," sagte ich, um einen Anfangspunkt für das Gespräch zu finden, nachdem ich ihm Feuer gereicht.

„O ja, Mynheer, schön; aber will ich die See sehen, so muß mich Luisetje dort den Pfad zu den Dünen hinaufführen. Da mögt Ihr nun wohl denken, daß doch mancher Tag vergeht, ohne daß ich sie gesehen habe, und doch ist die alte Liebe zur See in meiner Brust noch nicht gerostet. Das thut mir oft wehe, und doch kann ich dem guten Kinde nicht zumuthen, diese schwere Arbeit oft zu thun und seine kostbare Zeit zu versäumen. Friedlich wohnen wir ja, denn kein Unfriede stört uns hier, wo Nachbarn so ferne sind, daß man sie selten sieht." —

„Und Euer Haus ist neu! Ihr habt es wohl erbaut?"

„Ach ja, Mynheer," versetzte er mit einem tiefen Seufzer; „wenn sich nur nicht an diesen Bau so bittere Folgen knüpften und seine Ursache nicht eine so harte gewesen wäre. Denkt Euch, es war Anno 1844 bei'm Neumond im März, als gerade eine Springfluth war und der Wind aus Nord-Nordwest das Salzwasser mit erschrecklicher Macht gegen Ostende trieb. Gegen Mitternacht war er zum Orkane angewachsen, der daher raste. Ich hab' nur Einen so erlebt, den, der mich meine geraden Glieder kostete. Zahllose Mövenschwärme flüchteten auf's Land in selbiger Nacht und niemals hab' ich ihren Schrei angstvoller gehört. Gegen halb Eins in der Nacht war hohe Fluth. Da brach plötzlich das Meer über die Dünen herein mit aller Macht. Ich und mein gutes Kind wären ertrunken, wenn uns nicht ein guter Mensch vor der Gefahr gewarnt hätte. Wir flohen zeitig nach Mariakerke mit unserm Kühchen, aber unser Feld wurde verwüstet, unsere Kaninchen und Hühner kamen um und — unser Hüttchen stürzte ein, denn es war alt und gebrechlich. Da könnt Ihr Euch unser Herzeleid denken! Ist man

arm und jung, so drückt so etwas schwer, aber ist man alt, so ist's noch viel schwerer, weil aller Verdienst mangelt. — Ich gab Alles hin, selbst mein theuerstes Kleinod, meine Uhr versetzte ich, und baute das Häuschen auf; aber die Schuld drückt und verzehrt meines Kindes Verdienst und meinen Frieden." —

„Das ist ein hartes Loos," sagte ich; „wenn aber Euer Kind sich verheirathet, da wird's den jungen Kräften leichter, die Schuld abzuzahlen!" —

„Mein Kind wird keinem Manne zum Altare folgen, ehe und bevor diese Schuld getilgt ist," sagte der Greis. „Es ist sein unwandelbarer Entschluß!"

„Aber warum denn das?" fragte ich mit Theilnahme.

„Weil sonst der Jammer in die Ehe hineinragt, und sie elend machen muß. Ehestand ist ohnehin Wehestand, Mynheer; wenn er aber gar noch mit Schuld und Ungeduld begonnen wird, dann ist's vollends aus. Da kann ich meinem Kinde nicht Unrecht geben."

„Aber ihre Jugend wird verblühen. — Ist denn die Schuld groß?"

„Ach ja, da habt Ihr Recht und das ist's, was mich bekümmert. Sie beträgt fünfhundert Francs noch. Es war mehr, Mynheer. Hundert Francs hat mein Kind abbezahlt. Es ist nicht leicht. Helaas! Mynheer, Ihr glaubt nicht, wie sie spart und arbeitet, und ich glaube, es wäre ihr höchstes Glück, wenn sie mir meine Uhr wieder geben könnte, damit sie nicht der alte Wucherer van Hassält, dem sie verpfändet ist, heimschlägt."

„Die Uhr scheint Euch besonders werth?"

„Zeker, Mynheer! Es ist die Gabe eines Mannes, der in meinem Herzen steht und der wohl längst todt ist."

„Da mag sie Euch theuer sein! Nicht wahr, die See ist hier gefährlich?"

„Zeker! Mynheer."

„Mir wurde da eine Geschichte erzählt, die ich aber für eine

Fabel hielt. Es soll nämlich in einer Sturmnacht, wie sie selbst die ältesten Lootsen von Ostende nicht erlebt hätten, ein Schiff gestrandet und vom Meere zertrümmert worden sein. Ein Mann aber habe sein Leben gewagt und Einen der Schiffbrüchigen gerettet, den er nachher in langer, schwerer Krankheit gepflegt habe."

„Hm! Mynheer, ganz unwahr ist die Geschichte nicht, wie ich glaube," versetzte er.

„Aber der Gerettete sei undankbar gewesen und habe seinen Retter nicht belohnt."

„Das lügen sie in ihren Hals!" rief der alte Mann mit Heftigkeit. „Das weiß ich besser. Er gab ihm viel Tausend Dank; war das nicht genug? Und seine goldene Uhr. Herr, sagt, war das nichts?" —

„O gewiß," sagte ich; „aber der Lebensretter sei in Noth gerathen später und da habe er sein vergessen."

„Die Welt ist arg, Mynheer! die Welt ist arg! Ueber den Mann ist Unglück oder Tod gekommen, sonst — doch laßt uns abbrechen."

„Jan Cornelis," sagte ich, „Ihr weist die Sache ab —"

„Woher kennt Ihr meinen Namen?"

„Daher, woher ich den Namen Verhägen kenne!"

„Mynheer!" rief er aus und neigte sich weit vor, in mein Antlitz zu blicken. Er bebte dabei vor Erregung. „Woher wißt Ihr das?" —

„Ich habe Einen gekannt, der den Capitän Verhägen kannte. Der sagte mir, mit welcher Liebe er Eurer gedacht habe."

In des alten Mannes Augen traten Thränen. Er faltete seine Hände, wie wenn er beten wollte, und tief aufathmend sagte er: „Ja, das ist gewiß wahr! Es war ein treues Herz! Gott gebe ihm einen guten Tag, wenn er noch lebt, und ist er schon abgesegelt und im Hafen der Ruhe, so erfreue Gottes Gnade seine Seele!" —

„Und die Uhr habt Ihr versetzen müssen?" fragte ich. „O, es war nicht schön, daß Verhägen Eurer vergaß!"

„Wer sagt das?" rief er fast zornig.

„Aber hätte er Euch nicht unterstützen können, als Ihr unglücklich waret?"

„Mynheer, ich meine, ich hörte den alten Bootsmann Meyer aus Euch reden. Kennt Ihr den?"

„Ja!"

„Und habt mit ihm von Verhägen geredet?"

„Ja, er gab mir Kundschaft von Euch."

Eine dunkle Röthe übergoß des Greises Gesicht.

„Mynheer," sagte er, „der Meyer ist ein altes Weib; er ist selten nüchtern, das ist sein Fluch. Ehrlich ist er, aber im Trinken redet er, was er nicht verantworten kann. Glaubt ihm nicht. Wie kann er sagen, Verhägen habe mein vergessen? Ihr sagt ja das Gegentheil! Konnte der edle Mann in der Ferne wissen, wie es mir erging? Ein Mensch wie Verhägen Einer war, vergißt eines Freundes nicht. Ein Ostender Jongetje ist nicht undankbar. Sie rechnen aber alles nach dem Gelde. Auch der alte Meyer. Jan, sagte Verhägen, als er schied, ich habe auf Trinidad eine große Plantage. Komme ich glücklich dorthin, zu Weib und Kind, so löse ich meine Uhr bei dir aus, und du sollst ohne Sorge leben bis an dein Ende, und dein Kind auch. Er ist gewiß nicht hingekommen, das weiß ich sicher. Darauf hab' ich nicht gezählt.

„Manchmal, Mynheer, der Mensch ist schwach — manchmal dachte ich, als mir die See das Haus einriß, die Thiere ertränkte und mich noch härter traf durch das Ueberfluthen meiner zwei Aecker: ach, wenn er's doch wüßte! Aber Gott soll mir grollen, wenn ich ihn weniger lieb gehabt hätte. Er war treu wie Gold. Das findet sich nicht auf allen Gassen und die Meisten wissen nicht, was es heißt: Sich lieb haben!" —

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre des Häuschens und es trat ein Mädchen heraus, das höchstens neunzehn Jahre alt war. Sie trug eine Tasse Kaffe in ihrer kleinen, weißen Hand, die für den alten Vater bestimmt war.

Als sie mich sah, erschrack sie.

„Komm her, Luisetje!" rief der Greis lebhaft. „Der Herr weiß von meinem Freunde Verhägen. Er kannte Einen, der ihn kannte, und der sagte, er habe meiner in Liebe gedacht. Doch" — wendete er sich plötzlich wieder an mich — „vielleicht wißt Ihr, ob er noch lebt?"

„Er ist bei den Vätern, bei seinem und unserem Herrn," sagte ich.

Der Greis wurde heftig erschüttert von diesen Worten. Seine Arme sanken herab, sein Blick war starr auf mich gerichtet.

„Todt?" sagte er mit großem Nachdruck. „Ja, das hab' ich mir gedacht, als kein Zeichen seines Lebens zu mir drang. Nun, ich werde bald folgen. Die Planken halten nicht mehr zusammen; der Hafen ist in Sicht." —

Luisetje trat rasch herzu und faßte ihres Vaters Hand und sagte weinend: „Euer Kind bedarf Eurer noch so sehr; Gott wird mich nicht zur Waise werden lassen!"

Der alte Mann sah sie wehmüthig lächelnd an. „Du willst wohl sagen: das alte Wrack Deines Vaters bedürfe Deiner so sehr? Kind, es klingt curios, wenn Du so redest und mußt mir doch die Speise schier zum Munde führen? Nun, wir wollen Gott gewähren lassen; er allein weiß, wenn es Zeit ist, die Segel zu streichen."

Das Mädchen lehnte sein schönes Haupt an die Schulter des Greises, und in dieser Stellung war es ein Bild, wie ich es schöner kaum irgendje erblickt habe. Meine Blicke ruhten wohlgefällig darauf, wie sich das blühende Leben an das hinwelkende Dasein schmiegte, wie der grünende Epheu um die Ruine rankt. —

Luisetje? hatte nicht Meyer den Namen genannt, als er von

Ivo's Liebe redete? Nun wahrlich, dies herrliche Geschöpf wäre allein würdig, die Gattin des schönen und braven Ivo zu werden!

In der That, man konnte nicht leicht ein schöneres weibliches Wesen sehen! Die Frauen Belgiens sind durchschnittlich hübsch. Ihre Gestalten sind meist groß und edel, schlank und blühend, und nur in reiferen Jahren neigen sie zu einer Fülle, die jenseit der Linie liegt, diesseits welcher die Schönheit ihr Herrschergebiet hat. Ihre Augen sind groß und ausdrucksvoll, meist schwarz, wie das schöne reiche Haar; dabei ist die Haut weiß wie Schnee, und die Rosen der Wangen so ungemein frisch, wie man sie selten sieht. Nur Eins entstellt oft das reizende Gesicht — die allzugroße Nase, die bei älteren Frauen noch durch häufiges Schnupfen mißhandelt wird.

Luisetje's Wuchs war makellos, schlank und doch voll! ihr Gesichtchen wie Milch und Blut; ihr Mund schön geschnitten und klein; ihre Augen groß und glänzend; der Bogen der dunkeln Augenbrauen überaus schön geschwungen; die Grübchen in den rosigen Wangen und im schön gerundeten Kinn allerliebst. Die Fülle ihres schönen Haares fügte sich nur widerstrebend dem niedlichen Häubchen, das die Ostenderinnen so schön kleidet, und ihre Nase war die schönst geformte, niedlichste, zum Gesichtchen passendste, die ich in dem vlämischen Lande noch gefunden hatte. Was aber höher stand als das Alles, das war die keusche Zucht, die makellose Reinheit, die sich in ihrem ganzen Wesen und Gehaben mit unaussprechlichem Zauber ausprägte. Sie wäre einer Krone würdig gewesen, diese Jungfrau im ärmlichen, aber reinlichen, züchtig verhüllenden Kattunkleide ihres Standes!

Ob sie Ivo's Luisetje sei? Das war eine Frage, die ich noch heute mit voller Sicherheit mußte beantworten können.

Sie hatte mich mit Einem Blicke gemessen und grüßte dann mit einfacher Anmuth. Ich reichte ihr die Hand und sie legte die Ihre ohne Ziererei hinein, eine Hand, für deren Besitz eine Lady

jenseit des Canals Tausende von Pfunden würde gegeben haben, hätte sie sie ihrem Arme anfügen können.

Nun reichte sie ihrem Vater die Tasse mit Kaffe zum Munde und der Greis trank, indem er ihr liebevoll in die schönen Augen blickte.

„Ich habe vorhin Deine kunstreiche Arbeit angeblickt, Luisetje," hob ich an, um dem Gespräch eine Richtung zu geben, die dem Greise weniger Zeit gönnen sollte, jenen Gedankenkreis weiter fortzuspinnen, in den ihn meine Mittheilung geführt. „Sie ist köstlich. Nie habe ich das Spitzenklöppeln gesehen; darf ich wohl einmal Deiner Arbeit zusehen?"

„O gewiß, Mynheer," versetzte sie freundlich; „aber heute werde ich dazu nicht mehr kommen, da die Zeit gekommen ist, wo ich an die Nachtsuppe denken muß, die der Vater frühe genießen soll."

„So komm' ich einmal wieder," sagte ich.

„Thut das ja, Mynheer," fiel der Greis ein. „Ich habe viel zu fragen."

„Aber klöppelt man in Eurer Heimath keine Spitzen?" fragte das Mädchen.

„Nein, Luisetje, obgleich unsere Frauen und Mädchen nicht minder kunstreiche Arbeiten im Sticken, Häkeln, Stricken und solcherlei Arten und Weisen machen. Wir kaufen die Spitzen von Euch."

„Helaas! das ist schön von Euch," bemerkte sie mit einem bezaubernden Lächeln. „So wird denn auch unser Fleiß belohnt von Euch. Wo ist denn Eure Heimath?"

„Weißt Du, wo der Rhein seine grünliche Fluth in die Berge zwängt, die den köstlichen Wein erzeugen?"

„Ich habe davon gehört," sagte sie.

„Dort mündet ein kleiner Fluß in den Rhein. Er durchfließt ein Thal von hoher Schönheit. Hohe Berge, breiter Thalgrund, goldne Reben, dunkler Wald, traute Dörfer, blanke Städtchen, reiche

Saaten, edler Wein, frohe Menschen, klarer Himmel — das Alles liegt und findet sich in diesem Thale, und da liegt im Schooße einer reichen Flur, umgeben vom Kranze schöner Berge im weiten Kreise, mein Wohnort."

Sie hatte mir wohlgefällig zugehört.

„Man hört's Euch an, Mynheer, daß Ihr Eure Heimath liebt," sagte sie lächelnd. „Sie muß schön sein, weil Ihr sie so liebt. Und dort habt Ihr Eure Familie zurückgelassen? Es ist wohl weit?" —

„Trotz Eisenbahnen, Dampfbooten und Eilwagen — zwei Tagreisen, mein Kind. Ja, ich habe dort mein Weib und meine Kinder zurückgelassen, um hier im Meere meine Gesundheit wieder zu erlangen mit Gottes Hülfe."

„Nun, Gott wolle Euch das Bad segnen!" sagte sie theilnehmend.

Als Luisetje hörte, daß ich Familienvater sei, wurde sie zutraulicher.

„Wie lange denkt Ihr denn in Ostende zu bleiben, Mynheer?" —

„Drei Wochen, wo möglich!"

„Kriegt Ihr denn das Heimweh nicht?" fragte sie naiv. „Ich glaube, ich bekäme es, wenn auch der Dünenstrand so schön nicht ist wie Euer Thal."

„Und wenn es Stunden gäbe, wo ich es hätte, mein Kind?" —

Sie sah mich mitleidsvoll an.

„Ach, das thut mir leid für Euch; aber ich glaub' es. Man sagt, das Reden von den Lieben daheim heile es. Habt Ihr keine Freunde hier?"

„Nein!"

„Ei, da kommt zu uns und erzählt uns von Weib und Kindern, von dem schönen Lande und seinem Wesen. Wir wollen gerne zuhören, und dann wird's Euch wohl werden."

„Thuet das, Mynheer," setzte Jan Cornelis hinzu. „Ich weiß gar wohl, wie das Heimweh thut. Hatte ich es doch da droben in Bergen in Norwegen, als mir die Raae Arm und Bein zerschmiß, daß sie mich in's Lazareth tragen mußten. Ich wäre dran gestorben, wenn nicht ein Kamerad von derselben Raae auch einen Schmiß gekriegt und mit mir im Lazarethe gelegen hätte. Mit dem plauderte ich von Euch, von Dir, Luisetje, und Deiner lieben, seligen Mutter, die so gut war. Das machte mein Herz wieder heil."

„Bekommt Euch das Bad denn auch gut?" fragte sie mit einem Tone, wie wenn der leise Lufthauch durch die Saiten einer Aeolsharfe zieht.

„Geloft zy God!"*) sagte ich mit Nachdruck, „ich fühle mich schon besser."

„Ihr sprechet vlämisch?" rief sie und schlug freudig ihre Händchen zusammen. „Das ist ja schön!"

„Nun, es ist nicht weit her! Ich hab's von meinem lieben, braven Baigneur gelernt."

Jan Cornelis sah mich fragend an, während Luisetje fast ahnend und verlegen unter sich sah.

„Wer ist denn Euer lieber und braver Baigneur?" fragte der Alte neugierig.

„Er trägt den Namen, der Euch theuer ist," sagte ich: „Ivo Verhägen!" Mit diesen Worten blickte ich in Luisetje's Auge.

Sie schlug es schnell und über und über erröthend nieder, und bückte sich dann sehr tief, um ein Federchen von ihrer Schürze wegzuthun, das sie sicher zu anderer Zeit nicht bemerkt haben würde, so klein und unscheinbar war es.

„Nun, der verdient diese Bezeichnung, die Ihr ihm gabt," versetzte mit dem Tone der Ueberzeugung Jan Cornelis. „Ich kenne

*) Gelobt sei Gott!

ihn wohl und vielleicht ist er auch weit, aber sehr weit, mit meinem Freunde Verhägen verwandt. Er war es, der uns noch rechtzeitig vor der nahen Springfluth warnte und uns retten half, was uns theuer war, sonst — Mynheer, säßen wir hier nicht bei einander und über unser Grab führe der scharfe Wind, den ich, über die Dünen herziehend, jetzt empfindlich fühle. Das Alter macht weich. Es wird Zeit sein für mich in's Haus zu gehen."

Der Greis stand auf, reichte mir die Hand und sagte mit treuherzigem Tone: „Adieu, Mynheer! Kommt bald einmal wieder!"

Er ging langsam und schwerfällig dem Häuschen zu, in dessen Thüre er bald meinem Blicke entzogen war.

Luisetje weilte noch. Sie nahm das Koppchen, woraus ihr Vater den Kaffe getrunken hatte und, indem sie mir zurief: „Ich komme gleich wieder," eilte sie dem Greise nach.

Ich stand allein. Nun wußte ich genug von ihrer Liebe zu Ivo.

Wenige Augenblicke später kam sie zurück, um den Sessel dem Greise nachzutragen.

Der Seewind strich ungewöhnlich kühl über die Dünen herüber und die Sonne mußte ihrem Niedergange nicht mehr ferne sein. Auch für mich war es Zeit.

Ich ergriff ihre Hand.

„Gute Nacht, Luisetje," sagte ich. „Ich will bald wiederkommen, um Dich Spitzen klöppeln zu sehen und mit Dir von den Meinigen zu reden."

„Thuet das, Mynheer," sagte sie freundlich.

„Und Ivo darf ich einen Gruß bringen?" flüsterte ich ihr zu.

Sie bückte sich, Etwas aufzuheben, und ihr Erröthen zu verbergen. Dabei that sie, als habe sie die Frage nicht gehört; aber sie sah auch mich noch einmal mit einem schalkigen Lächeln an, und dies Lächeln war sicher keine Verneinung.

„Gute Nacht!" hauchte sie leise hin und verschwand in der Thüre des Hauses.

Ich ging zurück und fand auf dem Damme noch den dichten Menschenschwarm. Nur Verhägen fand ich nicht.

Die Feste in Brüssel zur Feier der Vermählung des Herzogs von Brabant mit der jugendlichen Erzherzogin von Oesterreich waren das allgemeine Gespräch. Sie waren nahe. Gesellschaften bildeten sich, dorthin zu gehen. Auch mich drängte man; allein mir war das Bad Hauptzweck, das ich hätte mehrere Tage unterbrechen müssen. So lehnte ich es ab. Kommen ja doch auch die Herrschaften nach Ostende; werden ja doch auch hier großartige Vorbereitungen getroffen, der jungen Fürstin die aufrichtige Liebe zu beweisen, die ihr überall entgegengebracht wurde.

Ohne Zweifel war Verhägen von seinem Freunde bestimmt worden, mit ihm nach Brüssel zu gehen, und dies der Grund, warum er so lange ausblieb, was sonsthin ganz gegen seinen ursprünglichen Plan ging. Noch einigemal wandelte ich die Länge des Dammes hinab und hinauf. Im Gedränge glaubte ich Ivo gesehen zu haben, der gegen die Dünen eilte; allein ich hatte ihn in einer andern als der rothflanellnen Badekleidung noch nicht gesehen, und darum war ich meiner Sache nicht gewiß.

Die Sonne war untergegangen und in der leichten Kleidung, die ich trug, wurde mir's kühl; darum schlug' ich den Heimweg ein.

5.

Als ich am andern Morgen gebadet hatte, sagte ich zu Ivo: „Soll man wohl heute Abend das Leuchten des Meeres sehen?"

„Es ist warm, Mynheer, und wolkig; darum kann's wohl kommen. Die Fluth kommt um zehn Uhr in der Nacht."

„Da müßte es auf der Estacade draußen herrlich sein!"

„Zeker, Mynheer!"

„Indessen möchte ich doch im Dunkel nicht alleine dahin gehen, denn man könnte einen Fehltritt thun, Schaden nehmen und könnte dann, da man den Nothruf kaum vor dem Lärm der Brandung hört, die Nacht dort bleiben müssen.“

Er lächelte heimlich, und dies Lächeln, das aber blitzschnell vorüberging, galt der Landrattennatur, die ihre Besorgnisse, seiner Meinung nach, übertrieb.

„Darf ich Euch meine Begleitung anbieten?“ fragte er bescheiden.

Ich will es nicht leugnen, daß ich diese Frage erwartet hatte. Weniger um das Meerleuchten, als um das ungestörte Alleinsein mit ihm war es mir zu thun. Ich nahm nun einmal den wärmsten Antheil an den Menschen, in deren Kreis ich ganz ungesucht gerathen war, und es kam mir vor, als sei ich vom Herrn bestimmt, in ihr Loos einzugreifen. Ich mußte darum so klar als möglich die Lage kennen lernen, wie die Personen. Mit Ivo ein Wort allein zu reden, war am Tage, in diesem ewig hin und her fluthenden Treiben, unmöglich. Wollte ich es, so mußte ich eine Stunde und einen Ort wählen, wo ich rechnen durfte, auch mit ihm ein ungestörtes, zutrauensvolles Zwiegespräch führen zu können.

Ich nahm daher sein Erbieten gern an und bestellte ihn, mich am Leuchtthurme oder am Eingange zur Estacade zu erwarten.

Der Tag verging mir in dem gewöhnlichen Treiben der Kurgäste zu Ostende: Herumbummeln auf dem Damme oder am Strande; Weilen beim Mittagstische; Plaudern mit Bekannten; Anhören der Musik im Prinzengarten; Lesen deutscher Zeitungen und Rauchen.

Endlich kam die Nacht und mit ihr die Stunde, in der mich Ivo erwartete. Ich fand ihn, am Eingang lehnend und ein Pfeifchen rauchend. Er wollte es löschen; allein mir galt es, ihn in gemüthlicher Traulichkeit zu erhalten, darum bat ich ihn fortzurauchen, worin ich ihm Gesellschaft leisten wollte. Es war etwa halb zehn Uhr.

Die Nacht war dunkel aber warm. Das Meerleuchten zeigte sich in wundervoller Pracht. Auf der Estacade war es leer und

man hörte nichts als das Branden der Wellen an den Balken der Estacade; aber gerade dies Branden zeigte eine Pracht des Leuchtens, wie ich nie Aehnliches erblickt, ja, ich darf sagen, nie geahnt hatte; denn die Tausende von Tropfen, in die das mächtige Schlagen wider das Gebälke die Wellen auflöste und brach, waren ebenso viele matt leuchtende Feuerkügelchen, die in ihrem steten Wiederholen und Erneuern ein Bild darboten, für welches die Sprache keinen Ausdruck hat. Die ganze Estacade mit ihrem gewaltigen Balkenbau stand in stetem Feuer, und selbst die am Gebälke herabrinnenden Tropfen ließen dies in hellem Feuerglanze erscheinen. Lange gab ich mich in anbetender Stimmung diesem Anblicke hin; dann erreichten wir den Kopf der Estacade. Leider waren noch Leute da, die, wie ich, dem Schauspiele sich hingaben.

Sie verloren sich nach und nach, und ich war mit Ivo allein.

„Höre, Ivo," begann ich, „Du lebst kümmerlich, wie mir der alte Meyer sagte. Wo wohnst Du denn?"

„In der Rue des soeurs blanches," erwiederte er, „bei dem Lootsen Kuiper und seiner Frau, alten, braven Leuten. Da hab' ich ein ärmlich Kämmerlein, ein dürftig Bett, und die Mutter Kuiper sorgt mir für meine Sachen, näht und flickt mir und kocht mir mein Koppchen Kaffe. Ich kann's nicht besser finden, Mynheer, ich möchte in Ostende suchen, wo ich wollte."

„Mag sein, aber wie viel bringst Du davon im Jahre?"

„Nicht viel, Mynheer!"

„Glaub's Ivo, warum gründest Du keinen eigenen Haushalt? Du kommst weiter, wenn eine brave Frau Dir haushält."

„Ach ja, Ihr habt gut reden, Mynheer; da steht viel im Wege."

„Nun, weißt Du vielleicht keine Frau zu finden? Ich wüßte Dir eine!"

„Ihr, Mynheer? — Das wär' ja eine seltsame Geschichte!"

„Nun, gestern hab' ich sie gefunden. Ich ging hinter die

Dünen und fand das Haus des Jan Cornelis und sah das Luisetje. Da dachte ich, das wäre eine Frau für Dich!“

„Herr!“ rief er, „ich wette Alles, was ich habe, gegen einen Centime, da steckt der alte Bootsmann Meyer dahinter!“

Ich mußte lachen. „Und wenn er dahinter steckte, was wär's denn weiter? Ich bliebe doch bei meiner Meinung. Du nicht auch?“

„Was soll ich's läugnen, Mynheer? Ja, ich habe Luisetje lieb und sie mich, das weiß der alte Meyer, der Alles ausknöchelt.“

„Gut, laß ihn ausknöcheln, Ivo. Ist es darum weniger wahr? Und warum willst Du Dich dessen schämen vor den Menschen?“

„Nein, nein, Mynheer, das will ich ja auch nicht und hab's auch nicht nöthig, aber es ist doch einmal so, daß man — so etwas — nicht gern an die Flaggenstange hängt, wo es Jeder sieht.“

„Mag es sein, Ivo; warum aber heirathest Du Luisetje nicht? — Sie hat Dich lieb, und damit Du siehst, daß ich sie kenne und sie mich, so richte ich Dir ihren Gruß aus.“

„Ich weiß es,“ sagte er verschämt. „Sie hat es mir gesagt.“

„So? — Nun, dann antworte mir auf meine Frage!“

„Huwelyk*) können wir noch nicht halten, weil —“

„Will's der Vater nicht?“

„O das nicht — Luisetje aber —“

„Was? Sie will Dich nicht?“ —

„Zoo waar ick leef!**) Sie ist mir gut.“

„Oder willst Du nicht?“ —

„Op myne eer, Mynheer, da habt Ihr einen falschen Cours!“

„So? Dann weiß ich nicht, woran es denn liegen soll. Man

---

*) Huwelyk = Hochzeit.

**) So wahr ich lebe!

hat mir gesagt, Luisetje zy een Voorbeeld van Zachtaardigheid, Beminnelykheit, Goedhartigeid en Godsvrucht! *) Das gibst Du gewiß zu? —"

„Zeker, Mynheer!"

„Und woran liegt's denn? Habe doch Vertrauen zu mir, Jongetje!"

Da ging ihm das Herz auf und er erzählte mir, was ich eigentlich schon vom Alten wußte, daß nämlich sie erst dann sich heirathen wollten, wenn die Schuld bezahlt sei. Er erzählte mir, daß er, nachdem ich ihm so viele Kundschaft zugewiesen, wohl an die sechzig Franken zu gewinnen hoffe. Das bringe er seinem Luisetje, und da sie auch sich etwa vierzig Franken verdient habe, so kämen einhundert Franken herunter und sie ihrem Ziele um so viel näher.

„Aber wie vermag sie das?" fragte ich erstaunt.

„O Mynheer!" rief er begeistert aus. „Ihr wißt nicht, wie das Mädchen sich Alles versagt; wie sie die Milch, die sie nicht für ihren Vater braucht, nach der Stadt verkauft; so die Eier ihrer Hühner und die Kaninchen, die die reichen Leute essen. Dabei klöppelt sie Spitzen und Ihr glaubt nicht, wie ihr das von der Hand geht. Sie gehört zu den geschicktesten und fleißigsten Arbeiterinnen hier; aber die Arbeit wird schlecht bezahlt; das ist das Unglück."

„Gesetzt nun," fuhr ich fort, „Ihr habet einmal die Schuld abbezahlt; wie wollt Ihr dann Euch einrichten?"

„So lange der Vater lebt, bleiben wir in dem Hause hinter den Dünen. Ich baue das Feld und diene als Baigneur hier. Luisetje thut, was sie jetzt thut. Aber wenn einmal der liebe Gott über den Vater verfügt, so verkaufen wir das Haus und das Feld und ziehen nach Ostende. Ich kenne viele Schiffscapitäns in Ostende

---

*) Ein Vorbild von Zartheit, Liebenswürdigkeit, Gutherzigkeit und Gottesfurcht.

und Antwerpen. Von denen kaufe ich dann schöne Schaalken,*) die sie mitbringen aus Amerika, Asien und Afrika, und Luisetje hält auch so einen Muschelladen wie Ihr sie sehet am Cercle du Phare, am Kursaal und am Prinzengarten, und bei ihr kaufen gewiß die Herrschaften am liebsten. Auch kann sie Cigarren feilhalten, und ich bleibe Baigneur."

„Kommt denn dabei etwas heraus?"

„Zeker, Mynheer! Es wird viel dabei verdient. Man kauft sie in Antwerpen billig ein, wenn man selber da ist. Was macht mir das? Ich verdinge mich als Matrose auf ein Canalschiff und fahre hin. Da kostet mich die Reise nicht nur nichts, sondern ich verdiene noch dabei. Bei der Herfahrt ist die Fracht sehr gering und mein Matrosengeld geht noch nicht ganz drauf. Hier sind in der Kurzeit die Muscheln sehr theuer. Das bringt etwas ein, und die Cigarren, wenn man sich gute Waare hält, noch mehr!"

„Der Plan ist gut, wenn Du ihn nur ausführen kannst. Im Winter aber verdienst Du nichts!" —

„Wer sagt das?" rief er. „Sahet Ihr nicht den Mann, der neben der Brücke, nächst dem Prinzengarten die kleinen Bootjes, Schooners, Dreidecker und Dampfschiffe verkauft? Er kann nicht genug machen. Sie sind schlecht gemacht. Ich hab's versucht und Vater Kuiper sagt, meine seien feiner, schöner und natürlicher geschnitzt. Da mach' ich im Winter einen Vorrath und Luisetje verkauft sie mit den Schaalken und Cigarren. Ich hab's mit Luisetje schon besprochen, und sie glaubt, daß es herrlich gehe. Sagt aber ja dem alten Meyer nichts, Mynheer! Er ist gut gegen mich gesinnt, das ist wahr, aber er ist, wie auch Jan Cornelis zu sagen pflegt, ein altes Weib, das Alles an die große Flaggenstange hängt. Schweigen kann er einmal nicht, wenn Faro oder Genever seine Zunge vom Stapel läßt. Noch Eins, Mynheer,

*) Muscheln.

Ihr wißt, die Feste, wann der König hierher kommen wird, bringen auch eine Regate.*) Wenn ich so glücklich bin, mit dem Gig des jungen, reichen Herrn van Gondeghem zu fahren, so wird der erste Preis unser, das ist zeker, und er selbst will nichts gewinnen. Er theilt es unter seine Ruderer. Da bekomme ich auf einmal fünfzig Francs, und selbst noch mehr, da der Preis fünfhundert Francs ist."

„Und was machst Du damit?"

„Ich löse die Uhr des Vater Jan ein! Mynheer; das ist für ihn das größte Glück!"

„Brav, Jongetje," rief ich, „brav gedacht. Weißt Du was, ich will mit Herrn van Gondeghem reden!"

„Ihr, Mynheer, Ihr? Kennet Ihr ihn?"

„Ein Freund wohnt bei ihm und ich bin schon in seiner Gesellschaft gewesen."

„O, Ihr seid mein Schutzengel!" rief er begeistert und küßte meine Hand.

„Verlaß Dich drauf, Jongetje!" sagte ich mit einer Bewegung, die ich kaum bemeistern konnte. „Aber höre, Ivo," sagte ich, „Du mußt mir geloben, Luisetje nichts davon zu sagen!"

„Ach, das wird mir schwer!" rief er aus. „Leid kann man schon allein tragen, ich weiß das aus Erfahrung; aber Freude —? Helaas, Mynheer, es wird mir schwer werden — doch — ich gelob' es Euch!"

Die kleine Lootsenglocke läutete eben zehn Uhr und ihr schriller, schreiender Ton drang durch das Toben der Brandung zu unserem Ohre. Wir gingen zurück und Ivo wachte über jeden meiner

*) Regåte, die venetianische Regatta, oder ein Fischerstechen, ist die Wettfahrt mit Booten und Gondeln (Gigs) nach einem Ziele.

Tritte. Bis zur Place d'armes, wo das Stadthaus liegt, neben welchem die Casinogesellschaft ihre Säle hat, begleitete er mich, und dort trat ich ein, sicher den Herrn van Gondeghem dort noch zu finden.

6.

Eine große Gesellschaft von Einheimischen und Fremden bewegte sich noch in den Sälen des Casinos. Wenn auch die schrille Lootsenglocke als Polizeiglocke dient, so ist man in Ostende doch weitherzig genug, die Leute nicht polizeilich in allen Stücken zu maßregeln. Es ist der persönlichen Freiheit ein sehr weiter Spielraum gegönnt. Dennoch herrscht eine Ordnung, die mancher Stadt und manchem Städtchen unseres deutschen Vaterlandes zu wünschen wäre.

Hier dachte noch kein Mensch daran, heimzugehen, sondern in den Lese=, wie in den Spiel= und Conversationszimmern ging es nach Ort und Verhältniß her, wie zu jeder anderen Stunde.

Ich suchte Herrn van Gondeghem lange, und gab die Hoffnung fast auf, ihn zu finden, als ich ihn bei einem meiner deutschen Bekannten sitzen sah.

Natürlich rückte ich mit meiner Bitte heraus, sobald ich, ohne das Gespräch zu unterbrechen, es konnte. Er hörte mich ruhig an.

„Ich kenne den Matrosen Ivo Verhägen, der jetzt Baigneur geworden ist, und weiß, daß er ein ebenso braver als tüchtiger Mensch ist. Da Sie sich seiner so warm annehmen, so macht es mir ein doppeltes Vergnügen, ihn unter die Ruderer zu nehmen. Sie können sich gewiß denken, daß die Theilnahme an der Regâte nicht aus Eigennutz hervorgeht; vielmehr überlasse ich den Preis meinen Bootsleuten. Wenn nur mein Gig die Ehre des Preises

erringt, so ist mein Wunsch erreicht." So sprach der Herr van Gondeghem, und mir waren seine Worte eine Freudenbotschaft.

Ivo tanzte und hüpfte vor Lust, als ich es ihm am anderen Tage sagte. Er zeigte mir den schönen, weiß angestrichenen Gig im Hafenbassin, wo er vor Anker lag, und pries sich glücklich, dem alten Manne eine so große Freude machen zu können.

Die wenigen Tage, welche noch bis zum 30. August, als dem Tage der Feste, hin waren, gingen mir ungemein schnell herum, weil ich einen davon in dem nahen Sluikens zubrachte, wo die Naturaliensammlung, nebst diversen Raritäten, wohl im Stande ist, einen Nachmittag angenehm zu zerstreuen; einen andern verwendete ich dazu, einen Besuch hinter den Dünen bei Luisetje zu machen, wo ich ungemein willkommen war. Das Mädchen hatte alle Scheu abgelegt. Harmlos und zutraulich, dennoch aber ruhig, fest und gehalten, benahm sich das Mädchen in einer ausgezeichneten Weise. Ihre erste Frage war, ob ich gute Nachrichten von meiner Familie habe. Das konnte ich freudig bejahen. Sie nahm den wärmsten Antheil daran und wir waren bald bei Ivo und ihrem Verhältniß zu ihm, da ihr Vater heute, eine nahende Aenderung des Wetters in peinlichen Schmerzen fühlend, die Wohnung und das Bett nicht verließ. Sie aber saß an ihrem Tischchen unter dem Birnbaume.

Nicht ohne Erröthen und jene liebenswürdige Schamhaftigkeit, die aber dennoch nicht zu verhehlen vermag, wie gerne das Gespräch bei dem Gegenstande ihrer Liebe weilt, gab sie mir Antwort, wenn ich sie fragte. Offenbar hatte Ivo ihr Alles gebeichtet, was zwischen mir und ihm an jenem Abend auf der Estacade vorgekommen war. Nur nicht, daß ich etwas für ihn bei Herrn van Gondeghem gethan. Er hatte reinen Mund gehalten, daß er an der Regatta theilnehmen werde. Sie ahnte davon nichts.

Mit wahrer Bewunderung sah ich dem graziösen Spiel der schönen Händchen zu, als sie ihre Arbeit, an der Spitze zu klöppeln, aufnahm, und erst spät kehrte ich nach der Stadt zurück, doch

nicht ohne zuvor auch mit dem heute besonders leidenden Greise ein Stündchen geplaudert zu haben.

Wie oft beklagte ich es in diesen Tagen, nicht reich zu sein, um den trefflichen Menschen die Sorgen der Schuld vom Herzen nehmen zu können! Manchmal, ich gestehe es, mißstimmte mich Verhägen's Ausbleiben auf's Tiefste. Kam er nicht, so fielen alle jene schönen Pläne und Hoffnungen in die Brüche, welche auszudenken mir die Stunden des an sich so langweiligen Lebens in Ostende so unendlich versüßte und erheiterte. Gewiß, meine theueren Leser und Leserinnen fühlen es mit mir, wie mich das im Innersten meiner Seele beglückte, etwas dazu beitragen zu können, sie glücklich zu machen. Allein Verhägen kam nicht. Die Feste in Brüssel waren ja lange vorüber und er ließ nichts von sich hören. Ich durchflog jedesmal die Fremdenliste und wurde jedesmal bitterer, empfindlicher getäuscht.

Wäre es ihm ein Ernst gewesen, den Wohlthäter und Retter seines Vaters aufzusuchen und zu belohnen, so hätte er dies Werk der heiligsten Pflicht nicht aufschieben dürfen bis zu dem Augenblicke, wo er kaum mehr die Hoffnung hegen durfte, ihn noch am Leben zu finden. Und wäre es ihm jetzt ein heiliger Ernst gewesen, wie hätte er nun zehn bis zwölf Tage können herum gehen lassen, Tage, die in dem Leben eines Greises, wie denn doch der Retter seines Vaters nothwendig sein mußte, wenn er noch lebte, von so großer Bedeutung waren! Mit einem Worte, das Benehmen Verhägen's mißbilligte ich im vollsten Maße, und diese Mißbilligung, im Bunde mit den erbleichenden schönen Hoffnungen, verstimmte mich.

Endlich nahten die festlichen Tage.

Die Straßen der Stadt waren mit Tannen geschmückt, daß sie Alleen zu sein schienen. Kronen, Schilder mit Wappen und Sprüchen, Hunderte, ja Tausende von Fähnchen und Fahnen flatterten und schwebten überall an Seilen mitten in den Straßen und zwischen den Tannenbäumen. Ueberall wurden Transparente

angemacht; Gerüste, um bunte Lampen zur Beleuchtung der Stadt daran aufzuhängen; Tausende von farbigen Papierlaternen schwankten überall; Triumphpforten erhoben sich und Portale in architektonischer Schönheit, die beleuchtet werden sollten. Hunderte von Händen waren thätig, nur der Badegast allein wanderte durch die Straßen; besah sich die Vorbereitungen; studirte das Programm der Feste, um ja nichts zu versäumen, und fühlte in diesem bunten, frohen Treiben weniger die Tantalusqual der Langweil, welche er zu ertragen hat in Folge ärztlicher Verfügung, die jede leibliche und geistige Anstrengung auf's Strengste verpönte und nicht einmal das Lesen eines guten Buches gestatten wollte.

Glockengeläute und Kanonensalven kündigten den Vorabend an und eine schöne Feier, die auch die Herzen der Gebeugten erheitern wollte. Der Stadtrath ließ Brod austheilen unter die Armen, daß morgen jedes Herz der jungen Fürstin froh entgegen schlagen könnte. Gewiß, ein schöner Gedanke!

Obwohl die beständig heitere, trockene Witterung nach Jan Cornelis' Vorhersagung, in eine zu Regen geneigte und wirklich nasse umgeschlagen war und die vorigen Tage alle fast mit Regen begannen, sich aber später aufgeklärt hatten, so begrüßte den 30. August ein blauer, wolkenloser Himmel und der Sonne heiteres Angesicht. Kanonendonner und Glockengeläute hatte zeitig geweckt, und ich, als gewissenhafter Badender, eilte frühe in die Wellen des Meeres, die heute wunderbarlich erquickten.

Nach dem Bade und Frühstück galt es, sich zur Betrachtung des Festzugs eine geeignete Stelle zu suchen, da die Fenster meiner Wohnung dazu nicht die geeignetsten waren.

Einen ganz eigenthümlichen Eindruck machte es, die festlichen Aufzüge der einzelnen uralten Gesellschaften zu sehen, die alle irgend welche passende historische Darstellung auf eigens eingerichteten Wagen darboten; so die Societäten: Société Amphitrite, Société des frères d'armes, Société Royale de Guillaume Tell, Société de

la Concorde, Société du jeu de Boule, Société Royale de Saint-André, Société Royale de Rétorique, Société de Saint-Sébastien. Alle diese Genossenschaften hatten ihre mitunter alten, kostbaren Fahnen; ihre Musikbande, und die bereits erwähnten Wagen mit theils historischen, theils allegorischen Darstellungen. Kinder in altvlämischer oder phantastischer Kleidung, junge Mädchen in ähnlichem Schmucke, dann die Männer der Société mit ihren Präsidenten und Vice-Präsidenten, geschmückt mit gewaltigen Ketten von edlem Metalle, an denen die Preismedaillen hingen, welche die Société irgend in Wettkämpfen der Kunst und Wissenschaft oder leiblicher Kraft errungen hatte, begleiteten die Wagen und Fahnen in geordnetem Zuge.

Diese Ueberlieferungen eines wackeren Bürgerthums und tüchtigen Sinnes wurden mit fast religiöser Achtung von dem Volke betrachtet, das sich überhaupt musterhaft benahm, ohne daß man irgend die Polizei wahrgenommen hätte.

In und um den Bahnhof ordnete sich dieser Zug, den Bürgermilitär eröffnete, wie denn auch dieses die Königliche Familie begleitete. Die Linientruppen standen auf der Place d'armes, um an dem Könige vorbei zu defiliren. Andern Antheil nahmen sie nicht an dem schönen Volksfeste.

Endlich brauste der Zug daher, welcher die Sehnlichsterwarteten brachte. Ein Jubelruf, der die Luft erzittern machte, galt dem König und der jungen Fürstin. Der Zug ordnete sich und bewegte sich langsam zum Rathhause, nachdem die Autoritäten die hohen Herrschaften begrüßt hatten. Ueberall jubelndes Begrüßen der jungen Fürstin, die huldvoll ihr Volk grüßte, das ihr die offenen Herzen entgegen brachte.

Es war eine Lust zu sehen, wie diese Beweise der Liebe so naturwüchsig, so frisch und treu gemeint aus den Herzen kamen, und sich immer wieder erneuerten, wo das Volk seine Regenten-

familie erblickte; immer aber blieb die Herzogin-Erzherzogin der Gegenstand, der alle Blicke fesselte und alle Herzen sich gewann.

Kaum waren die Herrschaften im Stadthause, so zog sich Alles auf den Damm, da um halb ein Uhr die Regatta beginnen sollte. Mitten im Gedränge flüsterte mir Jemand zu: „Gebt Acht auf den weißen Gig, in dem sechs weiß gekleidete Ruderer sitzen, die rothe Schärpen umhaben!“ Ich sah mich um, allein ich konnte Ivo nicht mehr sehen, dessen Stimme es ohne Zweifel gewesen war, die mir diese Worte in's Ohr geraunt.

Als die königliche Familie im Kursaal angekommen war, begann im heitersten Sonnenlichte die Regatta.

Die Schaluppen eröffneten dieselbe, welche ein eigenthümliches, reizendes Schauspiel darboten; dann folgten Canots und nun die Gigs. Ich gestehe, daß mir das Herz pochte, als ich in der Linie den weißen Gig sah, mit seinen schneeweiß gekleideten Ruderern.

Ein Kanonenschuß des mächtigen Dampfers, der wie ein schwarzer Schwan in den zierlichsten Windungen durch die Linien der wettkämpfenden Boote fuhr, ohne auch nur die geringste Störung zu machen, eröffnete den Wettkampf, dessen Preis 500 Francs war. Mit Pfeilschnelle schossen die Gigs voran. Eine Weile machte ein schwarzer Gig dem weißen den Rang streitig. — Ich begleitete jeden Ruderschlag mit meinen Blicken. Gewaltig waren die Anstrengungen; ziemlich lange schwankte das Loos der Entscheidung zwischen beiden.

Wetten werden contrahirt für den Weißen und gegen ihn; aber bald blieb kein Zweifel. Mein Herz pochte fast hörbar. — Der weiße Gig blieb Sieger. Er ließ den schwarzen mehr als zweimal seiner Länge hinter sich; bald aber noch mehr, und immer größer wurde der Zwischenraum, bis endlich der Sieg errungen war und ein lauter Siegesjubel über den Damm hinwirbelte, wo, gering angeschlagen, zwanzig Tausend Menschen dicht gedrängt standen. Es war fast vier Uhr, als die Regatta endete.

Mein Ivo war Sieger und freudig eilte ich zum Mahle, das mir kaum noch in Ostende in dem Grade geschmeckt hatte. Leider fiel jetzt ein strömender Regen und drohte die Beleuchtung der Stadt, das Feuerwerk auf dem Meere und die Darstellung einer Seeschlacht zu nichte zu machen. Es war ein Glück, daß der Regen nach etwa anderthalb Stunden aufhörte. Der Anblick des Seetreffens war schauerlich. Das Feuerwerk nahm sich auf dem Meere prachtvoll aus, und als um zehn Uhr Alles geendet war, und nun das Meer prachtvoll leuchtete, ging ich über den Damm hin, müde von den Eindrücken des Tages, meine Ruhestätte zu suchen. Doch sie sollte mir noch nicht beschieden sein! Eben wollte ich meine Straße einbiegen, als Jemand meine Hand ergriff. Ich sah in Ivo's leuchtende Augen.

„Mynheer," rief er, „sehet den glücklichsten, dankbarsten Menschen vor Euch! Ich bin Mitsieger in dem weißen Gig und Herr von Gondeghem hat bloß den kleinen Preis, den Ancre en Vermeil, für sich genommen, und uns die 500 Francs geschenkt. Das dank' ich Euch! Nun kann ich die Uhr einlösen, die nur für fünfzig Francs verpfändet ist, und noch drei und dreißig Francs in Luisetje's Hand legen. Und sie ahnet nichts von dem Allen!"

Er zitterte vor Lust.

„Aber," fuhr er fort, „ich habe nun noch eine Bitte an Euch, Mynheer, die Ihr mir gewiß nicht abschlagt." —

„Weißt Du was, Ivo," sagte ich, „laß uns in dies Kaffehaus eintreten. Ich finde die Nachtluft kalt. Ein Glas Punsch wird Dir und mir wohl thun."

Wir traten ein und fanden in einem Winkel noch Raum. Dort bei dem dampfenden Punsche sprach er seine Bitte aus. Sie betraf nichts Anderes, als daß ich morgen Nachmittag mit ihm zu Jan Cornelis gehen solle. Da würde er ihm die Uhr übergeben und, da wohl Cornelis seine Liebe zu Luisetje kenne und billige, er aber noch nicht das väterliche, feierliche Ja habe, so solle ich für ihn als

Freiwerber um des Vaters Segen für ihn und Luisetje bitten. Das sagte ich ihm zu, und nie habe ich einen glücklicheren Menschen gesehen.

Lange noch plauderte er treuherzig, bis die Mitternacht nahe war. Wir schieden endlich und ich suchte mein Lager, wo ich übrigens noch lange den Schlaf nicht fand. Als ich am andern Morgen zum Bade kam, leuchtete Ivo's Antlitz von seliger Freude. Er drückte meine Hand, daß sie mir wehe that, und zog dann eine goldene Uhr aus der Brusttasche seines Flanellkleides, die er mir hinreichte. —

„Seht hier das Kleinod!“ rief er fröhlich aus.

Es war eine schwere, goldene Uhr von englischer Arbeit, kostbar mit Perlen um den Ring des Glases besetzt. Unten war ein Schild, in dem man „H. Verhägen“ las.

„Was sagt Ihr dazu, Mynheer, daß der Capitän, der Jan Cornelis die Uhr schenkte, mein Vetter war?“

„Ich denke, es soll Dir bei Jan Cornelis einen Vorschub leisten, wenn ich heute für Dich werbe!“ —

„Ich hoffe es, Mynheer!“ sagte der Glückliche und wir gingen nach dem Meere.

Es war Mittags etwa um ein Uhr, als ich am Kursaale Ivo traf. Er war stattlich gekleidet. Weite, blautuchene Hosen fielen bis auf die glänzenden Stiefel. Eine lange Jacke, nach Seemannsart, umschloß seine schöne Gestalt und ein niedliches Matrosenhütchen saß leicht auf den braunen Locken, die um sein blühendes, schönes Gesicht wallten, dem das Schnurrbärtchen sehr gut ließ.

Er war ernst und feierlich.

Schweigend zog er sein Hütchen, als ich zu ihm trat; er drückte herzlichst meine Hand.

Wir gingen.

Als der Damm hinter uns lag, wo der sonnenklare, warme Tag die Menge versammelte, die aus Badegästen und Einheimischen

bestand, da auch dieser Tag noch ein Festtag war und heute im Prinzengarten der Wettstreit mehrerer Gesang- und Musikvereine naher Orte stattfand, blieb er einen Augenblick stehen.

„Mir pocht das Herz, Mynheer, daß ich kaum weiter kann, ohne zu rasten," sagte er. „Nicht, als ob ich an des Vaters Jawort zweifelte, denn das ist mir gewiß, sondern der Dank, den ich Euch schulde; die Freude, die ich dem Grysaard bereite und das Glück, daß nun Luisetje meine Braut vor Gott und Menschen werden soll, stürmte mich so."

„Sei ein Mann, Ivo," sagte ich. „Man muß auch das Glück tragen können, wenn man das Unglück getragen hat, und nicht vergessen, Dem zu danken, der Alles wohl macht, nicht die Menschen. Sie sind nur seine Werkzeuge."

„Wel, Mynheer, Ihr redet wahr. Ich habe heute schon auf meinen Knieen dem Herrn gedankt und meine Seele vergißt nicht, was er ihr Gutes gethan hat."

„Bleibe dabei, Ivo! An Gottes Segen ist Alles gelegen, und je frömmer und dankbarer wir bleiben, desto lieber segnet uns der Herr. Möge, wenn Gottes Gnade Dich so führt, daß Du Luisetje heimführen kannst, Dein Haus ein stiller Tempel Gottes sein! Das ist die dauerndste Grundlage Eures Glückes. Betet und arbeitet, so wird Gott mit Euch sein!"

„O Mynheer, das gelob' ich Euch!" rief er aus. „Meine gute Mutter hat mich das gelehrt und Luisetje ist ein frommes Kind!" —

Unter solchen ernsten, unsere Stimmung hebenden Gesprächen kamen wir zu Jan Cornelis' Hause. Er saß im Lehnstuhle unter dem Birnbaum und Luisetje neben ihm an ihrem Spitzenklöppeln. Als sie Ivo im Sonntagsstaate kommen sah, erröthete und erbleichte sie nacheinander. Sie wollte aufstehen und konnte nicht.

Wir grüßten und traten zu ihnen.

„Luisetje,“ sprach der Greis, dessen heiteres Aussehen heute auf Befreiung von seinen Schmerzen schließen ließ, „hole Schemel für den Herrn und Ivo!“

Sie flog in holder Verwirrung in das Häuschen, brachte zwei lehnenlose Holzstühle und wollte sich wieder entfernen. Ivo blickte sie bittend an und sie blieb, aber man sah es ihr an, daß sie in eigner Weise bewegt war, denn ihre Hände zitterten.

„Ivo,“ sagte der Greis und sah ihn mit wohlwollendem Lächeln an, „Du bist heute so feierlich. Was bewegt Dich so?“ —

„Vater Jan,“ sagte er, „Ihr wißt, wie lieb ich Euch habe — “

„Ich weiß es, Ivo,“ fiel ihm der Greis in die Rede.

„Da hab' ich denn durch die Vermittelung dieses guten Herrn gestern, im Gig des Herrn van Gondeghem mitrudernd, den Preis erringen helfen.“ —

„Warst Du im weißen Gig?“ rief Jan Cornelis aus. „Nun, das macht Dir Ehre; ich saß mit Luisetje und Nachbar Ruyter auf den Dünen und sah der Regâte zu. Das war ein Meisterstück!“

„Wel, Vater Jan; hört aber weiter: der Herr van Gondeghem nahm nur den Ancre en Vermeil von dem Preise und theilte die fünfhundert Francs unter uns.“

„Was sagst Du?“ rief der Alte. „Das ist ehrenwerth!“

Luisetje hielt sich krampfhaft an ihr Klöppeltischchen; aber ihre Seele lag im Auge, das auf Ivo ruhte.

„Nun war das ein Verdienst, an den ich nicht dachte, und ich meinte, ich könnte keinen bessern Gebrauch von dem Gelde machen, als diesen!“ —

Er zog die Uhr heraus und reichte sie dem Greise.

Die Augen des alten Mannes waren weit geöffnet. Er starrte die Uhr an und war leichenblaß. Eine Weile saß er so da, dann ergriff er sie, betrachtete sie von allen Seiten und endlich drückte er sie an seine Lippen und zwei große Thränen rollten über seine Wangen.

„Helaas! Meine Uhr!“ rief er dann aus und der Ton klang jubelnd.

Luisetje weinte vor Freude, und ich will's nicht leugnen, daß mich der Auftritt tief ergriff.

„Ivo,“ sprach er dann, „das that'st Du mir? Du gabst Deinen hohen Verdienst hin für mich? Komm', mein Sohn, komm', ich finde keine Worte für den Dank!“

Er zog ihn an seine Brust und küßte ihn.

„Vater Cornelis,“ sagte ich darauf, „Ihr habt Ivo „Sohn“ genannt. Wißt Ihr, daß Ihr ihn unendlich glücklich machen würdet, wenn Ihr ihn zum Sohne annehmen und Luisetje's Hand ihm gäbet, deren Herz er doch schon hat?“

Cornelis sah mich lächelnd an. „Ihr also seid sein Freiersmann, Ihr, dem er so viel verdankt? Nun, ich weiß wohl, wie's steht mit den Zweien und nahm das so als ausgemacht an; aber da Ihr ihm eine Form gebet, so sag' ich in Gottes Namen Ja!“ —

Da that Ivo einen Schrei vor Lust und das todtbleiche Mädchen war von seinen Armen umschlungen. Er zog sie zum Vater und im Sande knieeten Beide vor ihm und er legte ihre Hände in einander und die seinen segnend auf ihr Haupt.

Dann beteten wir Alle stille und sie waren Braut und Bräutigam.

„Aber nun, Kinder, vergeßt nicht, was Ihr dem guten Herrn schuldet!“ rief der Greis, und sie traten vor mich hin und küßten meine Hände, wie ich mich auch dagegen wehren mochte.

Ich habe, das kann ich sagen, nie glücklichere Menschen gesehen. Die beiden Brautleute sahen sich nur in die Augen und hielten sich an den Händen und der Greis betrachtete mit kindischer Freude seine Uhr.

Ivo sagte indessen: „Nicht wahr, Vater, ich darf meine Braut heute auch in den Prinzengarten führen zum Gesangwettkampfe? Sie kommt ja doch zu so etwas nicht!“ —

„Gewiß," sagte Jan Cornelis. „Nachbar Ruyter's Mietje wird so lange bei mir bleiben."

„Dafür sorge ich," rief Ivo. „Du aber, mein Bräutchen, geh' und lege Deinen Sonntagsstaat an. Wir gehen, wenn ich wieder komme."

Mit diesen Worten eilte er hinweg und Luisetje hüpfte in das Haus.

Ich blieb bei dem glücklichen Greise, der sich gar nicht darein finden konnte, daß er das theuerste Gut, das Geschenk des Freundes, das Zeichen seiner Liebe und Dankbarkeit, wieder besaß.

Endlich kam Ivo mit einem freundlichen Mädchen zurück, das in das Haus eilte, Luisetje zu helfen. Zuletzt kam sie im einfachen Kattunkleide, das niedlichste Häubchen auf dem reichen Haar, den schwarzen, langen Kaputzmantel um die Schultern, ohne den eine Ostenderin nie sich öffentlich zeigt.

Sie sah aus wie die junge Rose, die die Morgensonne mit ihrem ersten Strahle aufgeküßt hat; aber es war eine andere Haltung in dem Mädchen. Würdevoll, ja stolz, stand sie da, als die Braut des geliebten Mannes.

Sie nahm mit einem Kusse Abschied vom Vater und der Freundin, und wir gingen.

Die Blicke der zahlreichen Lustwandelnden auf dem Damme ruhten auf der ungewöhnlichen Schönheit, die Ivo so stolz am Arme führte. Diese Blicke verursachten es, daß die reizende Braut die Kapuze über den Kopf zog.

Im Prinzengarten fanden wir kaum ein Plätzchen. Mit Entzücken lauschte das Paar den Gesängen, welche als Preislieder die Vereine unter rauschendem Beifalle vortrugen, während mein deutsches Ohr noch viel sogenannten „wilden Schlag" vernahm und die Ueberzeugung gewann, die Gesangeskunst habe jene Reinheit und Höhe hier noch nicht erreicht, deren sie sich in Deutschland erfreuen konnte.

„Es war nahe an der Dämmerung als wir den Prinzengarten verließen. Ich begleitete das glückliche Paar bis zum Pavillon aux Dunes und kehrte dann zur Stadt zurück.

7.

Es war einige Tage später, als ich eines Morgens gegen eilf Uhr im Lesezimmer des Cercle du Phare saß. Mein Bad hatte ich bereits genommen und einen tüchtigen Spaziergang gemacht.

Da wurde plötzlich die Thüre aufgerissen und — Verhägen stand vor mir.

„Nun, Gottlob, daß ich Sie endlich finde!“ rief er aus und trocknete sich den Schweiß von der Stirne. „Laufe nun schon mehrere Stunden von Pontius zu Pilatus; frage nach Ihnen auf der heiligen Hermandad, zu deutsch Polizei genannt; dann in ihrer Wohnung, die ich endlich fand; da sagt man mir, Sie seien im Bade. Nun irre ich am Strande umher, frage alle Baigneurs, aber Keiner kennt Sie, bis endlich ein bildhübscher Junge mir sagt, er kenne Sie wohl; Sie pflegten um diese Zeit im Cercle du Phare die Zeitungen zu lesen, und in diesem ledernen Geschäfte, das nur in orientalischen Angelegenheiten, und nächstens Bankerott macht, finde ich Sie denn endlich. Nun, von Herzen Willkommen!“ —

Ich schüttelte die dargebotene Hand und sagte: „Darf ich von der guten Laune auf Ihr Befinden schließen, so sind Sie wohl auf; aber wo, um aller Welt willen, haben Sie gesteckt?“ —

„Dacht' ich's doch, daß das Ihre erste Frage sein würde! Nun ja, mir ist es so gut nicht gegangen, wie Sie glauben. Doch, kommen Sie, und helfen Sie mir eine Wohnung suchen. Wir haben noch Zeit genug, darüber zu sprechen, wenn wir nur erst einmal gemüthlich zusammen sitzen können.“

„Dafür ist wohl, wie ich denke, zu Ihrer Zufriedenheit gesorgt. In dem Hause, worin ich wohne, sind noch zwei aneinanderstoßende Gemächer frei. Sie sind gesund, freundlich, schön eingerichtet, und die Hausleute sind ein Muster von Gefälligkeit und Freundlichkeit."

„Ihre Artigkeit und Zuvorkommenheit sind unübertrefflich! Kommen Sie denn! Lassen Sie die orientalische Geschichte in den Fingern der superklugen Diplomatie einstweilen ruhen, wo sie aus Einem Stadium in's Andere rückt, ohne daß eine Katze hinter dem Ofen hervorgejagt wird."

Wir gingen.

Die Wohnung gefiel ihm sehr wohl, und eine Stunde später saßen wir auf seinem Sopha. Er schmauchte seine Türkenpfeife und ich eine Cigarre, aber in unseren behaglichen Schlafröcken uns wohl fühlend, was die Hauptsache war.

„So hören Sie denn meine Geschichte seit wir von einander schieden," hob er an. „Den Freund, den ich in Aachen traf, hatte ich seit zwanzig Jahren nicht gesehen. Noch in Trinidad lernten wir uns kennen und lieben. Er blieb dort, als ich die Insel verließ, ging dann nach der Havannah und kehrte später nach Europa zurück. In Aachen, wo er liebe Verwandte hat, wählte er seinen Wohnsitz. Ich mußte ihm geloben, einige Tage bei ihm zu weilen; allein gegen meine Absicht blieb ich länger, denn ich erkrankte, und nicht unbedeutend. Liebevoll wurde ich in dem Hause und in der Familie des wackeren Mannes gepflegt, und selbst als ich wieder genesen war, ließen sie mich nicht weg." —

„Ich würde Sie in Brüssel gesucht haben bei den Festen!" sagte ich.

„Dort hätten Sie mich vielleicht auch gefunden. Waren Sie dort?"

„Nein."

„Ich bin mit der Familie meines Freundes dort allerdings gewesen und habe aller Orten nach Ihnen gespäht. Dies war auch

der Grund meines längeren Ausbleibens. Als ich genesen war, hielten sie sich aus, daß ich sie dorthin begleite und von Brüssel nach Antwerpen, von wo ich heute hier angelangt bin. Aber warum waren Sie nicht in Brüssel? Die Feste waren sehr interessant! — Ich habe Sie oft, sehr oft zu mir gewünscht."

„Weil mir das Bad zu wichtig war, wollte ich es nicht unterbrechen."

„Wie bekommt es Ihnen denn?"

„Ausgezeichnet!"

„Apropos! Haben Sie meine Herzensangelegenheit nicht ganz aus dem Auge verloren?"

„Ich darf Ihnen sagen, daß ich mehr fand, als ich zu finden erwartete."

„O erzählen Sie, ich beschwöre Sie!" rief er lebhaft.

Und nun hob ich denn an von A bis Tz die ganze Geschichte, die ich erlebt, zu erzählen.

Mit wachsender Aufmerksamkeit und Theilnahme horchte er mir zu, stürmische Fragen dazwischenwerfend, die ich rasch beantworten mußte. Und als ich zu den letzten Scenen kam, da rollten ihm die hellen Thränen über die Wangen.

Als ich geendet, fiel er mir um den Hals.

„Wie soll ich Ihnen vergelten, was Sie für mich gethan?" rief er, mich an sein Herz drückend.

„O mein Vater," rief er aus, „wie glücklich ist Dein Sohn, daß er Deine Schuld abtragen kann, und im Stande ist, Deine letzten Aufträge zu erfüllen!" —

Er wollte sogleich aufbrechen und zu Jan Cornelis eilen.

„Darf ich auf irgendwelche Dankbarkeit bei Ihnen Anspruch machen," sagte ich, „so fordere ich, daß Sie auf meine Vorschläge etwas geben und nicht drauf los stürmen."

„O, Sie sollen mich ja ganz lenken und leiten," rief er aus; „nur muthen Sie mir nicht allzuviel Geduld zu! Allzulange liegt

die Schuld auf mir und lag sie auf meinem guten Vater. Gott gibt mir reichen Segen, daß er mich den Greis noch finden läßt; aber seine Tage sind gezählt. Er muß die Freude noch möglichst lange genießen, seinen Freund als dankbar zu preisen, an dem er nicht irre wurde, als der arge Schein des Undanks und des Vergessens seiner aufopfernden Liebe auf ihm lag." —

„Gewiß bin ich darin Ihrer Meinung; aber zu rasches Handeln könnte des Greises Kraft gerade lähmen durch die Ueberraschung. Antworten Sie mir vorerst auf einige Fragen: Sind Sie gesonnen, die Schuld zu zahlen, die auf dem Häuschen ruht und können Sie es?" —

„Beides ja, wie Sie es wünschen!"

„Gott sei Dank!" —

„Wollen Sie Ihrem Vetter Ivo, dem trefflichen Jungen, der Sie heute zu mir wies" —

„Was? dieser prächtige Junge ist mein Vetter, von dem Sie reden?"

„Freilich. Er heißt: Ivo Verhägen und stammt von Mariakerke wie Ihr Vater. Daß er Ihr Verwandter ist, liegt außer Zweifel, wenn auch ein Diplomat seine Arbeit hätte, die Verzweigung des Stammbaumes zu enthüllen, um den Grad der Verwandtschaft mit der sorgfältigsten Genauigkeit nachzuweisen."

„Was frag' ich nach Graden?" rief er aus. „Mir genügt, daß er mir noch angehört. Das Wie liegt ganz außer meiner Sehnsucht."

„Nun denn, so nehm' ich meine Frage wieder auf: Wollen Sie dem trefflichen Jungen, denn das ist er und dafür bürgt die Handlung mit der Uhr —"

„Wahrhaftig!" —

„Wollen Sie ihm eine bessere Zukunft gründen?"

„Gott ist mein Zeuge, daß ich es will und kann!"

„Bravo!“ rief ich und umarmte ihn nun meinerseits nicht weniger herzlich.

„Nun hören Sie meinen Plan! Vorerst gehen wir zu dem reichen Wucherer van Hassält, dem Jan Cornelis die Summe schuldet, zahlen sie bei Heller und Pfennig, nehmen die Schuldurkunden, nachdem sie der alte Blutsauger quittirt hat, an uns und gehen hinter die Dünen, um den alten Jan Cornelis aufzusuchen mit seinem engelgleichen Kinde, das gestern Ivo Verhägen's Braut geworden ist, bei welcher Gelegenheit ich Freiwerber gewesen bin!“

„Sie Glücklicher, wie beneide ich Sie!“

„Gönnen Sie mir doch auch ein wenig Freude, wenn Sie das reichste Maß ernten!“

Er reichte mir seine Hand.

„O Sie sollen sie mit mir theilen!“ rief er. „Sie verdienen es ja, denn ohne Sie, weiß Gott, ob ich mein Ziel erreicht hätte und so, wie es jetzt vor mir daliegt.“

Wir kleideten uns jetzt an und Verhägen nahm ein wohlgespicktes Taschenbuch an sich.

Das Haus des Pfandleihers van Hassält hatte ich mir zeigen lassen. So konnten wir's ohne Zeitverlust erreichen.

Wir fanden einen Junggesellen von wenigstens siebzig Jahren. Eine rothe Perrücke bedeckte von allen Seiten seinen Kopf. In einem abgeblichenen, damastenen Schlafrock, wie man ihn vor etwa hundert Jahren trug, steckte eine kleine, gebückte Gestalt. Das Aussehen des alten Geizhalses war entsetzlich. Aus dem gelben Gesichte blitzten ein Paar unheimlicher, unsteter Augen, deren stechender Blick durch eine Brille, deren Gläser ungeheuer groß waren, kaum gemildert wurde.

Er saß an einem alten, wurmstichigen Pulte und zählte Geld, als wir eintraten. Schnell schloß er die Klappe, steckte den Schlüssel zu sich und fragte nach unseren Wünschen.

Da er auch Geldwechsler war, mochte er glauben, daß es uns darum zu thun sei, fremdes Geld auszutauschen.

Er nöthigte uns zum Sitzen.

„Der Matrose Jan Cornelis hinter den Dünen schuldet Ihnen eine kleine Summe?" sagte ich.

„Eine kleine Summe?" rief er. „Mynheer, sie ist sehr groß für einen Mann seiner Lage!" —

„Thut nichts zur Sache," fuhr ich fort. „Gestern oder vorgestern zahlte der Baigneur Ivo Verhägen fünfzig Francs ab und empfing das Pfand zurück, eine Uhr. Es sind also noch vierhundertfünfzig Francs."

„Ich erstaune über Ihre genaue Kenntniß der Sachlage!" sagte er verwundert. „Und Sie sind doch ein Deutscher und hier fremd?" —

„Thut nichts zur Sache. Haben Sie die fünfzig Francs gebucht und gut geschrieben?"

„Zu dienen!"

„So seien Sie so gut, mir die Schuldurkunde zu zeigen!" —

„Es ist eine Hypotheke auf das Haus und das Feld!" —

„Weiß wohl! Zeigen Sie sie mir gefälligst!"

Er sah mich verwundert an.

„Den Zweck bitte ich mir anzugeben." —

„Wir zahlen sie aus."

„So? So? Ei, das ist sehr schön, sehr edel von Ihnen!"

„Lassen Sie gefälligst diese Redensarten und beendigen Sie das Geschäft!"

„Die Zinsen eines Jahres kommen dazu," sagte er, zu dem Pulte tretend, dessen Klappe er nur so weit öffnete, daß er ein Schubfach herausziehen konnte, worin das Schriftstück sich befand, ohne das Geld jedoch uns sehen zu lassen, das darin lag. Er kramte eine Weile in den Papieren, dann brachte er die Urkunde zum Vorschein.

Verhägen öffnete sein Taschenbuch und legte einen Wechsel von vierhundert Francs auf den Tisch, der auf ein Ostender Haus lautete.

Dann zog er seine Börse und legte noch fünfzig Francs, theils in Gold, theils in Silber, dazu.

„Zählen Sie und prüfen Sie den Wechsel!" sagte er.

Der Alte betrachtete den Wechsel genau und sagte dann: „Er ist sehr gut und die Münze richtig, aber ein Jahr Zinsen fehlt noch!"

Verhägen legte den Betrag von fünf Procent auf den Tisch.

Van Hassält zögerte, aber er schien verlegen, etwas zu sagen. Ich bemerkte es.

„Sie pflegen wohl Judenzinsen zu nehmen," fragte ich, „weil Sie zögern das Geld einzuziehen?"

„Nun, Sie drücken sich hart aus, Mynheer," sagte der Alte. „Man verliert so viel nach allen Seiten hin, daß sechs pro cento kaum den vielfachen Verlust ausgleichen."

„Sind die belgischen Gerichte milder gegen Wucher als die unsrigen?" fragte ich scharf. „Bei uns würde das schwer bestraft. Es sollte mir Vergnügen machen, den Ausspruch des Gerichtes über diesen Punkt zu hören!"

Der Alte erschrack heftig. „Wir haben dieses Geschäft so generös und friedlich abgethan, daß Sie doch wohl nicht im Ernste reden? Auch habe ich viel Güte gegen Ivo Verhägen bewiesen, daß ich ihm die Uhr herausgab!" —

„Hatten Sie nicht Unterpfand genug an Haus und Aeckern?" fragte ich.

Er zuckte die Achseln, strich hastig das Geld ein und quittirte. „Bin Ihnen sehr verbunden," sprach er, mir die Urkunde reichend. „Sollten die Herren etwa Geldwechselgeschäfte zu machen haben, so halte ich mich Ihnen empfohlen!" Er verbeugte sich und wir gingen.

„In solche Hände fällt die Armuth!" sagte ich. „Glauben Sie, daß der Wucherer nur sechs pro cento nahm? Ich wette, daß Jan Cornelis acht bis neune zahlte!"

„Lassen Sie's gut sein! Wir haben unser Ziel erreicht," sprach Verhägen.

Der Alte wohnte nicht weit von dem Prinzengarten. Wir schlugen daher diesen Weg nach dem Damme ein, der neben dem Cercle du Phare mündet.

Kaum standen wir auf demselben, als Bootsmann Meyer uns entgegen trat, da er dort, so zu sagen, seine Station hat, in der Nähe der Lootsenschenke nämlich.

„Dies alte, versoffene Original kannte Ihren Vater noch!" flüsterte ich Verhägen zu.

Meyer blieb wie versteinert vor uns stehen und starrte Verhägen an.

„Op myne eer!" rief er aus und vergaß vor Erstaunen seine Mütze zu lüften, was er sonst, sehr höflich, nie versäumte — „Op myne eer!" wiederholte er, „wenn der alte Bootsmann Meyer, der siebenmal in Rio, dreimal im schwarzen Meere, einmal in Archangel, mehr denn zehnmal in New-York war, von England, Italien, Frankreich, Schweden, Norwegen und Dänemark gar nicht zu reden, weil's pure Lumperei ist, und der seinen Arm dreimal und sein Bein einmal brach, ich sage, wenn der alte Bootsmann Meyer heute schon einen Genever oder ein Glas Faro getrunken hätte oder deren mehrere und nicht klar im Kopfe wäre, er würde fragen: ob das eine Hexerei wäre oder ein Spiel der Fata Morgana bei Neapel?"

„Wie so, Meyer?" sagte ich. „Mir will's doch vorkommen, als wäret Ihr krank im Kopfe oder hättet schief geladen."

„Wel, Mynheer, op myne eer, ich bin so nüchtern wie Ihr vor dem Bade; aber ich möchte schwören, der Herr sei Capitän Verhägen! Gerade so sah er aus, als ich ihn kannte."

„Nun, Meyer, es gibt seltsame Aehnlichkeiten," sagte Verhägen zu ihm. „Nehmt dies und trinkt auf das Andenken Capitän Verhägen's. Morgen wollen wir weiter davon reden."

Meyer blickte in seine Hand, worin ein Fünffrankstück lag.

Jetzt riß er seine Mütze ab.

„Mynheer," sagte er, freudig überrascht, „Ihr seid sehr gut, Meyer dankt und will Euer Wort in Ehren halten."

„Wo ist Ivo?" fragte ich.

„Wel, Mynheer, wie könnt Ihr so fragen?" rief er. „Seit gestern ist, wie ich höre, Luisetje seine Braut. Das Baden ist für heute vorüber. Da müßt Ihr Ivo hinter den Dünen suchen, wo Jan Cornelis wohnt."

„Gut dann, Meyer; laßt's Euch gut schmecken," rief Verhägen und zog mich fort.

Meyer machte unaufhörlich Verbeugungen und wünschte uns alles Heil, machte aber sogleich Kehrt und setzte sich am Lootsenhause nieder, wo er sicher Verhägen's Wort in Ehren hielt; wir aber gingen rasch den Damm entlang, den Dünen zu.

8.

Während dieses Ganges erzählte ich Verhägen meine Unterredung mit Ivo auf der Estacade und von den Plänen, die der gute Junge für seine Zukunft sich zurecht gelegt hatte.

„Ich glaube nicht, daß es gut ist, wenn Sie Ivo seinem Stande enthüben," sagte ich zu ihm. „Leicht könnte er auf Abwege gerathen. Das Glück hat einen schlüpfrigen Boden, auf dem auch ein fester Fuß ausgleiten kann, und es gehört mehr moralische Kraft dazu, es zu ertragen, als das Leid."

„Das ist wohl wahr," versetzte nachdenklich Verhägen. „Aber was soll ich für ihn thun? Rathen Sie mir doch wieder einmal so gut, wie bei Jan Cornelis' Schuld!"

„Wissen Sie was, Freund, geben Sie Luisetje eine passende, jedoch nicht überflüssige Aussteuer. Machen Sie aus ihnen ein glückliches Paar und geben Sie ihnen so viel, daß Luisetje ihren Muschel- und Cigarren-Handel eröffnen kann, wenn einmal ihres Vaters Augen im Tode geschlossen sind. Wollen Sie mehr thun, so deponiren Sie eine Leibrente für Ivo und seine Kinder. Davon jedoch dürfte er vorher nichts wissen."

Verhägen blieb stehen. Er faßte meine Hand. „Sie sind ein Practicus," sagte er, „und ich kann nichts Besseres thun, als ich gebe Ihnen hiemit Vollmacht, ganz so zu handeln, wie Sie es für geeignet halten. Ich will bloß Ihre Pläne in Vollzug setzen. Wollen Sie mir diese Liebe erweisen?"

„Vorausgesetzt, daß Sie nach dem alten deutschen Sprüchworte nicht bloß mitthaten, sondern auch mitrathen."

„Gut," sagte er. „Sie werden aber bald herausfinden, daß ich zum Nürnberger Rathsherrn nicht gemacht bin."

„Ich will das Meine mit Freuden thun," sagte ich.

Wir waren jetzt an den Querpfad gekommen, der zur Wohnung Jan Cornelis' führte.

Wir sahen den Alten schon von ferne, wie er in seinem Sessel unter dem Birnbaume saß und Ivo an seiner Seite. Luisetje saß zur anderen Seite des Vaters und klöppelte Spitzen.

Ivo sah uns jetzt.

Er kam uns freudestrahlend entgegen.

„Der Herr ist gewiß Euer Freund?" sagte er, nachdem er uns begrüßt, „denn er fragte gar eifrig nach Euch. Niemand kannte Euch. Zum Glücke hörte ich, wie der Herr mit einem andern Baigneur sprach und nach Euch fragte."

„Ich bin Dir sehr dankbar, Ivo," sprach Verhägen, seine Hand schüttelnd.

„Verfängt nichts," sagte Ivo. „Der Herr ist mein größter Wohlthäter, wie sollte ich nicht seinem Freunde einen so kleinen Dienst leisten?"

Der alte Cornelis grüßte schon von Ferne mit seinem Silbwester. Ich konnte wahrnehmen, daß Ivo die Sache mit dem Gig des Herrn van Gonbeghem bereits haarklein gebeichtet hatte.

„Wen bringt Ihr uns denn da?" fragte der Alte und hielt die Hand über die Augen, daß er besser sehen könne.

„Heiliger Gott!" rief er plötzlich aus: „Verhägen! Stehen die Todten auf?" — Er wollte, seine Lähmung vergessend, schnell aufstehen, sank aber wieder in seinen Sessel zurück.

Bei dem Ausrufe trat Ivo zurück und starrte Verhägen an. Luisetje's Arme sanken nieder. Auch sie starrte den Mann an, der rasch auf den Greis zuschritt.

„Nein," sagte Verhägen mit tiefer Rührung des Greises Hand ergreifend, „nein, Jan Cornelis, das geschieht erst am Weltende, wenn der Herr zum Gerichte kommt. Ich bin der Verhägen nicht, dem Ihr eine so reiche Liebe bewieset, aber —"

„So bist Du sein Sohn!" rief der Greis aus, „denn der Herr schafft nicht zwei Menschen, die sich so ähnlich sehen, es sei denn, daß Ein Blut in ihren Adern rollt!" —

Der Greis hatte mit beiden Händen Verhägen's Rechte gefaßt und sah ihm, sich weit vorneigend, in's Auge, aus dem sich jetzt ein paar Thränen lostrennten.

„O sprich es aus! Sprich es aus, daß Du sein Sohn bist!" rief der Greis lebhaft bewegt. „Laß mich nicht lange in peinvoller Ungewißheit!" —

„Ja, Vater Cornelis, ich bin sein Sohn," sagte mit zitternder

Stimme Verhägen, „und bringe Euch seine Segensgrüße, die Versicherung, daß seine Liebe nie gewankt hat!“

Da ließ Cornelis Verhägen's Hand fahren, streckte beide Hände zum Himmel und rief weinend: „Herr, ich danke dir; nun will ich ja gerne sterben!“

Das Antlitz des alten Mannes war wie verklärt. So tief mich auch die Scene rührte, deren Zeugen wir waren, so ergriff mich doch eine große Furcht, daß das Alles zu schwer für den Greis sei, dessen Kraft durch das hohe Alter gebrochen war.

Verhägen war in einer Weise ergriffen, wie ich es ihm kaum zugetraut hatte. Er weinte wie ein Kind und kniete nieder in den Sand neben dem Greise, indem er sein Angesicht auf die Kniee des Alten legte. Dieser ließ segnend seine Hände auf dem Kopfe des Sohnes seines Freundes ruhen.

„Gott segne Dich, Sohn meines einzigen Freundes!“ sprach er tief gerührt. „Gott vergelte Dir die Freudenbotschaft, die Du einem alten Manne bringst, der alle Segel los läßt, um zum Hafen des Friedens zu segeln. Er ist in Sicht; bald ist er erreicht!“ —

„O nein, nein!“ rief Verhägen. „Ihr müßt noch bei uns bleiben und uns gestatten, Euch froh zu machen und glücklich!“

„Kann ich glücklicher werden, als ich bin?“ sagte Cornelis. „Du kommst aus der Ferne, den Glauben an meinen Freund wahr zu machen, den mir die Menschen nehmen wollten!“

In diesem Augenblicke sah er mich.

„Und Ihr steht ferne, der Ihr hier die Hand überall im Spiele habet, wo etwas Gutes für mich herauskommt? Kommet her, Mynheer, und laßt mich Eure Hand drücken, denn Ihr seid auch hier wieder wirksam, das sagt mir mein Herz!“

„Da habt Ihr Recht, Vater Jan,“ sprach Verhägen. „Ohne

ihn hätt' ich noch lange nach Euch suchen können. Er hat mir Alles ausspionirt."

Der Alte lächelte selig und drückte innig meine Hand.

„Ja, ja," sagte er scherzend, „er hat's hinter den Ohren —"

„Nein," rief Ivo, „im Herzen, Vater!"

„Du hast Recht, Ivo. Er soll uns theuer sein, so lange wir leben!"

Verhägen war aufgestanden. Er faßte Ivo's Hand. „Und Du bist mein Vetter," sagte er, „wie ich von dem Freunde dort höre? Sei mir herzlich gegrüßt! Und Du," rief er, das holdselige Luisetje betrachtend und ihm näher tretend, „bist Jan's Kind? — Vetter Ivo," rief er da plötzlich, in eine heitere Stimmung übergehend, „ich habe Frau und Kinder, Du kannst ohne Mißgunst und Eifersucht sein, wenn ich sie als liebe Schwester küsse!" Und er drückte einen Kuß auf die frische Lippe des Mädchens, dem es nicht einfiel, sich zu zieren!

„Aber," fuhr er dann fort, „ich habe der schönen Braut ein Hochzeitsgeschenk mitgebracht!"

Er zog die quittirte Hypothek heraus, gab sie dem glühenden Mädchen und sagte: „Bring's Deinem Vater, Du liebes, schönes Kind!" —

Der Alte entfaltete das Papier, setzte seine Brille auf, las und rief dann fast außer sich: „Kinder, er hat van Hassält bezahlt! Wir sind schuldenfrei!"

„Hurrah!" rief Ivo, und that einen Sprung in die Höhe, „so ist morgen Huvelyk!" *) Dann aber eilte er zu Verhägen und faßte seine Hand. „Baas,"**) rief er aus, „wie sollen wir Euch

*) Hochzeit.

**) Die Vlämische Sprache hat das männliche Wort von unserm weiblichen „Baase" noch, an dessen Stelle im südlichen Deutschland „Vetter" getreten ist.

danken?" Luisetje faßte seine Linke und sah ihm in Thränen lächelnd in's Auge.

„Vergesset den dort nicht, er hat wieder hier die Hand im Spiele, der treue liebevolle Spion, der das Alles herausgebracht hat."

Da ließen sie ihn fahren und ich hatte sie am Halse.

„Aber Ivo, mein Vetter," sprach Verhägen, der sich neben Jan Cornelis gesetzt hatte und seine Hand in der seinen hielt, „wenn's dem Vater recht ist, so halte ich Dich bei'm Worte und morgen ist Hochzeit!"

„Das geht nicht, Kinder," sprach der Greis. „Ihr vergesset, daß unser Gesetz den bürgerlichen Act fordert und die dreimalige Verkündigung, wie auch diese der kirchlichen Trauung vorhergehen muß. Dagegen aber habe ich nichts, daß Ivo sogleich hingeht, um auf dem Stadthause und bei dem Pfarrer Alles einzuleiten."

„Hurrah!" rief Ivo und eilte in's Haus, aus dem er sein Matrosenhütchen holte.

„Auf Wiedersehen!" rief er und war bald unseren Blicken entschwunden.

Der hat Eile! dachte der Greis und Luisetje verbarg ihr Gesicht in der Schürze.

Verhägen flüsterte mir zu: „Hätten wir doch einige Flaschen Champagner, um ein Glas auf diese Freude zu leeren!"

„Ich will sorgen!" sagte ich, nahm meinen Hut und ging nach dem nahen Pavillon aux Dunes, von wo ein Diener mich mit den nöthigen Requisiten nach Jan Cornelis Hause begleitete.

Noch saß Verhägen bei Jan Cornelis, wie ich ihn verlassen hatte. Luisetje saß an der andern Seite und so tief waren sie im Gespräche, daß sie kaum mein Kommen bemerkten.

Als endlich Ivo zurückkehrte, knallten die Korke und wir blieben bis die milde Sonne schon lange hinabgesunken war und der Mond die Gegend beleuchtete.

Mehrmals erinnerte ich den Alten, in das Haus zu gehen, da es Abend werde.

„Laßt mich doch!" sagte er lächelnd. „Es ist ja so warm und mir so wohl, wie lange, sehr lange nicht!"

Endlich aber kam doch der kühlere Abendwind über die Dünen her, und wir schieden mit dem Versprechen, morgen zeitig wieder zu kommen.

Verhägen war den ganzen Abend in einer weichen, wehmüthigen Stimmung, und dennoch glücklich dabei. Er drückte mir oft die Hand und in seinen Augen glänzten Thränen.

Früh am Morgen eilten wir zum Bade, wo uns der glückliche, dankbare Ivo erwartete.

Auf dem Spaziergange, den das Bad heischt, ging Verhägen lange in sich gekehrt dahin. Endlich wandte er sich zu mir und sagte: „Warum wollen Sie nicht, daß ich Ivo seinen jetzigen Verhältnissen enthebe? Sie sind doch sehr gedrückt?"

„Sie haben meinen Rath gefordert und ich habe ihn gegeben. „Gefällt er Ihnen nicht, nun, so thun Sie, was Sie wollen und übernehmen Sie die Verantwortung für die Folgen."

Er sah mich erschreckend an.

„Freund," rief er, „habe ich Sie verletzt, vielleicht mit dem Tone meiner Frage, so vergeben Sie mir. Ich wollte es nicht!" —

„Gut," entgegnete ich, „so hören Sie meine Gründe: Jede Pflanze hat ihr Erdreich, ihre Bodenart, in der sie allein gedeiht, sich entwickelt, blüht und Frucht bringet. Grade so ist es mit dem Menschen, und zwar ist eben der Kreis, indem er erzogen und

herangebildet worden ist, das ihm allein Zusagende. Entheben Sie die Pflanze noch jung ihrem Boden, so wird sie sich leicht an einen andern gewöhnen und bald gedeihlich fortwachsen; ist sie aber zu fest schon in ihrem Boden gewurzelt, ist sie durch ihre Säfte zu innig mit ihm verbunden, und Sie versetzen sie dann in einen anderen, so wird sie kränkeln, verkümmern und hinsterben. Nehmen Sie den jungen Menschen aus seiner Umgebung und versetzen ihn in eine andere, so werden Sie dieselbe Erscheinung wahrnehmen. Er wird sich leicht und schnell in die neuen Verhältnisse finden, und in ihnen und den ihnen angehörenden sich rasch und freudig entwickeln. Anders aber ist es mit dem schon Erwachsenen. Er gehört mit seinem Erkennen, Fühlen und Wollen den Umgebungen und Verhältnissen an, in denen er aufgewachsen ist. Kommt er nun in andere, so wird er darin nicht glücklich; er wird fühlen, daß sie ihm nicht zusagen; er wird sittlich kränkeln, und es gehört eine gewaltige Dehnbarkeit der Seele dazu, sich vor den Uebeln zu bewahren, die nahe herzutreten. Das ist meine Meinung. Thun Sie, was Sie wollen!"

Er ging stille neben mir hin.

„Noch Eins," sagte ich. „Geben Sie Ivo ein bedeutendes Vermögen, so wird er ein Säufer, wie neun Zehntel aller Seeleute, die vor Anker liegen, oder ein Faullenzer, der noch zu Schlimmerem kommt. Aber lassen Sie ihn in seinem thätigen Leben, bewahren Sie ihn vor Nahrungssorgen; gründen Sie ihm ein kummerloses Alter, dann haben Sie für ihn gesorgt und so, wie es ihm zusagt."

Nach einer Weile faßte er meine Hand. „Grollen Sie mir nicht, theurer Freund!" bat er. „Mein Herz war mit meinem Kopfe davon gelaufen. Sie haben Recht, ich folge Ihnen!"

Wir gingen zum Bourgmestre oder Stadtvorstand, um die nöthigen Einleitungen zu treffen. Verhägen gründete und stiftete

ein Capital von bedeutendem Umfange für Ivo und seine Frau und ihre Nachkommen. Die Zinsen wurden also verwendet, daß Ivo und seine Frau eine jährliche Rente erhielten, doch so, daß sie zur erwerbenden Thätigkeit genöthigt waren. Für die Bildung ihrer Kinder wurde eine Summe festgesetzt, und zwar für die Knaben bis zum zwanzigsten Jahre und für die Mädchen ein Heirathsgut. Die Rente ging vom fünfzigsten Jahre an in die Höhe und wuchs bis zu einem bestimmten Satze, damit sie im Alter nicht darbten, und diese Bestimmungen blieben in Kraft für alle ihre Nachkommen, jedoch verminderten sich die Summen in dem Maße, als die Familie in weiteren Verzweigungen auseinander ging, und sollte sie einst ganz ausgestorben sein, so blieb das Capital den Armen von Ostende.

Er war sehr erfreut, als dies Geschäft völlig beendet und alles rechtskräftig gesichert war. Dann theilte er es den Glücklichen mit, die des Dankens nicht müde wurden. Für Luisetje's Aussteuer gab er ihr eine schöne Summe, die das verständige Mädchen wohl anwandte, aber nur in den Grenzen ihrer Verhältnisse. Für den Muschel- und Cigarren-Handel händigte er ihr auch das nöthige kleine Capital ein, das sie aber einstweilen bei einem guten Bankhause verzinslich anlegte, wie denn auch Verhägen für des Greises gute Pflege das Nothwendige einschoß. Der alte Mann wollte nicht aus seinem Hause, und so blieb's denn hier für's Erste wie es gewesen war.

Nachdem die gesetzliche Zeit der Aufkündigung vorüber war, machte es ein nicht geringes Aufsehen in Ostende, als mehrere stattliche Wagen von dem Häuschen hinter den Dünen nach dem Stadthause fuhren, in denen das Brautpaar, der alte Jan Cornelis, Verhägen und ich, nebst den nöthigen Zeugen saßen. Von dem Stadthause fuhren wir zur Kirche und dann in unsere Wohnung, wo Verhägen das Hochzeitmahl hatte bereiten lassen.

Wie waren sie Alle so glücklich! Wie selig Ivo und Luisetje! Ganz Ostende nahm Theil an dem Familienfeste und freute sich des Glückes der braven Familie.

Nur der Bootsmann Meyer war unzufrieden, daß er nicht zur Hochzeit war geladen worden. Verhägen hatte es gewollt, aber Jan Cornelis war dagegen gewesen. „Er wird sich übernehmen," sagte er, „und uns unsere Freude verderben. Ich kenne ihn und glaube, er würde uns, wenn er trunken wäre, alle anbetteln. Wer einmal zum Bettler herabgesunken ist," schloß er, „dem ist nicht mehr zu helfen. Er sinkt immer wieder in das alte Thun zurück. Schicket ihm, wenn Ihr wollt, eine Flasche Wein und Eßwaaren. Das wird das Beste sein."

Er nahm es an, aber er brummte doch. Verhägen stellte ihn durch reichliche Gaben und eine neue, warme Winterkleidung zufrieden.

Verhägen erkannte je länger je mehr, wie richtig meine Ansicht von Ivo und seinen Verhältnissen gewesen war. Selbst Jan Cornelis, dem er es mittheilte, dankte mir dafür und erkannte es als gut an, was ich gesagt hatte.

Der alte Mann lebte frisch auf in der besseren Pflege und im Glücke seiner Kinder.

So lange wir in Ostende blieben, waren wir jeden Nachmittag ihre Kaffegäste und freuten uns ihrer Liebe und ihrer Dankbarkeit.

Ivo blieb Baigneur und wurde fortan der Beliebteste unter ihnen. Er sang und pfiff den ganzen Tag, und Luisetje war als junge Frau noch viel hübscher denn als Mädchen, dabei der Fleiß, die Thätigkeit und Heiterkeit selbst.

Unser Scheiden, das immer näher rückte, trübte allein diesen Frohsinn, und nur unser Versprechen, im nächsten Sommer wieder

zu kommen, so es Gott gefiele, daß wir noch lebten, milderte diese Betrübniß, die aufrichtig und echt war.

Unter heißen Dankesthränen drückten sie uns Scheidenden die Hände, und auch wir, wie sehr wir uns auch nach den Unsrigen sehnten, schieden nicht ohne Bewegung von den guten Menschen.

Mit Verhägen reiste ich eine weite Strecke zurück.

Ich glaube, unsere Freundschaft wird die Probe halten!

Beim Nußkernen.

Eine Geschichte aus dem Rheinischen Volksleben.

Wenn der Herbst eingethan ist, und das Keltern ist vorüber, dann ist Sanct Martinitag nicht ferne, und der Wind braust gewaltig um die Häuser und jagt dicke Regentropfen und wollige Schneeflocken unter einander, daß von solchem Wetter die Buben sagen: Bäcker und Müller zanken mit einander, wer von ihnen der größte Schelm sei. Dann sucht man schon den warmen Ofen, und es ist Einem gar behaglich daran, weil man das kalte Wetter sich noch nicht angewöhnt hat.

Ehe aber die Frauen und Mädchen das Spinnrad holen können, sind noch zwei Arbeiten übrig. Der Hanf muß gerieben, gebrochen und gehechelt und die Nüsse müssen gekernt werden.

Letztere Arbeit ist so recht eine, die in Gemeinschaft gethan wird, wo dann einmal ein lustig Lied erschallt, oder Einer, dem die Gabe geworden, eine Geschichte erzählt, während die fleißigen Hände die goldgelben Kerne aus den Schalen herauspickeln. Vorher aber sitzen die Burschen im Kreise herum, haben einen Backstein auf den Knieen liegen, halten in der Rechten den Hammer, und die Linke holt aus den Säcken die Nüsse, setzt sie mit der spitzen Nase in die Vertiefung, die sich im Backstein aushöhlt, und der Hammer trifft die Schale am Stielende, daß sie springt, ohne daß der Kern zerbrochen wird. Ein dastehender Korb faßt die aufgeklopften Nüsse, und dies Aufklopfen ist ein Meisterstück.

Während dieser geräuschvollen Arbeit kommen die Frauen und Mädchen, setzen sich auf die Bänke, flüstern, lachen, kichern, necken

die Buben und treiben derlei Kurzweil, bis die Körbe nach und nach sich füllen und Vorrath genug für den langen Abend da ist. Dann setzt man sich um den Tisch von Kirschbaumholz. Das Licht wird, nachdem ein Haufe aufgeklopfter Nüsse hoch auf dem Tisch aufgehäuft ist, mitten in diesen Haufen gestellt, und nun beginnt die Arbeit des Kernens, wobei dann geplaudert, gesungen oder erzählt wird, je nach Lust und Stoff und — nach dem die Leute sind. —

Wie ich so das niederschreibe, rollt sich der Vorhang vor einer lieben Jugenderinnerung auf. —

Nicht fern von meinem elterlichen Hause, von einer schönen Wiese umgeben und beschattet von vielen hundertjährigen Nußbäumen, davon auch viele noch am ansteigenden Berge standen, lag ein stattlich Bauernhaus mit seinen Ställen und Scheunen. Es gehörte lange vor der Franzosenzeit einem deutschen Grafen, sammt den vielen Morgen von Weinbergen, Aeckern, Wiesen, und der brave Bauer, dem es später eigen geworden war, saß als Hofmann und Pächter darauf, und da er seine Arme nicht in den Schooß zu legen gewohnt war, gute Zeiten hatte, und zu sparen verstand, so erwarb er sich bei dem niedrigen Pacht ein hübsches Vermögen. Dabei stand sich der Graf und sein Feld prächtig, denn er empfing Punkt Martini seinen vollen Pachtzins in hartem Geld, und sein Feld wurde gut gebaut.

Leider verstand der Graf nicht so gut zu hausen, wie der Pächter. Der wohnte in Mannheim am Hofe des Churfürsten von der Pfalz; machte übergroße Sprünge; war ein Pferde-, Hunde- und Jagdnarr und dergleichen, und das kostet um so mehr Geld, je weniger man davon versteht. Kurzum, der Herr Graf machte Schulden, und die wollten am Ende bezahlt sein. Da ist denn Polen bald in Noth gewesen, und der Herr Graf nahm bei dem Hans Geld auf, um den Peter zu bezahlen, was man bei uns „Placken" nennt und der sichere Weg ist, allgemach tiefer in

die Brüche zu kommen, was denn auch nicht auf sich warten ließ. Hierzu kam, daß der Churfürst einmal den Herrn Grafen nach Wien zum Kaiser sandte in Staatsangelegenheiten oder auch nicht (wer kann's wissen?), und da kam derselbe mit einem halben Dutzend ungarischer Herren zusammen, die ein Bischen mit ihm Landsknecht spielten, — in Summa — er kam als ein vornehmer Lump heim, wie's auch heute noch solche gibt, und da ist er eines schönen Morgens zu meines Vaters Nachbar gekommen und hat gesagt: „Hör' mal, mein lieber Velten, ich will Dir den Hof und das Gut zu erb und eigen verkaufen!"

Der Velten erschrack heftig und sagte: „Gnädiger Herr, es ist ja doch Ihr väterlich Erbe! Das geht nicht."

„Altfränkisches Geschwätze!" lachte der Graf. „Was hilft mich mein väterlich Erbe, wenn ich Schulden habe, wie ein Landschreiber in Churpfalz? Die Juden machen mich todt, zerreißen mich in der Luft, wenn ich nicht bezahle, und es borgt mir Niemand mehr. Da ist's am Ende mit dem väterlichen Erbe! Willst Du? Es geht, Du kannst mir's glauben. Bist Du's nicht, so ist's ein Anderer."

„Ach, Gott!" sagte Velten und kratzte sich hinter den Ohren mit beiden Händen, „wo soll ich das Geld herkriegen?"

„Das ist Deine Sache," entgegnete der Graf. „Baar muß ich dreitausend Gulden haben; für das Andere setz' ich Ziele. Dir geb' ich's lieber, als einem Juden! Mach's kurz. Das Wasser steht mir am Halse!"

Der Velten besann sich. Dreitausend Gulden hatte er in der Kiste liegen, weil er dachte, seinen Sohn zu verheirathen. Nun konnte der noch warten. — So ging er denn mit dem Grafen zum Landschreiber und kaufte ihm das Gut ab, und — in acht bis zwölf Jahren war's sein freies Eigenthum.

Der alte Velten war schon lange todt, und sein Sohn war bereits ein ziemlich bejahrter Mann, als meine Erinnerung anhob.

Das aber hatte ich von dem Sohne gehört. In dem Hause war ich fast stündlich. Die Wiese war der schönste Spielplatz, und in den Nußbäumen gaukelten die Vögel und bauten ihre Nester. Da war so eine rechte Welt für einen Buben, wie ich.

Doch davon wollte ich ja nicht reden, sondern von einem Abende, der mir unvergeßlich ist. —

Es war um die Martinizeit, als der nun auch schon alte Velten sagte: „Kommst Du heute auch zu uns, Nüsse kernen?"

„Gewiß," rief ich freudig. „Ich bringe Hammer und Backstein mit und helfe klopfen!"

„Recht so," sagte er. „Dafür will ich Dir denn auch etwas versprechen. Meiner Frau Bruder ist heute gekommen. Das ist so ein alter Visikunkus, der erzählen kann wie ein Buch, und man kann ihm acht Tage zuhören und gähnt nicht einmal, schläft auch nicht ein. Und erlebt hat er des Kukuks sein Zeug, was ihm Alles noch im Kopfe steht. Du sollst Deine helle Pläsir erleben! Dann will ich Dir was stecken! Er ist ein grimmiger Franzosenfeind und erzählt am Allerliebsten solche Geschichten, wo die geprellt werden. Er war seiner Zeit ein Erzschmuggler. Nun weißt Du genug. Komm' bei Zeiten!"

Damit ging der alte Velten seines Weges.

Ich war von je sein Liebling und hatte ihn mit Erzählen weidlich geplagt, besonders mit den Geschichten von dem Schinderhannes, dem Räuber, der den Hunsrücken und die Pfalz in den achtziger Jahren drangsalirt hatte, und den er noch persönlich zu kennen, das Herzeleid gehabt. Das fiel mir ein, und ich lief ihm rasch nach.

„Veltensvetter," rief ich ihn an, „weiß auch Euer Vetter etwas vom Schinderhannes und so daherum?"

„Das wollt' ich meinen," sagte er. „Ganz andre Geschichten, als ich."

Das Herz hüpfte mir in der Brust. Ich eilte heim, suchte

mir einen Backstein, klopfte ein Höhlchen hinein und legte den Hammer mir zur Hand, und sobald es vier Uhr geschlagen, war ich bei Velten's, wo der Vetter Christoffel schon am Nüsseklopfen saß.

Ich hatte ihn wohl früher schon gesehen; aber er war viele Jahre nicht da gewesen, weil er an der Gicht gelitten. Davon hatte ihn nun der Gichtmann zu Windesheim, über'm Walde, geheilt, und so kam er wieder, um ein paar Wochen bei Schwester und Schwager zu bleiben. Er war schon ein tiefer Sechsziger, aber eine gar gemüthliche, treue Haut; plauderte und erzählte gern, und hatte viel erlebt, erfahren und gehört, was er in einer prächtigen Weise zu erzählen wußte, daß man's schier konnte mit den Händen greifen. Es war, wie Velten gesagt. Bei dem kam Einem kein Schlaf. —

Himmel! das war Einer für mich, denn das Erzählen war meine Lust.

Ich setzte mich denn auch neben ihn, legte meinen Backstein auf's Knie und fing wacker an zu klopfen, ohne daß ich nach dem „Guten Abend!" etwas weiter sagte. Er sah mir unverwandt zu, und ich hatte es schnell weg, daß er meinte, ich verstünd's nicht recht.

Als ich aber meine Nüsse kunstmäßig aufschlug, ohne einen Kern zu zerbrechen, schmunzelte er und sagte: „Alterchen, Du bist ein ausgeheckter Nußklopfer. Ich merk's, Du thust's auch nicht zum ersten Mal!"

„Gewiß nicht, Christoffelsvetter," sagte ich; „thu's auch lieber, als Kernen, denn dabei schlaf' ich stracks ein, wenn nicht Einer eine Geschichte erzählt."

„Glaub's," entgegnete er trocken.

„Aber," fuhr ich fort, „wenn Jemand etwas Schönes erzählt, so vom Schinderhannes oder vom Schmuggeln, wo die Franzosen gehänselt wurden, die ich in den Tod hasse, dann schlaf' ich niemals ein." —

„So?“ sagte er. „Wie kommt's denn aber, daß Du die Franzosen nicht leiden kannst? — Dir haben sie ja doch nichts zu Leide gethan?“ —

„Nun, das ist doch kein Wunder!“ rief ich aus. „Mein Vater hat mir's oft genug erzählt, wie sie Anno 1689 unsere schöne Pfalz verheert und zerstört haben; wie sie die Städte und Dörfer ansteckten und niederbrannten. Alle die Burgen, die auf unseren Bergen liegen, haben sie zerstört, und wo im Lande Trümmer sind, haben sie sie gemacht. Ueberdies haben sie Anno 93, als sie kamen und keine Schuhe und Hemden hatten, meinen Vater bis auf's Hemd auf dem Leib ausgeplündert. Meint Ihr, das wecke Liebe? Fehlgeschossen!“

Der Christoffelsvetter sah mich freundlich an und sagte: „Du hast Recht und Du gefällst mir, Bübchen. Nu, wart' einmal, ich will Dir den Abend eine Geschichte erzählen, wenn mir eine einfällt.“

„Ach ja, Christoffelsvetter,“ rief ich. „Wir wollen dann auch wacker zuklopfen, daß wir bald an's Kerney kommen. Ich denke, es fällt Euch schon etwas ein.“ —

Allgemach kamen nun die Burschen, Velten's Sohn, der Valentin, und andere Nachbars-Söhne, die sich zu uns setzten und zu Stein und Hammer griffen.

Da ging denn ein Klopfen an, daß es eine Art hatte, und als die Mädchen und Frauen kamen und Velten's zu Nacht gegessen und wir zu Hause auch, da waren so viel Nüsse aufgeschlagen, daß es bis jenseits Mitternacht währen mußte, ehe alle gekernt waren.

Draußen war ein ganz abscheulich Martiniwetter. Der Wind warf den mit Hagel untermischten Regen prasselnd gegen die Läden, und es schuckerte Einen, wenn man's hörte; im Zimmer aber war's warm und behaglich; ein Krug mit federweißem Wein stand auf dem Tische, dabei ein Rumpf mit rothbackigen Birnen und Aepfeln; um den Tisch saßen die Mädchen mit ihren leuchtenden Augen und blühenden Wangen; die freundlichen Frauen; die

munteren Burschen und selbst Velten und einige ältere Männer rückten herbei und begannen die Kerne aus den Schalen vollends herauszumachen mit spitzen Messern oder dergleichen Instrumenten. Christoffelsvetter saß oben an und ich neben ihm, damit ich kein Wort verlor. Als er mir zu lange machte, stieß ich ihn in die Rippen und sagte ungeduldig: „Nun, Christoffelsvetter, wird's denn bald? Ihr macht auch recht lange!"

„St!" flüsterte er. „Du weißt ja nicht, ob's die Anderen auch wollen?" —

Da war denn die Reihe an mir.

„Hört 'mal," sagte ich, „Obermeier's Lieschen hat schon dreimal gegähnt! Wißt Ihr auch, woher das kommt? Weil Keiner etwas erzählt! Und der Christoffelsvetter hat mir's doch versprochen."

Das Lieschen wurde blutroth und warf mir einen zürnenden Blick zu, weil ich es verrathen hatte. Wahr aber ist's doch gewesen.

„Sei mir nicht gram, Lieschen," sagt' ich, „ich wollt' nur den Christoffelsvetter erinnern, daß er mir versprochen hat, etwas zu erzählen."

„Ach ja, ja!" riefen Alle, und der alte Velten sah mich an, zwinkerte mit den Augen und lachte heimlich, weil er sah, wie ich den Alten daran gebracht hatte.

„Meinetwegen denn," sagte der Vetter; „aber mir fällt da nur eine Geschichte ein, die ich selber erlebt habe. Fröhlich ist sie nicht."

„Thut nichts!" hieß es aus jedem Munde, und der Alte begann zu erzählen.

„Ihr wißt," sagte er, „daß ich drunten am Rheine zu Hause bin, wo die Berge wild und grausig sich aufthürmen und das Bett des Rheines enge machen. Er ist da auch wilder, als im Rheingau oder bei Speier und Worms oder weiter unten, wo's gen Holland geht.

„Das Dorf, wo ich wohne, ist nicht groß. Es hat nur Eine Reihe Häuser, die alle mit der Rückwand an Felsen lehnen, und der steht so hoch an, daß man vom Speicher in's Freie geht. Gegen den Rhein hin läuft die Straße vorbei, die der Napoleon gebaut hat. Jenseit dieser Landstraße liegen Gärtchen, die zu den Häusern gehören und, wo diese enden, steht eine alte, mächtige Mauer, die dem Rheine schon seit vielen Jahrhunderten trotzt. Er grollt immer gegen sie und wirft ihr schaumige, weiße Wellen bis in die Hälfte ihrer Höhe; drückt im Winter seine gewaltigen Eismassen dawider, aber sie kümmert sich nichts darum, wirft ihm Wellen und Eis zurück und ruckt und zuckt nicht. Das ist noch altdeutsches Bauwerk, und das ist probehaltig. Die Burg, auf einem Felsen hinter dem Dorfe, hart an der Mündung eines Seitenthals in den Rhein, ist auch eine Ruine der Franzosen. Gerad' unter der Burg steht die alte Kirche. Die haben sie verschont, was verwunderlich ist. Sie thaten's selten! Das Dorf bildet einen Halbkreis, und die Rheinmauer ist daher der Schutz des kleinen Hafens, wo die Kähne liegen, da wir Alle nicht bloß Winzer, sondern auch Schiffer und Fischer sind. Am obern Ende des Dorfes stand vor Alters ein Thurm gegen den Rhein. Die Franzosen haben 1689 die Mauer um's Dorf, die Burg und diesen Thurm abgerissen. Später hat man ihn noch mehr abgebrochen und in der Mitte mit Erde ausgefüllt, wodurch ein hübscher, runder Platz entstanden ist. Da man die Mauer etwa 2½ Fuß stehen ließ, so bildet sie eine hübsche Brustwehr gegen den Rhein, in den die Reste des ehemaligen Thurmes jäh hinabsteigen, daß er sich wild an seinem Fuße bricht, und gewährt zugleich Abends, wo sich da die Männer versammeln, eine prächtige Sitzbank. In der Mitte des alten ausgefüllten Thurmes steht eine gewaltige Linde, deren Aeste den runden Platz ganz beschatten. Am andern Ende des Dorfes, nicht weit von der Kirche, hat ebenso ein Thurm gestanden, der auch schier ganz abgebrochen

wurde, weil man mit den Steinen die Brücke über den recht oft wildwerdenden Bach baute. Da nun die Franzosen, als sie Anno 1808 die Landstraße bauten, eine Menge Erde überflüssig hatten, so schütteten sie diese auf die Mauerreste dieses Thurmes auf, drängten dadurch den Rhein weit zurück und bildeten so einen oben mit der Landstraße gleich geebneten Hügel oder Wall, von dem man ziemlich weit den Rhein hinauf und hinab sehen kann, und oben drauf stellten sie darum ihre Zollwächterhütte, aus der die Grünröcke listig herauslugten, ob nicht da oder dort ein Schmugglernachen landete. Sie sind aber doch gehänselt worden!" setzte er mit einer listig lächelnden Miene hinzu. „Etwas höher am Rheine hinauf liegt jenseit des Rheines, am nassauischen Ufer, ein Städtchen. Unsere Berge sind alle mit Reben bepflanzt bis zu zwei Drittel ihrer Höhe. Oben beginnen Hecken und Lohwald bis zur Spitze, und dort ist entweder Ackerland, oder Wald.

„Nun kennt Ihr die Lage des Orts und seine Art," sagte der Vetter. „Die mußte ich Euch erst so ein Bischen schildern, weil Ihr sonst Vieles von Dem nicht recht Euch würdet vorstellen können, was ich nun erzählen will.

„Es war etwa um das Jahr 1788 oder 1789, — genau weiß ich's nicht mehr, thut aber auch der Sache und Geschichte keinen Eintrag, — da lag eines Morgens um die Martinizeit ein entsetzlich dichter Nebel auf dem Rheinthale. Man sah kaum drei Schritte weit vor sich, und wer über Feld zu gehen hatte und den Weg nicht recht genau kannte, der mochte zusehen, daß er nicht weit abkam oder in einen Abgrund stürzte. Ihr könnt Euch hier in dem schönen Flachlande der Pfalz gar nicht vorstellen, was so ein zusammengeballter Nebel in einem engen Thal ist! Das wallt und wogt, thürmt sich auf und rollt auseinander, steigt und fällt, daß es schier grausig anzusehen ist, zumal, wenn die Sonne schon oben drüber her ihre Macht übt, den Nebel drückt und preßt, bis

er endlich in die Seitenthäler entweicht, an den Bergwänden sich emporwindet, oder als kalter Nebelregen zur Erde niederfällt. Steht man auf einer Höhe, die die Sonne schon siegend bescheint, und blickt hinab in das wogende, wirbelnde Nebelmeer, so gemahnt's Einen, als wichen da unten kämpfend und unwillig die bösen Geister gegen die Macht des siegenden Lichtes, dessen Siegesmacht sie kennen, hassen, dem sie widerstreben und doch endlich weichen müssen. Man kann da recht ernsten Gedanken nachhängen.

„Solch ein Morgen war's, als noch früh am Tage die Thüre des Hauses aufging, in dem die Wittwe Ackermann wohnte. Aus dem Hause traten vier Bursche fast gleichen Alters. Einer wischte sich die Augen, und drinnen hörte man das laute Weinen der alten Mutter.

„Der, welcher sich die thränenden Augen trocknete, stand vor der Thüre einen Augenblick still, gleich als wäre er unschlüssig, ob er nicht zurückkehren sollte. Einer der Anderen legte ihm die Hand auf die Schulter und sagte: Henner (was Heinrich heißt), sei kein Kind und mache keine Flausen!

„Das Wort wirkte. Er richtete sich empor; aber es war, als fiele ihm etwas heiß auf das Herz. Schnell sprang er einige Häuser weit hinab in's Dorf, und noch ehe er stille stand, reckte sich ein schneeweißer Arm aus dem Fenster. Er faßte die kleine Hand, drückte sie fest, stieg auf das Bänklein, das unter dem Fenster war, und empfing einen Kuß, dann kam er schnell zurück, und die Bursche schritten rasch dem Ausgange des Dorfes zu, während ein Paar thränenschwere Augen ihnen nachblickten."

„Wer waren denn die Bursche, Christoffelsvetter?" fragte ich neugierig.

„Wart's nur ab," sagte der Alte darauf und fuhr fort: „Die Wittwe Ackermann war des verstorbenen Schreiners Frau, und Henner war ihr einziges Kind. Der Vater hatte dem Knaben selbst das Handwerk gelehrt, und er verstand's aus dem Funda-

mente. Henner war schon losgesprochen von der Zunft und Geselle geworden, als sein Vater jählings starb. Die Zunft gestattete, daß er noch ein Jahr daheimbliebe und für die Mutter arbeitete, weil sie noch Schulden hatte. Als diese aber bezahlt waren, mußte er auf die Wanderschaft drei Jahre lang, nach Zunftbrauch und Herkommen, und heute zog er in die Fremde, und seine Kameraden trugen ihm das Felleisen und gaben ihm das Geleite bis auf's nächste Dorf, das seine anderthalb Stunden weiter oben lag. So war's Brauch und Herkommen im Dorf. Und die kleine Hand und der schneeweiße Arm und die thränenden Augen gehörten Werner's Lieschen, dem schönsten Mädchen des Dorfes, das in treuer Liebe an dem hübschen Jungen hing und nun zum ersten Male fühlte, wie wahr das Lied sagt: Scheiden, ja Scheiden und Meiden thut weh!

„Als sie die Gestalten in dem Nebel nicht mehr sah, schloß sie das Fenster, aber der Quell ihrer schönen Augen rann noch fort und fort, als die Mutter ihr rief, daß sie Feuer machen solle. Ob der, um den sie flossen, all der Thränen werth war, ich weiß es nicht; aber so viel will ich voraussagen, daß ich's nicht glaube; denn als die Viere das Dorf hinter sich hatten, stimmte der Eine ein altes Handwerksburschenlied an, das am Rheine hin und her wohl bekannt ist und so anfängt:

„Das, das, das und das, das ist ein harter Schluß,
Daß, daß, daß und daß, daß ich von dannen muß;
Muß lassen, was mir gut und lieb;
Wie gern ich immer bei Ihr blieb',
Das kann ich Niemand sagen,
Nur klagen!“

„Und das Lied hat eine gar schmerzlich klagende Weise, die so recht tief in die Seele hineindringt und das Weh des Scheidens auffrischt.

„Als er aber den ersten Vers gesungen, rief ein Anderer: Geh' mir aus dem Wege mit Deinem Lamento! Es muß etwas

Lustiges sein, was wir singen wollen! Und er stimmte alsbald so ein rechtes leichtfertiges Lied an, was so anhob:

„Aus den Augen, aus dem Sinn,
Weil ich jung und fröhlich bin!
Ander Städtchen,
Ander Mädchen!
Das ist so die rechte Weis',
Die ich mitnehm' auf die Reis'!"

„Da lachten Alle hellauf, und Henner lachte mit, und sie sangen die sieben Verse des lüderlichen Liedes, und nun war die Bahn gebrochen, und in heiterm Sinn erreichten sie das nächste Dorf, als die Sonne schon den Nebel besiegt hatte, traten dort in das Wirthshaus und zechten in lustiger Weise bis gegen neun Uhr, wo sie dann endlich mit schweren Köpfen schieden und Henner seinen Weg allein antrat und ein Lied zu pfeifen anfing, das keine andere Weise hatte, als die des Liedes, das sie so fröhlich gemacht. Das war kein gutes Zeichen für sein Herz, wohl aber ein vollgültiges für seinen Leichtsinn. —

„Wer so leichtsinnig und leichtfertig von Hause weggehen, so schnell die alte Mutter und das Liebchen vergessen kann, der — fällt nicht schwer in's Gewicht, wenn man die Goldwage zur Hand nimmt, damit man der Menschen Gesinnung wiegt und ihren rechten Werth. —

„Henner hatte seine Wanderschaft übel angefangen, und da lag so eigentlich ein Fluch darauf und ist auch darauf geblieben. Er fand wohl in Mainz schon Arbeit, aber er kam in lüderliche Gesellenwirthschaft und wurde bald von seinem Meister fortgeschickt. Das warnte ihn dann doch, und er nahm sich vor, in Frankfurt sich besser zu halten. Er sah ein, daß er in schlechter Kleidung keine Rolle spielen konnte, und darum war's dem leichtfertigen Finken gerade zu thun. So hielt er sich denn Anfangs leidlich, bis er sich seine Wolle auf den Leib geschafft, dann aber besuchte

er die Tanzplätze in und außer der Stadt, wo Handwerksbursche und Dienstmädchen sich zusammenfinden.

„Dort machte er denn auch viel von sich reden; denn Henner war ein bildschöner Bursch; groß und schön gewachsen, wie eine Tanne; sein Haar war lockig und braun. Seine Gesichtsfarbe war etwas bräunlich, aber ungemein frisch, und die rothen Backen standen ihm schmuck, und die dunklen Augen glühten wie pures Feuer. Alle Mädchen wünschten sich ihn zum Schatz, denn er tanzte prächtig und wie toll und thöricht, wenn er einmal anfing, und unter den Handwerksburschen gab er den Ton an, und Alle richteten sich nach ihm, weil er so etwas an sich hatte, das ein Uebergewicht über die Anderen gab. An tollen Anschlägen war er unerschöpflich, und seine gute Laune nahm kein Ende. Das war so Einer, der Allen gefiel.

„Unter den Mädchen, die ihm wohlgefielen, war eine, die in einem Nachbarhause diente. Sie war aus Seligenstadt am Main und eines braven Bürgers — leichtfertiges Kind. Sie war ein schönes, blühendes Mädchen, jung, unbesonnen, leichtsinnig und, was man so verliebt nennt. Ihr steckte der schöne Heinrich schon lange im Kopf, und Niemand war glücklicher, als sie, da er sie zu seinem Schatz erkor.

„Werner's Lieschen, denkt Ihr, war da schnell vergessen? Könnet Recht haben in einer Weise; allein er schrieb dem lieben, braven Mädchen oft Briefe, die von Lieb' und Treu' überflossen, während er mit dem schönen Bethchen von Seligenstadt alle Tage vertrauter wurde. Das arme Mädchen glaubte fest, sie sei allein sein Herzblatt, und er hatte mit ihr ausgemacht, daß er sie heirathen und sich in Seligenstadt als Meister setzen wollte.

„Die drei Jahre gingen ihm in Frankfurt herum, wie drei Tage, und das Dorf am Rhein, die alte Mutter und das vertrauende, still harrende, sittige Lieschen waren ihm sicher genug. Er hatte kein Verlangen, heim zu gehn, und wußte denen da drunten,

die auf ihn warteten, allerlei himmelblauen Nebel vorzumachen. Er blieb in Frankfurt noch eine Reihe von Jahren.

„Mittlerweile war denn bei uns das alte Zunftwesen zusammengebrochen mit der Franzosenwirthschaft. Anfänglich hatten sie's noch so hin und fort gehalten; allein kein Mensch kümmerte sich mehr d'rum. Jeder setzte sich, wenn er Lust hatte, und trieb sein Handwerk auf seine Faust. In unserm Dorfe war nur ein Schreiner, seit Henner's Vater todt war. Der starb, und nun schrieb ihm sein Lieschen und die Mutter, er solle kommen; jetzt sei's Zeit, wenn er Hahn im Korbe werden wolle.

„So wenig das ihm früher räthlich geschienen, so angenehm kam es ihm jetzt. Er schrieb an die Mutter und Lieschen, sie sollten Alles zur Hochzeit rüsten, sollten beim Pfarrer das Aufgebot besorgen, er käme und schon am andern Tage solle Hochzeit sein.

„Es wird Euch wundern, daß das sich so machte? Ja, ja, des Henner's schlechter Sinn that sich da recht kund, denn dem armen Bethchen sagte er, nachdem er zu Pfingsten mit ihr in Seligenstadt gewesen und von ihrem Vater nicht unfreundlich war aufgenommen worden, er gehe heim um seine Sachen in Ordnung zu machen, sein Haus und Gut zu versteigern und komme dann, sie zu heirathen. Daran dachte aber seine Seele nicht. Das arme Bethchen, das ihm vollauf vertraute, mußte ohnehin seinen Dienst aufgeben, weil es die Arbeit nicht mehr thun konnte. — So ging das Mädchen heim und wartete seiner.

„Aber welch' eine Aufnahme fand sie dort, als der Vater ihre Schande wahrnahm? Er stieß sie voll Zorns aus dem Hause, und wenn ihre Goth sie nicht aufgenommen hätte aus Barmherzigkeit, weiß der gute Gott, was es mit dem Mädchen gegeben hätte, das nun erst erkannte, wohin es mit seinem Leichtsinn gekommen war.

„Henner kam heim, und nie hatte man ihn froher und heiterer gesehen. Was ihm auf dem Gewissen lag, das ahnete kein Mensch. Das ganze Dorf wurde aufrührerisch, als Sonntags Ackermann's

Henner in der Kirche erschien in einem Aufzuge, wie ein Kölner Weinhändler. Er stolzirte einher, daß man ordentlich einen Respekt vor ihm und kaum Courage hatte, noch „Du“ zu ihm zu sagen, wie vor sechs Jahren.

„Das schöne Lieschen war überglücklich, als es ihm Sonntags nach seiner Heimkehr angetraut wurde. Henner begann gleich sein Geschäft und hatte Arbeit in Hülle und Fülle, und selbst die reichen Leute aus dem nassauischen Städtchen über'm Rheine ließen Möbel bei ihm machen, da er so ungemein gut und schön arbeitete. Er hatte etwas Ordentliches gelernt, das mußte man ihm schon zugestehen. So glücklich auch der Henner zu sein schien, so war er doch oft recht sorgenvoll, und mancher Seufzer preßte sich aus seiner Brust herauf. Er ging gar nicht aus, nicht einmal Abends unter die Linde, die doch vor seinen Fenstern lag, und wo doch die ehrbaren Männer alle saßen, wenn das Abendbrod gegessen war. Er saß bei seiner lieben Frau und Mutter in der Stube, und es wurde ihm alle Tage unheimlicher zu Muthe. — Das Gewissen schlug ihn! —

„Er wußte, warum? Ein Geselle aus Seligenstadt, der ihn aber nicht kannte, hatte bei ihm das Handwerk angesprochen. Bei dem hatte er sich so hinten herum nach dem Beihchen erkundigt, und da hatte er denn erfahren, daß der Vater das Mädchen verstoßen hatte, und daß sie bei der Base sei von einem Knäblein genesen, und daß es ihr doch gar so übel gehe, aber von dem schlechten Menschen, der ihres armen Kindes Vater sei, höre und sähe sie nichts, obgleich sie ihm doch viele Briefe geschrieben. Sie werde sich wohl aufmachen und ihm das arme Kind bringen. Er habe sich, sagte der Geselle, erkundigt, wo er wohne, aber sie habe es ihm nicht gesagt.

„Bei solcher Mähr fiel dem Henner das Dach ein! Er hielt sich indessen doch wacker dem Gesellen gegenüber, daß der nicht merkte, wo Barthel den Most holt; aber als er fort war, fiel ihm

der Hobel aus der Hand, und er sank auf die Bank hin und zitterte an allen Gliedern, wie Espenlaub im Winde; denn mit den Briefen hatte es seine volle Richtigkeit. Die hatte der abscheuliche Mensch alle erhalten, aber seiner Frau darüber etwas vorgelogen, daß die gute Seele kein Arg' hatte; aber nun? Was sollte es werden, wenn Bethchen mit dem Kinde kam? — Seine Haare sträubten sich zu Berge, seine Augen traten ordentlich aus ihren Höhlen, und das Herz schlug in Todesangst. — Und doch durfte er seine gute Frau Nichts merken lassen.

„Und dieser Zustand einer innerlich nagenden Angst, einer Qual des Gewissens, die ihm keinen frohen Augenblick zu Theil werden ließ, dauerte fort und wurde alle Tage ärger. Er sah bleich aus, es schmeckte ihm kein Essen und Trinken mehr. Die Arbeit förderte ihm nicht, und seine Frau ängstigte sich, er sei krank, und er wollte es doch nicht Wort haben. Sie quälte sich seinetwegen, daß sie schier auch krank wurde. —

„Aber den hatte die Hand Gottes erfaßt!

„Eines Abends, es war schon nahe der Weinlese, aber die Octobertage waren noch erstaunlich mild und man meinte, es wolle noch einmal Sommer werden, da stand der Henner am Fenster und lehnte so wider die Mauer. Er rauchte eine Pfeife, aber er biß manchmal auf das Mundstück, als wolle er's durchbeißen, so war's ihm innerlich zu Muthe. Der obere Fensterflügel stand offen, daß er jedes Wort hören konnte, was die Männer unter der Linde sprachen. Da hörte er, daß Einer sagte: Seht einmal die arme junge Frau da mit dem kleinen Kinde! Die ist gewiß krank, denn sie wankt ordentlich daher, fast wie ein Schatten und Schemen. —

„Dies Wort fuhr wie ein Blitz durch Henner's Seele. Bethchen! rief's in seinem Innern. Er mußte sich halten, um aufrecht zu stehen, denn seine Beine zitterten; die Pfeife entfiel seinem Mund und kalter Schweiß trat auf die Stirn. Es war ein Glück für ihn, daß kein Mensch in der Stube war außer ihm.

„Er lehnte sich zurück, doch so, daß er durch das Fenster sehen konnte. Da wankte ein junges Weib daher, das ein Kind auf dem Arme trug. Ach, sie war bleich, wie der Tod; die jugendliche Gestalt war vom Elende zusammengeknickt; das Gesicht eingefallen und bleich, ein Bild des Jammers, — und doch erkannte er auf den ersten Blick das beklagenswerthe Opfer seiner Verführung, das unglückliche Bethchen von Seligenstadt. —

„Er taumelte zurück und stürzte bewußtlos zusammen. Mühsam hatte er verborgen, was seine Seele folterte; — jetzt brach aber seine Kraft, und er lag ohnmächtig da wie eine Leiche.

„So kam es denn auch, daß er von dem, was auf der Straße vorging, weder etwas sah, noch hörte.

„Das unglückliche Geschöpf wankte noch etwa an zwei bis drei Häusern vorüber, sank aber dann plötzlich zusammen. Die Männer unter der Linde stießen einen Schrei des Schreckens aus, der zugleich aus Aller Munde kam, und eilten ihr zu Hülfe. Es war just vor dem Hause der Amme des Dorfes, die eine gute, mildherzige Frau war. Die Männer rafften die junge Frau auf. Einer ergriff das wimmernde Kind, und so trugen sie sie Beide in das Haus der Amme, die sie aufnahm und Alles that, was in ihren Kräften stand.

„Das lief wie ein Lauffeuer durch's Dorf. Alle Frauen eilten in das Haus der alten Amme, ihr Handreichung zu thun. Der Bürgermeister, welcher von der Geschichte gehört hatte, schickte einen Nachen in das Städtchen gegenüber und ließ den nassauischen Doctor holen, den die Leute im Dorf ohnehin Alle brauchten. Truppweise standen die Leute auf der Gasse und sprachen von der armen Frau und ihrem Kinde.

„Endlich kam der Doctor, trat an das Bett und wollte die Hand ergreifen, aber er fuhr erschrocken zurück und sagte: Sie ist todt!

„So war es denn auch wirklich. Ein Schlag, hatte der

Doctor gesagt, habe das Leben der Armen geendet, die wahrscheinlich heute einen zu weiten Weg gemacht und ihre Kräfte über die Maßen angestrengt habe. Und da sie nun der unglücklichen Mutter nicht mehr Gutes thun konnten, so thaten sie es dem etwa fünf Monate alten Kinde. Sie legten es an die eigene Brust und nährten es, und es wetteiferte Eine mit der Andern, ihm ihre Liebe zu beweisen. Lieschen, Henner's gutes Weib, war auch unter den Frauen und hatte über dem Leid Alles vergessen.

„Da wankte Henner's alte Mutter herein und sagte zu ihr: Komm' schnell heim, der Henner ist sehr krank geworden.

„Voll Schrecken eilte sie fort; die Mutter aber sagte zu dem Doctor: Ach, kommt doch einmal mit zu meinem Sohne.

„Henner war erwacht aus seiner Ohnmacht. Ein wilder Frost schüttelte seine Glieder. So schnell er konnte, ging er in die Schlafkammer und schaffte sich in's Bett. So fand ihn seine Mutter, die nichts Eiligeres zu thun hatte, als seine Frau heimzurufen.

„Der Doctor fand Henner in einer gewaltigen Gluthhitze, in die der Frost übergegangen war. Sein Puls schlug Generalmarsch, und der Doctor ordnete dies und das an und sagte: Morgen komm' ich wieder, da wird es sich zeigen, was daraus werden will!

„Das arme Lieschen saß in Thränen an seinem Lager und erzählte ihm arglos die Geschichte von der unglücklichen Frau und ihrem plötzlichen Tode.

„Da drückte er das Angesicht in die Kissen und schluchzte so gewaltig, daß ihm die innere Bewegung ordentliche Stöße gab und er sich gar nicht beruhigen konnte. Lieschen fuhr fort, so recht beweglich ihre Lage zu schildern; daß sie doch so ferne von Vater und Mutter und ihrem Manne haben sterben und ihr Kind allein lassen müssen unter wildfremden Menschen. Sie fühlte das so tief und dachte sich selbst so lebhaft hinein und legte, was sie dachte und fühlte, so in die Worte, die sie sprach, daß auch Henner's Mutter

mitweinte. Endlich winkte Henner, daß sie schweige. Ihre Worte waren giftige Pfeile, die sein Herz trafen und ihm erschreckliche Qual verursachten, ohne daß sie ein Arg dabei gehabt hätte.

„Wie meinst Du,“ sagte sie, als er sich etwas beruhigt hatte, „wenn wir das arme Kind zu uns nähmen? Ich wollt's recht lieb haben und pflegen.“ — Jetzt fing er auf's Neue an zu weinen und zu schluchzen, und sie mußte aufhören, das sah sie ein, wenn sie seinen Zustand nicht verschlimmern wollte. Erst gegen Mitternacht hörte die Gluth auf, die in seinen Adern raste, und er wurde ruhiger.

Er selbst fing nun an von der verunglückten Frau zu reden und fragte, ob man denn gar nicht wisse, wie sie heiße, woher sie sei, und ob sie zu Niemanden gesagt, wohin sie wolle?

Er sprach diese Fragen mit einer zitternden Stimme.

Lieschen erzählte ihr, daß sie keine Sylbe geredet, auch kein Papier bei sich habe. Selbst in ihrem Hemd und dem, was das Kind um und an habe, sei kein Name eingenäht. Der Bürgermeister, fuhr sie fort, wolle den Fall ausschreiben, und da werde man ja wohl doch erkundschaften können, wer sie sei und woher sie stamme und komme. Das Alles bewegte ihn wieder auf's Heftigste, und er schwieg lange Zeit und wälzte sich in dem Bett umher in einer Qual und Angst der Seele, die Lieschen nur in körperlichen Schmerzen suchte. Erst am Morgen fiel er in einen unruhigen Schlaf.

Als am Vormittage der Doctor kam, wußte er aus dem Zustande gar nicht klug zu werden. Er verordnete beruhigende Mittel und ging wieder; indessen wirkten die Mittel fast Nichts und als am andern Tage das unglückliche Bethchen beerdigt wurde, als er den Glockenklang und Grabgesang hörte, da rang er die Hände und jammerte trostlos. Seine Frau und Mutter gingen der Armen zu Grabe, und er konnte seiner Seelenqual einmal recht freien Lauf lassen. Da klagte er sich denn seiner Büberei und Treulosigkeit an; da klagte er sich an des Mordes an dem

unglücklichen Geschöpfe; da fühlte er die Folterqual der Hölle in der eigenen Brust und war doch keine Linderung, denn er zweifelte, ob Gott ihm diese Schuld vergebe, und nur in dem Aufnehmen des Kindes wollte ihm ein Trost erscheinen.

„Als nun Lieschen mit rothgeweinten Augen heimkehrte, stöhnte er vor innerer Qual und sagte: „Hast Du nicht gestern gesagt, Du wollest das Kind zu Dir nehmen?"

„Freudig sagte das brave Weib: „Ja, das hab' ich gesagt und will's auch heute noch. Ich hab' nur stillgeschwiegen, weil ich meinte, Du habest etwas dagegen. Ist Dir's denn recht —"

„Ach ja," rief er; „hol's gleich und sei ihm eine barmherzige Mutter." Das brauchte er nicht zweimal zu sagen. — Es hatte schwer auf Lieschens Seele gelegen, daß er nichts über ihren Vorschlag gesagt hatte und sie meinen mußte, er fürchte, einen Esser mehr ernähren zu müssen, da sie selbst bald Mutter zu werden hoffte. Jetzt erhob sich ihre Seele, wie eine Blume, die nach der Dürre der Regen erquickt. Freudig eilte sie zu dem Bürgermeister, um ihm das Anerbieten zu machen, das Kind ohne Kostgeld aufzunehmen und zu erziehen, wenn sich Niemand dazu melde. Der Bürgermeister war ein braver, menschenfreundlicher Mann. Er sagte: „Das ist ehrlich und christlich gedacht, Frau Ackermännin, aber Ihr seid keine Leute, die solch' ein Opfer der Gemeinde bringen können. Die Gemeinde ist reich; sie muß für das Kind sorgen. Kriegen sollt Ihr's schon, aber das landesübliche Pflegegeld müßt Ihr nehmen."

„Lieschen sah die Wahrheit dieses ehrlichen und wohlgemeinten Wortes wohl ein und ließ sich denn das auch gefallen, und der Bürgermeister schrieb die Geschichte in einem Contract auf, den Henner und Lieschen unterzeichnen mußten, und sie bekam das Kind.

„Als sie es brachte, nahm es Henner laut weinend auf seine Arme und suchte in seinen Zügen das Bild der Mutter — oder — des Vaters; aber es glich Beiden nicht; es sah vielmehr dickköpfig

und mit klotzigen Augen dumm und ausdruckslos in die Welt, während sonst Kinder dieses Alters schon recht klug Einen ansehen und fröhlich den anlächeln, der mit ihnen spielt und sie liebkos't.

„Als der Doctor wiederkam, fand er ihn zwar besser, aber eine tiefe Traurigkeit, eine Art Schwermuth hatte seine Seele ergriffen, und die blieb ihm und nagte fort und fort an seiner Seele. Dem Pfarrer beichtete er Alles, und dieser legte ihm eine schwere Buße auf, deren leichterer Theil es war dem Kind eine gottesfürchtige Erziehung zu geben und sich als seinen rechten Vater zu erweisen. Das gelobte und hielt er getreulich; aber es gab seinem Gewissen keine volle Ruhe. Er wurde nicht mehr froh, selbst als ihm sein treffliches Lieschen auch einen kräftigen Knaben schenkte. Immer tiefsinniger wurde er, und dies kam daher, weil das arme Kind, dessen Namen man nicht einmal kannte und das man Jacöbchen nannte, sich als — blödsinnig erwies. Nach und nach ging Henner's Zustand in ein stilles Verrücktsein über. Er arbeitete nichts mehr, er nahm an nichts Theil. Selbst sein bildschöner Knabe erfreute ihn nicht. Murmelnd ging er umher, aber was er murmelte, verstand man nicht. Er kannte seine eigene unglückliche Frau und Mutter nicht mehr; aß, wenn man ihn nöthigte; schlief kaum eine Stunde in der Nacht, war aber gutartig und beleidigte Niemand. Vor dem armen Jacöbchen stand er allein stille, rang die Hände, weinte wohl auch leise und antwortete nie auf eine an ihn gerichtete Frage.

„Lieschen war trostlos wie seine Mutter. Die Nahrungsquelle seines Handwerks stockte, und das arme Weib mußte im Taglohn etwas zu verdienen suchen.

„Aber Henner's Kraft rieb sich auf, und er starb nach zwei Jahren.

„Lieschen arbeitete Tag und Nacht. Die alte Mutter spann Jahr aus Jahr ein, und so ernährten sie sich kümmerlich, und das Kostgeld Jacöbchens kam ihnen recht zu Gute. Doch hielt sie ihr Feld gut und ihr Haus.

„Als indessen die beiden Knaben zwölf Jahre alt waren, starb auch das vielgeprüfte Lieschen und die alte Mutter folgte bald nach. Jacöbchen kam in Kost und Pflege bei einem Verwandten Lieschens, der auch ihres Sohnes, der Martin hieß, Vormund wurde, so daß beide Knaben zusammen blieben."

Der Christoffelsvetter schwieg eine Weile. Seine Schwester, die Frau Vellen's sagte: „Du magst Dich ausruhen und einmal trinken!" Sie schenkte ein Glas des lieblichen, federweißen Weines ein, der molkig drein sah, aber noch etwas Süße hatte und prickelnd dem Gaumen ungemein behagte. Das Glas ging um, die Aepfel wurden umgereicht und Manche der Zuhörerinnen trocknete sich eine Thräne weg von den schönen Augen.

„Seid Ihr denn fertig mit Eurer Geschichte, die so grausig ist?" fragte eines der Mädchen.

„Nein," sagte der Christoffelsvetter. „Bisher hat's meine Person noch wenig berührt, jetzt aber tritt die Geschichte mir selber näher."

„Ach, so erzählt doch weiter," baten Alle.

„Aber, Christoffelsvetter, wird's dann wieder grausig?" fragte eine Andere.

Er zuckte die Achseln und sagte: „Glaubt Ihr, der Fluch der Sünde sei gesühnt? Das ist ihr schreckliches Wirken, daß sie immer neues Elend hervorbringt."

Die Frauen schauerten in sich zusammen, und der Vetter fuhr fort: „Mit dem armen Jacöbchen war's eine merkwürdige Sache. Er war sehr mißgestaltet. Sein Kopf hatte eine auffallende Dicke. Sein Haar war dunkel, aber struppig und wild. Seine Augen lagen ordentlich klotzig vor dem Kopf. Er war klein, aber breit und sehnig und hatte schon als Knabe eine Stärke, die Keiner seiner Altersgenossen, ja selbst Aeltere, nicht bewältigen konnten. Er war in der Regel theilnahmlos und stierte in die Welt hinein, als ob kein Gedanke in seinem Kopf und kein Gefühl in seinem Herzen sich rege und bewege. Selten sah man ihn einmal lächeln;

aber gerieth er je in Aufregung, was freilich lange andauerte und viele und heftige Neckereien voraussetzte, dann war sein Zorn fürchterlich und kannte keine Grenzen, und nie vergab er Dem, der ihn in solchem Grade gereizt hatte. Er rächte sich an ihm, wenn es auch noch so lange währte, bis er seine Rache fühlen konnte. Sonst war er lenksam und gutmüthig. Zum Lernen, wenn auch nur der unbedeutendsten Dinge, war er unfähig, und die acht Jahre, welche er in die Schule ging, blieben so völlig ohne allen Erfolg, als wenn er noch niemals über die Schwelle der Schulstube getreten wäre. Nur rudern lernte er, wenn etwa Jemand über den Rhein fuhr, aber einen Kahn zu lenken, brachte er nie fertig; man durfte es ihm aber auch nicht anvertrauen.

„So dumm er auch zu sein schien, so war es doch verwunderlich, daß er gar wohl zu Zeiten unterscheiden konnte. So war er zum Beispiel recht gewandt darin, die französischen Zollwächter abzulauern, welche das nie ahneten.

„Ihr wisset's Alle, daß damals das Schmuggeln ein einträglich Geschäft war; denn was auf dem linken Rheinufer verboten war und heilloses Geld kostete, das war auf dem rechten Ufer spottwohlfeil; denn dort waren nicht bloß die englischen Waaren aufgehäuft, sondern auch, was über die See kommt, als da ist: Kaffee, Zucker, Zimmt und andere Gewürze, Tabak und dergleichen. Das war denn eine Lust, die Zollwächter, die verhaßten Grünröcke, zu prellen und zu hänseln, und so schlau diese auch waren, sie dennoch hinter's Licht zu führen.

„Da mußten ihrer aber Viele sein, und Augen mußte man überall haben. Der Pflegevater Martins und Jacöbchens war ein Hauptschmuggler, und der hatte das Jacöbchen so abgerichtet, daß der die Zollwächter immer im Auge hatte und ihnen Alles ablauschte, was sie heimlich verhandelten, sofern sie eben nur deutsch redeten. Die Meisten waren Deutsche, aus dem Elsaß

und Lothringen, und nur die höheren Beamten Franzosen. So ging's leicht.

„Ich hab's Euch Anfangs gesagt, daß drunten am Eingang des Dorfes von den Franzosen beim Straßenbau eine Menge überflüssiger Erde auf die tief ausgebrochenen Mauern des alten, runden Thurmes war aufgeschüttet worden. Diesen mächtig das Wasser des Rheins zurückdrängenden Erdhügel hatten sie oben geflacht, und darauf stand eine gemauerte Hütte, darin sich bei schlechtem Wetter die Grünröcke verbargen, während zwei Luken, eine hinab, die andere hinauf, dem Blicke den Rhein zu beschauen gestatteten.

„Vor dieser Zollhütte kauerte fast immer Jacöbchen, mehr oder weniger der Gegenstand der Neckereien der Zollwächter. Seine Lieblingsstellung war ein Kauern, also daß seine Kniee dem dicken Kopf als Stützpunkt dienten, während beide Arme um die Kniee oder vielmehr die Beine geschlagen und durch die ineinander gefalteten Hände gehalten wurden. Eine Stellung, wie diese, würde Jedem höchst unbequem gewesen sein: Jacöbchen war sie durch Angewohnheit die liebste, und nie kann ich mich erinnern, ihn freiwillig in einer andern gesehen zu haben, als in dieser.

„Ueberdies hatte Jacöbchen eine Liebhaberei am Schnupfen. Mit Nichts konnte man ihn ködern als mit Schnupftabak. Diesen bestellte er sich mit bittender Geberde, wenn ein Schiffer über den Rhein setzte; für eine kleine Düte voll ruderte er unermüdet vornan im Kahne. Unter den Zollwächtern war nun Einer, der ebenso gern schnupfte, und die Zollwächter meinten, die Dose des alten Lutzberger sei das, was Jacöbchen an die Zollhütte von Morgens frühe bis Abends spät fessele, zumal der gutmüthige Alte gar gern ihm eine derbe Prise gab.

„Darin schossen aber die sonst so schlauen Füchse fehl; denn, wenn Jacöbchen so da kauerte und in den Rhein hinabstierte, so theilnahm- und regungslos, so entging seinem feinen und scharfen

Gehör auch kein Wort, was sie flüsterten, und was er dann sogleich seinem Pflegevater hinterbrachte, wenn er zum Essen heimstolperte. In der Regel waren es ihre Verabredungen, wo sie die Nacht hindurch stehen oder herumschleichen wollten, was auch von den Schmugglern getreulich benutzt und jedesmal probehaltig gefunden wurde. Es ist auch nie einem Grünrock eingefallen, einen Verdacht auf den Blödsinnigen zu werfen, mit dem man sonst auch nicht im Entferntesten ein Gespräch führen konnte, weil er zusammenhängender Gedanken gar nicht fähig war, oder doch zu sein schien.

„So erfuhren wir allemal, was wir wissen wollten, und waren die beiden Zollwächter oberhalb des Dorfes, so landeten wir unten, und waren sie unterhalb desselben, so landeten wir oben und brachten unsere Waarenballen ohne alle Gefahr an's Ufer, von wo wir sie auf den Rücken nahmen und auf Wegen, die nur wir betraten, aber nur selten auf viel betretenen, in das Gebirg, oft tief in den Hunsrücken hineinbrachten, und einen Gewinn zogen, den uns kein anderes Gewerbe hätte abwerfen können. Jacöbchens Lohn war dann immer ein Viertelpfund besonders guten Schnupftabaks, was ihn unendlich glücklich machte.

„Das that er als zwölf- und dreizehnjähriger Knabe, und dabei blieb er bis zum neunzehnten, wie er denn auch keine Fortschritte machte in seinen Verstandes-, wohl aber desto größere in seinen Leibeskräften, denn er war von einer Stärke in seinem Jünglingsalter, die wirklich riesenhaft war, und Niemand wagte es, mit ihm zu ringen, wie sich denn in späteren Jahren auch Jedermann wohl hütete, ihn zu reizen, denn er würde ihn ohne Zweifel erwürgt haben.

„Wie es mit dem Martin stand? werdet Ihr wohl gerne wissen mögen. Nun, der Martin war einer der schönsten Jungen des Dorfes. Sein Vater, der Henner, war sehr hübsch gewesen, und seine Mutter wurde als Mädchen und Frau stets „die Rose des Dorfes" genannt. Damit ist genug gesagt. Von seinem Vater

hatte er die kräftige, mannhafte Gestalt, die dunklen Haare und Augen; aber von seiner Mutter die weiße Haut, die feinen Gesichtszüge und das liebliche Lächeln. Manchmal, besonders wenn er ernst blickte, schien es, man sähe seinen leibhaftigen Vater verjüngt; aber wenn er lächelte und freundlich war, hätte man schwören mögen, er sei das Abbild seiner Mutter, deren Herzensgüte er auch geerbt hatte. Als er heranwuchs, sahen alle Mädchen nach ihm." —

„O, man meint aber auch," sagte Obermeier's Lieschen und warf dabei die kirschrothen Lippen schmollend auf, „Unsereins sähe immer nach den Buben! Wär's nicht umgekehrt, so wär's lang gut!"

„Wißt Ihr auch, Christoffelsvetter!" sprach Velten's Valentin, „wann das Hündlein bellt?"

„Wenn's getroffen wird!" lachte schelmisch der alte Vetter, und Lieschen bückte sich erröthend viel tiefer auf die Nußschale, die sie in der Hand hielt, um das Erröthen zu verbergen.

„Es ist kein Kern mehr drin," versetzte Valentin ironisch. „Streng' Deine Augen nicht zu sehr an, Lieschen! Es hilft doch nichts!" —

„Haltet Frieden," redete der alte Velten drein. „Ich glaub', der Streit läßt sich am Ende durch ein Sprichwort schlichten: Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus!"

Da brachen denn Alle in ein herzliches Lachen aus, und als sich das gelegt, fuhr der Vetter Christoffel also fort: „Es war vielleicht im ganzen Dorfe kein Jungbursch, den Alt und Jung lieber hatte, als den Martin. Ich will da nicht die Weibsleute allein gemeint haben, ob ich's gleich da am Allergewissesten sagen könnte, sondern auch die Mannsleute. Ein Handwerk wollte er nicht lernen, am wenigsten das seines Vaters, obwohl man es ihm anrieth. Sein Pflegevater war, wie Alle im Dorfe, Schiffer und Winzer. Da wurde er denn frühe in diesen beiden Erwerbs-

zweigen wacker angeführt, und bei seinem offenen, klaren Kopfe begriff er Beides schnell und leicht. Da konnte er bald in den Taglohn bei den Reicheren im Dorfe gehen und sich Kleidung und Schuhe, auch wohl sein alltägliches Sackgeld verdienen. Als er einmal fünfzehn oder sechzehn Jahre alt war, ging er mit auf den Schmuggel und wurde bald einer der Rüstigsten und Gewandtesten unserer Bande.

„Jacöbchen und er standen in einem seltsamen Verhältniß. Von Kindheit auf doch aneinander gewöhnt, spielten sie als Kinder nie mit einander. Es war eine unbegreifliche Abneigung, welche Beide trennte. Jacöbchen konnte Martin nicht leiden, obwohl dieser ihm nie ein Leid zufügte, nie ihn neckte oder ärgerte. Vielmehr konnte man sagen, Martin thue dem Unglücklichen im Gegentheil nur Gutes. Nie vergaß er, wenn er über den Rhein fuhr, ihm eine Düte Schnupftabak mitzubringen, die aber Jacöbchen nie dankbar nahm, oft nicht einmal ihn freundlich dafür anblickte. Dennoch machte das Martin nicht irre.

„Ich war der Einzige im Dorfe, der um die Sache ihrer Herkunft wußte; denn als der Bürgermeister den Tod Bethchens in die Zeitung setzen ließ, kam von Seligenstadt die Nachricht, daß Bethchens Vater sie enterbt und verstoßen habe, und daß der Vater des Kindes der Heinrich Ackermann sei, zu dem das unglückliche Geschöpf in seiner Noth und Verzweiflung, nach dem Tod ihrer Goth, habe gehen wollen. Der Bürgermeister theilte das dem Pfarrer mit und fragte diesen, was er thun solle. Das war kurz nachher, als Henner dem Pfarrer gebeichtet hatte, dieser also Alles genau wußte. Der Pfarrer, welcher das Beichtgeheimniß bewahren mußte, rieth dem Bürgermeister, den Henner zu schonen, damit er nicht ganz im Kopfe neben dran komme; das Kind sei ja nun bei ihm, und das engelsgute Lieschen sei seine zweite Mutter; die in Seligenstadt nähmen das arme Würmchen doch nicht an, und wenn sie's thäten, so stehe es um das Kind vielleicht um Vieles schlimmer,

als hier; er halte es daher für gut, daß er schwiege. Der Bürgermeister war, wie schon gesagt, ein Ehrenmann. Er versprach dem Pfarrer, ihm zu folgen, und ich hab's Euch schon gesagt, wie er handelte. Mir, der ich sein guter Freund war, vertraute er die ganze Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Das hab' ich auch ehrlich gehalten, und warum ich es jetzt brechen darf, wird Euch noch erklärlich werden.

„Ihr könnt Euch denken, daß ich, seit ich die Umstände kannte, einen noch größeren Antheil an den beiden Kindern nahm, als die übrigen Nachbarn, die aber Alle sich oft mit ihnen beschäftigten, ohne aber etwas vom wahren Hergang zu wissen. Da ich nun von meinem Haus in den Hof und fast in das Haus des Pflegevaters der beiden Knaben sehen konnte, so war mir's eine wichtige Sache, die Spiele der Kinder zu beobachten, um zu ergründen, ob denn kein natürlicher Zug die beiden zueinander führe. Wunderbar! Ich begegnete nur einer überall erkennbaren Abneigung des Jacöbchens gegen Martin. Das ging nicht hervor aus einer diesen höher stellenden Vergleichung. Dazu war Jacöbchen zu stumpfsinnig; auch nicht daraus, daß der Mißgestaltete den schönen Martin etwa beneide; denn auch das lag viel zu weit seitab. Aber ich fand einen andern Grund, den fast noch Niemand bemerkt hatte.

„Der Pflegevater der beiden Knaben hatte nur ein Kind, ein Mädchen, ein feines, schönes Geschöpf, das etwa ein Jahr oder etwas mehr jünger war, als sie. Käthchen hieß das liebliche, sanfte Wesen. Spielten die Drei, so war Jacöbchen stets bemüht, dem Käthchen gefällig zu sein, aber es mochte nichts von ihm wissen, dagegen gab es sich mit ganzer Zuneigung dem gutmüthigen Martin hin, und wollte nur mit ihm spielen. Freilich war das Jacöbchen zu täppisch und plump, wie etwa ein junger Hühnerhund sich geberdet. Er verdarb Alles, zerbrach Alles; nicht aus bösem Willen, sondern aus Ungeschick und Dummheit.

„Die Kinder kränkten ihn nicht absichtlich, sie stießen ihn auch nicht mit Härte zurück; aber sie konnten ihn, und das sah ich viel hundert Mal, gar zu nichts gebrauchen. So kam's denn, daß Jacobchen, mürrisch und mißvergnügt, an die Zollhütte lief und sich dort hinkanerte, während die Beiden, Martin und Käthchen, gar harmlos, einig und lieblich miteinander spielten und nie in Streit oder Zwiespalt geriethen, und wenn auch ihre Spiele ganze Nachmittage dauerten.

„Dies erweckte mit der Zeit gegen Jacobchen eine Abneigung, und in diesem bildete sich ganz dasselbe aus, — aber merkwürdiger Weise kreuzte es sich. Jacobchen konnte den Martin nicht leiden, während seine ganze Liebe Käthchen behielt; und Käthchen trug einen unüberwindlichen Widerwillen gegen Jacobchen und eine starke Zuneigung für Martin. Und dennoch ist das Entstehen dieser Ab- und Zuneigungen so leicht erklärlich!

„Im Laufe der Zeit wurde Käthchen, wenn auch nicht geneigter gegen Jacobchen, doch klüger. Sie am besten kannte seinen Grimm, der verzehrend war, und sah es ein, daß daraus nur Unheil folgen müßte für — ihren Martin.

„Ja, für ihren Martin konnte man wohl sagen, denn die kindliche Zuneigung verwandelte sich im Laufe der Jahre in eine innige, treue Liebe, welche die Bürgschaft der Lebensdauer in sich trug.

„Die Eltern Käthchens sahen es nicht ungerne, denn der Martin war brav und fleißig; er hatte noch sein eigen Haus, das mittlerweile vermiethet war, und was er von dem Schmuggeln verdiente, das sparte er und kaufte sich hin und wieder ein Stückchen Land zu dem, welches er von seinen Eltern ererbt hatte. So ließen sie die jungen Leute stille gewähren; leisteten zwar ihrer Liebe keinerlei Vorschub, aber traten ihr auch nicht entgegen.

„Die Zwei hatten ihr Getutschel heimlich. Bei den Eltern oder wenn Jacobchen dabei war, schienen sie sich völlig gleichgültig

zu sein. Das war einestheils gut; denn daß Jacöbchen, wie der arme Blödsinnige noch immer hieß, ob er gleich die Kinderschuhe längst ausgetreten hatte, das liebliche, frischblühende Käthchen glühend liebte, wenn man das, was ihn für sie beseelte, mit diesem Namen benennen durfte, darüber war Niemand im Dorf im Zweifel, und leider bildete das gerade den Grund vielfacher Neckereien, welche die Gluth des Unglücklichen nur schürten.

„Heirathest Du bald das Käthchen? fragten ihn die jungen Burschen oft. Er lachte dann grinsend und sagte: Zu Neujahr! Das kam daher, daß er, aufgestachelt von solchen Neckereien, einst Käthchen gefragt hatte, ob sie sich denn bald heiratheten? Darauf hatte sie lachend geantwortet: Zu Neujahr! Und obgleich der Blödsinnige damit keinen deutlichen Sinn zu verbinden im Stande war, so wiederholte er doch diese Antwort des Mädchens immer, wenn ihn die Burschen nach seiner Hochzeit fragten.

„Stundenlang konnte er auf einem niedern Schemel vor ihr sitzen, wenn sie nähete oder spann, oder ihr in's schöne Antlitz sehen, bis sie es müde wurde und ihn fortschickte, worauf er dann auch folgsam sich entfernte. Ebenso saß er halbe Tage lang auf einem Holzstamme, welcher vor dem Fenster lag, in dessen Vertiefung Käthchen arbeitend saß. Ging sie mit in's Feld, so wollte er auch mitgehen, besonders, wenn Martin mitging, dessen Alleinsein mit Käthchen er eifersüchtig zu verhindern suchte, seitdem er einmal gesehen, daß Käthchen mit liebendem Blicke dem Martin die Hand gereicht, als er mit ihrem Vater im Ankernachen mehrere Fuder Weines nach Coblenz führte; damals war er ganz außer sich und drohte mit wüthenden Worten und Geberden dem Martin. Käthchen ergriff eine wahre Todesangst, wenn sie an die tückische Rachsucht des Blödsinnigen dachte, und wie er sie gegen Andere ausgeübt, die ihn beleidigt hatten. Daß Käthchens Furcht nicht aus der Luft gegriffen war, hab' ich Euch bereits früher erwähnt. Jacöbchen hatte ein Gedächtniß für Beleidigungen, das unaustilgbar war.

„Nachdem sie sich lange geängstigt und ihre Sorge endlich auch ihrer Mutter mitgetheilt hatte, rieth ihr diese, Jacöbchen auch die Hand zu reichen und ihn durch freundliche Worte zu födern.

„Wie sehr es auch ihr widerstrebte, so that sie es doch, und es schien, als sei sein Zorn versöhnt. Es schien aber nur so.

„Martin war von Coblenz zurückgekehrt mit dem Pflegevater und Vormund, und Käthchen bemeisterte das Glück ihres Herzens über seine Rückkehr und ihre Freude, reichte Martin nicht einmal die Hand, daß dieser fast erschrocken stand und sie ansah, als wolle er den Grund dieses frostigen Empfangs erforschen.

„Jacöbchen sah das mit grinsendem Lachen, in dem sich die Schadenfreude kundgab, aber er sah auch das Blinzeln mit den Augen, womit ihm das Mädchen zu verstehen gab, es habe Grund zu solchem Thun. Jetzt stieg ihm das Blut in den Kopf, und mit geballten Fäusten ging er von dannen.

„Es braucht nicht gesagt zu werden, daß Käthchen ihren Martin mit einem Kuß entschädigte, von dem ich selber Zeuge war, wenn auch nur aus meinem Versteck; aber auch das nicht, daß sie das, was sie verhüten wollte, gerade hervorgerufen, nämlich Jacöbchens Argwohn eines Einverständnisses zwischen Käthchen und Martin.

„Zu dem trat ein Anderes.

„Eines Abends hörte er zu, wie die Männer unter der Linde von Martin redeten und mit seinem Lobe nicht fertig werden konnten. Sie hoben es hervor, wie er schon den Ankernachen nach Coblenz gesteuert habe, während doch gefährliche Stellen da seien, wie das „wilde Gefährte" bei Caub und die Bank bei St. Goar; daß er der geschickteste Schmuggler sei, den nie ein Zollwächter fangen würde, und dergleichen mehr. Da meinte denn Einer, es sei darum auch dem Pflegevater Martins nicht zu verübeln, wenn er dem Martin das Käthchen gebe.

„Hier war das Gespräch durch das Hinzukommen eines

Andern unterbrochen worden, aber Jacöbchen hatte doch genug oder vielmehr zu viel gehört. Sein Auge rollte wie eine feurige Kugel in seiner Höhle herum, und vor seinen Mund trat der Schaum, wie es bei einem wilden Thier ist, das in Wuth geräth. Er rannte weit vor das Dorf hinaus auf die Landstraße, bis der erste Aufwall seines Grimmes verraucht war. Kühler geworden, schien bei ihm ein Nachdenken einzutreten, wie er den Ruhm Martins, den er preisen gehört, vernichten könne, und es schien, als habe er das rechte Mittel gefunden; denn er kam heim, und ein unheimliches Lächeln spielte um seinen breiten, wulstigen Mund.

„Am andern Morgen sagte der Pflegevater zu ihm: Jacöbchen, geh' an die Zollhütte und lunke einmal wieder aus, wohin die Grünröcke heut' Abend gehen!

„Jacöbchen schmunzelte, denn er hatte gehört, wie der Alte mit Martin von dem Schmuggel des heutigen Abends geredet hatte, als von einer besonders wichtigen Angelegenheit.

„Er stolperte daher denn auch hinunter an die Zollhütte und kauerte sich dahin, nachdem er vom alten Lutzberger eine derbe Prise gekriegt hatte. Eine Stunde später kam ein Vorgesetzter mit des alten Lutzberger's Genossen den Rhein herauf und trat in die Zollhütte.

„Schaffe den Kerl da draußen fort! befahl er, auf Jacöbchen deutend.

„O, sagten Beide, der ist blödsinnig und simpel, und weiß nicht, was wir reden.

„Der Fremde ging heraus, stieß Jacöbchen an und fragte ihn etwas, worauf aber dieser mit einem brummenden, grunzenden Ton antwortete. Dies beruhigte ihn, und nun trat er wieder in die Hütte und zog die Thüre an. Darauf begann er den beiden Zollwächtern die Leviten zu lesen und den Kümmel zu reiben, daß es eine Art hatte. Er sagte ihnen, daß nirgends mehr geschmuggelt würde, als in unserm Dorfe, das habe er schon längst erkundet;

aber seit sie hier seien, habe noch nicht einmal Einer von ihnen einen Schmuggler erwischt; entweder hielten sie es mit den Schmugglern, oder sie ließen sich überlisten; er sei verkleidet drüben im Städtchen gewesen und habe gehört, daß diese Nacht der Martin Ackermann und eine Anzahl Anderer eine Hauptschmuggelei vornehmen würden. Nun sollten einmal die Zollwächter des nächsten Dorfes zu ihnen stoßen; sie könnten vor das Dorf gegen Bingen hin auf Posten stehen, während die Anderen, beherzte Kerle, mit scharfgeladenen Gewehren unter dem Dorfe Wache halten sollten. Es müßte ja mit dem Kuckuk zugehen, rief der Vorgesetzte, wenn wir die Kerle nicht erwischen sollten, und kriegen wir sie nicht lebendig, — nun, so schießen wir sie Alle todt! —

„Bei dem Worte fuhr Jacöbchen in die Höhe, und eine teuflische Freude blitzte über seine groben Gesichtszüge. Er stand leise auf und trabte heim, wo er denn dem Martin sagte, die Zollwächter stünden oberhalb des Dorfes.

„Wir waren voller Freude, sagte der Christoffelsvetter, denn ich war auch dabei, und wir hatten heute lauter Seidenstoffe, die nach Paris bestimmt waren. Da gab's einen guten Verdienst."

„Aber, Christoffelsvetter," fragte ich, „wer trug denn den Schaden, wenn die Zollwächter Euch erwischten und Euch die Waaren abnahmen?"

„Nun, die Waaren gingen Dem verloren, der sie schmuggeln ließ," sagte der Vetter; „allein fingen sie uns, so war es ausgemacht, daß wir auf die Galeeren kamen."

„Eine schöne Aussicht, meiner Treu!"

„Daher," fuhr er fort, „war es wohl auch die Hoffnung des Jacöbchens, daß Martin entweder todtgeschossen, oder gefangen fortgeschleppt würde; es ist wenigstens kein Zweifel, daß er Aehnliches hoffte.

„Wir hatten uns bis jetzt unbedingt auf Jacöbchens Spioniren verlassen können und ahnten auch jetzt im Entferntesten nicht, daß

er uns einen Spitzbubenstreich spielen würde, oder vielmehr dem ihm verhaßten Martin. Wir hätten ihm so Etwas nicht einmal zugetraut; aber es trat da recht zu Tage, daß er für das Böse nicht ohne Klugheit war, während man ihn sonst für nicht Viel brauchen konnte.

„Als der Abend kam, sahen wir die beiden Zollwächter durch's Dorf hinaufgehen und waren nun unserer Sache um so viel sicherer, als wir auch gar nicht daran denken konnten, daß die Strecke unter dem Dorfe, wo viele Weiden am Ufer standen, besetzt sein könne. Wir ruderten hinüber, und sobald die Dunkelheit einer Neumondsnacht sich auf den Rhein gelegt, stießen wir drüben ab und fuhren pfeilschnell über die glatte Fläche des Rheines.

„Alles war todtstille, als wir landeten, und Keiner hatte ein Arg. Martin, der seinen Bündel an Saalbändern auf dem Rücken hatte und vorn im Kahne saß, sprang heraus, um den Kahn an's Ufer zu ziehen. In diesem Augenblicke faßten ihn ein Paar kräftige Arme, und eine nervige Faust drückte ihm schier die Kehle zu.

„Verrath! schrie er, wandte sich, ergriff Den, der ihn faßte, und warf ihn mit seiner ungeheuern Stärke in den Rhein, daß es platschte und das Wasser über ihm zusammenschlug. Dann gab er dem Kahn einen mächtigen Stoß, schwang sich hinein und pfeilschnell war der Kahn gedreht und stach wieder in die Fluth hinein. Der in's Wasser Gefallene arbeitete sich wieder an den Weiden heraus und schrie: Hierher! Da blitzte es zweimal und knallte, und die Kugeln pfiffen uns um die Köpfe wie Hagel. Keiner wurde verwundet, und wir kamen, ehe sie noch einmal laden konnten, aus der Schußweite und waren gerettet. Zwar schossen sie, wie verrückt, noch zwei-, dreimal, aber keine Kugel erreichte uns, und wir landeten wohlbehalten am jenseitigen Ufer.

„Was war das?“ fragten wir uns, als wir dort standen und die Geschichte uns überlegten.

„Sollte Jacöbchen uns treulos verrathen haben?“ —

„Nein, nein!“ sagte sein Pflegevater, „das thut er nicht. Gewiß sind die Hallunken dahinter gekommen, daß er sie ausspionirt, und haben ihn selber irre geführt. So schlimm das für uns war, so leuchtete uns das doch ein.“

„Was sollen wir thun?“ fragte ich.

„Ei,“ sagte Martin darauf, „wir ziehen unsern Nachen leise vor das Städtchen hinauf und setzen oben über; denn nun sind die Beiden oben herunter gelaufen und glauben, den Anderen zu Hülfe eilen zu müssen. Sie denken nicht d'ran, daß wir's heute noch einmal riskirten.“

„Das leuchtete Allen ein.

„Einer setzte sich an's Steuerruder. Ein Riemen wurde als Mast aufgerichtet, die Leine d'ran befestigt, und Alle spannten sich davor. Der Kahn flog durch die Wellen, und ehe eine Viertelstunde vorüber war, hatten wir den Punkt erreicht. Wir setzten über, und wirklich dachte Niemand d'ran, daß wir's wagten. Wir brachten unsere reichen Bündel glücklich an Ort und Stelle und waren, ehe der Tag graute, wieder daheim. Der Verdienst dieser Nacht überstieg das Dreifache eines sonstigen Schmuggelns. Jacöbchen war an diesem Abend ungewöhnlich lange aufgeblieben. Als die Schüsse fielen und das ganze Dörfchen in einen wilden Aufruhr kam, rieb er sich vergnügt die Hände und sagte, was Mehrere gehört zu haben späterhin aussagten: Todtschießen! Todtschießen!

„Käthchen verzweifelte schier, als sie die Schüsse hörte und die Gefahr überdachte, die ihrem Vater und Martin drohte. Ihre Mutter war ebenso trostlos wie sie. Viele Leute waren hinunter gelaufen, als die beiden im Orte stationirten Zollwächter so eilfertig der Stelle des zu vermuthenden Kampfes zurannten. Sie brachten endlich mit unverhehltem Frohlocken die Kunde, es sei Keiner gefangen, aber Einer habe einen Zollwächter in den Rhein geschleudert, daß er nahezu ertrunken wäre. Zwar flößten die gefallenen Schüsse

Sorge ein, allein die erfahrenen Schiffer meinten, es müßten doch kreuzschlechte Ruderer sein, die nicht zwischen dem Laden den leichten Kahn aus dem Bereiche der Kugeln sollten hinausgeschoben haben; überdies hätten ja die Grünröcke bei der tiefdunkeln Nacht nicht zielen können, und da hätte es doch verwunderlich zugehen müssen, wenn sie Einen sollten getroffen haben. So richtig diese Bemerkungen waren, so wurden doch die Betheiligten erst dann wieder vollkommen ruhig, als die Männer und Jünglinge wohlbehalten zurückkehrten. Wie starrte Jacöbchen am andern Morgen den Martin an, als dieser wohlbehalten in die Stube trat, um sein Frühstück einzunehmen? Hätte Jemand von den Hausgenossen einen Argwohn auf ihn gehabt, man hätte müssen etwas merken. Allein das fiel Keinem ein, und da der Pflegevater in der am jenseitigen Ufer geäußerten Meinung sich völlig festgefahren hatte, so fragte er auch nicht weiter. Man war nur froh, daß Alles so vortrefflich gegangen war, und Niemand war glücklicher, als Käthchen, die ihren lieben Martin wohlbehalten wieder hatte.

„Indessen änderte sich nun die Sache. Es kamen vier Zollwächter in's Dorf, und die alten kamen weg. Als nun Jacöbchen sich wieder vor die Hütte kauern wollte, jagten sie ihn von dannen, und lange Zeit lag das einträgliche Schmuggeln ganz darnieder, nicht aber die Lust, die Zollwächter zu hänseln.

„Eines Streiches vor vielen anderen," sagte mit Behagen der Christoffelsvetter, „muß ich gedenken, weil es sich dadurch zeigt, daß wir nicht müßig waren. Der Wahrheit aber die Ehre zu geben, muß ich sagen, daß Martin die Seele aller dieser Unternehmungen blieb, weil er unerschöpflich reich war in immer neuen Plänen, wie wir die Franzosen täuschten.

„Eines Abends war Einer der Grenzwächter oben vor dem Dorf unter den Nußbäumen postirt. Martin hatte es erkundschaftet, daß es nur Einer war, während die anderen Drei abwärts vom Dorf eine Landung vermutheten, weil sie durch

falsche Anzeigen irre geleitet waren; er selbst übernahm es nun, den Streich auszuführen.

„Der Zollwächter lehnte an einem Nußbaume, deren viele am oberen Ende des Dorfes stehen. Plötzlich hört er ein Rascheln im dürren Laube, das der Vorwinter bereits von den Nußbäumen zur Erde geworfen hatte.

„Der Zollwächter horchte hierhin und dorthin. Der Himmel hatte eine nur dünne Wolkenschichte zur Decke und es fiel so viel Licht auf die Erde, daß man, wenn sich das Auge an die Finsterniß gewöhnt hatte, eine Gestalt wohl unterscheiden konnte, die hin und her sich bewegte. Nun strengte der Zollwächter seine Augen an und sah ziemlich deutlich einen Mann daher schleichen, der einen Bündel trug.

„Als er ihm nahe genug war, rief er: Halt!

„Martin, denn dieser war es, warf seinen Bündel ab und floh in's Weite. Der Zollwächter war nur froh, daß er den schweren Waarenballen hatte, der sich weich anfühlte, also englische Waaren zu enthalten schien; denn er bekam die Hälfte des Werthes als Fanggeld. Schnell lud er sich den Bündel auf und trug ihn nach der Zollhütte. Darauf hatte Martin gerechnet, vier schwer beladene Kähne landeten unterdessen, und ihre Waaren wurden ohne alle Gefahr in Sicherheit gebracht, um später weiter fortgetragen zu werden. Und in dem Ballen, den der Zollwächter erbeutet hatte, waren — alte völlig unbrauchbare Lumpen. Zu spät sahen sie ein, daß sie geprellt waren, stürmten durch's Dorf herauf, durchsuchten Alles, aber die Kähne waren drüben am rechten Ufer und die Waaren hatten in Schlupfwinkeln Raum gewonnen, die sie nicht kannten. Wir aber waren bereits mit einer guten Ladung schon droben im Walde.

„So ging es schier alle Tage auf eine oder die andere Weise, und nie erwischten sie uns auf frischer That, obgleich es ihnen bekannt war, daß heillos in unserm Dorfe geschmuggelt wurde.

„Durch große Vorsicht und Schlauheit entgingen wir glücklich

allen Nachstellungen, die sie in der größten Erbitterung zu einem Ziele zu führen suchten.

„Gewiß sah es Niemand weniger gern, daß es so kam, als der tückische Blödsinnige, dessen Haß gegen Martin mit jedem Tage sich steigerte. Sein Unmuth äußerte sich selbst gegen seinen Pflegevater. Zum Ausspioniren der Zollwächter ließ er sich durchaus nicht mehr gebrauchen, weil ihm ein dunkles Vermuthen sagen mochte, er diene damit dem verhaßten Martin. So kam es denn, daß selbst der Pflegevater mißtrauisch gegen ihn wurde und jede Unterredung vermied, welche auf irgend eine Verständigung ausging, die dem Schmuggeln dienen sollte. Hätte Jacöbchen so etwas gehört, wer hätte uns gegen Verrath sicher gestellt? —

„Er bewachte ordentlich Käthchen. Diese allein vermochte noch etwas über seinen Starrsinn. Ganze Tage saß er in der Stube und beobachtete sie, wenn Martin da war. Keinen Blick der Liebe durften sie tauschen, kein Wort im Vertrauen wechseln. Wußte er, daß Martin irgendwohin war, so schweifte er im Dorfe herum, kam aber sicher zu der Stunde wieder, wo Martin etwa zurückkehren mußte. Saß er in der Nähe Käthchens, so ruhten seine Blicke mit einer unendlich widerlichen Freundlichkeit auf ihr. Sie blieb nicht mehr allein zu Hause, wenn er da war, und ging ihre Mutter aus, so folgte sie ihr aus Angst vor dem Jacöbchen. Dieser Zustand wurde auf die Dauer unerträglich. Ihr Vater redete darum mit dem Bürgermeister, daß er den Blödsinnigen anderswo unterbringe. Dies geschah zwar, aber Jacöbchen wollte durchaus nicht weichen. Eine Reihe von Sommernächten schlief er auf der Schwelle der Thüre und war nicht wegzubringen, als mit Gewalt, die Niemand bei ihm anzuwenden wagte. War die Thüre offen, so schlich er sich in das Haus und trat unerwartet in die Stube, um sich stille an seinen gewohnten Platz zu setzen.

„Gegen Ende des Sommers wurde endlich Martin Käthchens Bräutigam. Er war jetzt fünf und zwanzig Jahre alt, und die

Miether seines Hauses gingen mit dem Gebäude übel um. Es war gut, daß ihre Miethezeit auf Martinitag endete. Martin kündigte ihnen und sprach nun bei seinen Pflegeeltern das aus, was sie und alle Welt schon lange wußten, nämlich, daß er Käthchen zur Frau wünsche. Er empfing das Jawort der Eltern und — daß das glückliche Käthchen nicht Nein sage, dafür war jede Sorge überflüssig.

„Siehst du, sagten die muthwilligen Burschen zu Jacöbchen, sie haben dich aus dem Hause geschafft, damit Martin das Käthchen heirathen kann. Sie bedachten nicht, welch' ein Feuer sie im Gemüthe des unglücklichen Menschen anschürten. Alle seine wilden Leidenschaften loderten in unbeschreiblicher Gluth auf. Er stürmte knirschend fort und gerade in das Haus seiner ehemaligen Pflegeeltern hinein.

„Dort saßen, denn es war ein Sonntag Nachmittag, die Pflegeeltern und eine Anzahl Nachbarn beieinander und ich auch dabei. Wir plauderten gemüthlich von den Aussichten auf den Herbst, der nahe war, und von der Güte der Trauben, die der Lese harrten. Niemand ahnete etwas.

„Martin und Käthchen saßen wie Brautleute beieinander in der stillen heimlichen Ofenecke, flüsterten und kosten, und Niemand wollte es sehen, wenn sie sich heimlich einen Kuß gaben. Da hören wir Alle plötzlich ein Poltern die Treppe herauf und ein Schnaufen, wie wenn ein Thier wild geworden ist.

„Wir horchen noch zu — da wird die Thüre aufgerissen, und Jacöbchen, ein blankes Schiffermesser in der Hand, glühend vor Zorn und Wuth, stürmt herein und sieht sich im Kreis um.

„Martin! schreit er in einem Tone der Wuth, der durch Mark und Bein dringt, aber er sieht ihn noch nicht.

„Plötzlich wendet er sich gegen den Ofen, erblickt das Paar und will sich mit der Wuth eines wilden Thieres auf sie stürzen.

„Wir waren Anfangs selbst überrascht und erschrocken von dem Anblicke des Menschen, der kaum mehr einem Menschen ähnlich

sah. Zum Glück ermannte sich ein Nachbar zuerst, ahnet dunkel, was könnte geschehen sein, und was jetzt erfolgen mußte. Er sprang auf und führte einen so gewaltigen Schlag auf Jacöbchens Arm, daß das Messer weit wegflog, dann aber erfaßten wir ihn zu Dritt. Kaum sind wir im Stande gewesen, ihn zu bändigen. Er schlug, trat, biß, wie ein Rasender. Nur mit vieler Anstrengung gelang es uns, ihn ganz zu überwältigen und fortzubringen.

„Wir schleppten ihn zum Bürgermeister, der mit Entsetzen den Vorfall vernahm und mit uns erkannte, wie sehr nothwendig es sei, daß Jacöbchen unschädlich gemacht würde. Die Nacht wurde er bewacht und auch in den folgenden Tagen, bis vom Unterpräfekten weitere Befehle angelangt sein würden, an den der Bürgermeister berichtet hatte.

„Für das Volkswohl thaten die Franzosen nichts. Eine Anstalt, wohin man den Unglücklichen bringen könnte, und wo für ihn könnte gesorgt werden, war nicht da. Der Präfekt, ein wohlwollender Mann, sah wohl ein, daß da müsse Rath geschafft werden. So brachte man ihn denn an den Ort, wo der Präfekt wohnte, und wo in einem ehemaligen fürstlichen Schloß ein Gefängniß war. Dorthin kam der Arme, und die Gemeinde unterhielt ihn mit nicht unbedeutenden Kosten.

„Zu Martini wurden dann Martin und Käthchen ein glückliches Paar, und nichts störte ihre Zufriedenheit, als der Gedanke, daß einst Jacöbchen wieder kommen könnte.

„Leider stand diese Aussicht näher, als sie vermuthen konnten.

„Der Bürgermeister starb plötzlich, und sein Nachfolger wollte sich dadurch verdient machen, daß er einen strengern Haushalt mit dem Gemeinde-Vermögen einrichtete.

„Was brauchen wir den Menschen im Gefängniß zu erhalten," sagte er, „während wir ihn in der Gemeinde um die Hälfte wohlfeiler unterbringen können?"

„Die Gemeinderäthe machten ihn mit dem bekannt, was vorgefallen und was wiederkehren könnte.

„Er lachte und meinte, dafür wolle er schon Sorge tragen. Endlich setzte er seinen Antrag durch, und Jacöbchen kehrte zurück.

„Etwa drei Vierteljahre war's her, seit er weggebracht worden war.

„Ein ordentlicher Mann des Dorfes nahm ihn in Kost und Pflege, und versprach, sorgfältig über ihn zu wachen.

„Anfänglich schien Jacöbchen alles Frühere vergessen zu haben. Als er aber Käthchen, das blühendschöne, junge Weib, sah, da erwachten die alten Erinnerungen und Leidenschaften in aller Macht und Gewalt; aber er schien in sich den Schluß zu machen, daß er sich ruhig halten müsse, um nicht wieder in das Gefängniß gebracht zu werden, wo es ihm übel ergangen war.

„Er saß wieder tagelang vor Käthchens Wohnung, aber stille und ruhig. Martin verfolgte er mit glühenden Blicken, und dieser nahm sich vor ihm in Acht, so viel er konnte.

„Eines Tages, es ist mir noch so erinnerlich, als wär's heute, hatten wir eine Schmuggelei verabredet.

„Martin sollte zu Hause bleiben und die Zollwächter beobachten. Er wählte, um nahe bei seiner Frau zu sein, den Platz unter der Linde. Hier sollte er uns durch dreimaliges Feuerschlagen das Zeichen geben, daß Gefahr vorhanden sei. Schlüge er nicht Feuer, so könnten wir die Landung wagen. So war die Abrede. Wir waren auf die benachbarten Orte gegangen und da übergesetzt. Die Luft war nebelfrei, aber die Nacht dunkel, so daß man den aufblitzenden Schein des Feuerschlagens recht genau am jenseitigen Ufer wahrnehmen konnte.

„Da Jacöbchen sich ruhig verhielt, so wurden die Leute in seiner Ueberwachung nachlässig.

„Wußte Jacöbchen etwas davon, daß Martin allein am Stamm der Linde stehe, oder wollte er durch das Fenster Käthchen sehen

und beobachten, wer wüßte das? Das aber war Thatsache, daß er sich aus seinem Pflegehaus Abends wegschlich und unbemerkt an das Haus Martins kam, welches gerade der Linde gegenüberlag. In Martins Stube war noch Licht, obgleich es bereits stark auf zehn Uhr ging.

„Jacöbchen kauerte vor dem Fenster, wohin er, selbst von Martin unbemerkt, geschlichen war.

„Als es zehn Uhr schlug und ein Zollwächter zum Dorf eben hinausgegangen war, schlug Martin dreimal Feuer. Hierdurch erfuhr Jacöbchen, daß dort Jemand stehe.

„Hustete Martin, oder sprach er etwas, woran ihn der Blödsinnige erkannte, — kurz, die ganze ungemessene Wuth wurde wieder in ihm rege. Wie ein Tiger seine Beute beschleicht und dann erst, wenn er die rechte Entfernung hat, den verderbenden Sprung wagt, so schlich der Blödsinnige heran, dann mit einem Wuthgebelle, das weithin schallte, stürzte er sich auf Martin, der vor Schrecken kaum an seine Vertheidigung denken konnte. Jacöbchen faßte ihn an der Gurgel, daß Martin fast der Athem fehlte; aber er rang mit dem Aufbieten aller Kräfte gegen die riesige Stärke des Wüthenden. Immer näher drängte er ihn zur Brustwehr der Mauer des ehemaligen Thurmes, die zu Sitzen diente und wo unten der Rhein seine starken Wellen anschlug.

„Der Schrei, das Brüllen der Wuth, rief zuerst Käthchen an's Fenster, die augenblicklich den Zusammenhang ahnete. Sie schrie um Hülfe. Leute aus allen Häusern stürzten herbei.

„Als Jacöbchen sah, daß er an seiner Rache gehindert werden sollte, ließ er plötzlich den halberstickten Martin los, faßte ihn eben so schnell an der Hälfte des Leibes und schwang ihn über die Mauer hinüber, um ihn in die Wellen des wildangeschwollenen Rheines zu schleudern. Martin faßte sich krampfhaft an den struppigen Haaren Jacöbchens, der sich immer weiter hinausbog. Das Uebergewicht der Schwere riß Martin hinab, aber Jacöbchen verlor

selbst das Uebergewicht, und ehe noch eine rettende Hand sie Beide fassen konnte, stürzten sie hinab in die Tiefe, und die schäumende Fluth verschlang sie. —

„Alle hatten den Fall in's Wasser gehört, und ein Schrei des Entsetzens entrang sich der Brust Aller, die herzugeeilt waren.

„Niemand wußte eigentlich, wer hinabgestürzt sei; nur Käthchen schrie verzweifelt: Rettet meinen Martin! Jacöbchen hat ihn hinabgestürzt.

„Lichter, Laternen werden gebracht und hinabgehalten. Die Schiffer eilten zu den Kähnen. Mit Haken wurde die ganze Nacht gefischt; aber die Fluth gab ihre Opfer nicht wieder!"

Aller Hände ruhten. Angstvoll war jede Brust am Tische gepreßt.

Der Vetter schwieg.

„Großer Gott!" sagte des Velten's Frau, „hat man sie denn nicht mehr gefunden?"

„Doch," erwiederte der Christoffelsvetter. „Nach drei Tagen zog man sie aus der Tiefe, und Beide hatten sich noch umklammert. Jacöbchens, ohnedem so abschreckende, von der grimmigen Wuth entstellte Züge waren zum Entsetzen. Man wollte sie in Ein Grab legen, aber die ganze Bürgerschaft widersetzte sich dem, bis endlich der alte Pfarrer, nun, wo das Geheimniß keinen Einfluß mehr üben konnte, die Decke davon wegzog. Da gestattete man es endlich."

„Aber Käthchen? Was wurde aus dem armen Käthchen?" fragten die Mädchen und Frauen.

„Die Arme," sprach mit Rührung der Christoffelsvetter, „führte ein trauriges Leben. Sie genas eines Mädchens, das schön war, wie die Mutter. Sie erzog es in der Furcht Gottes; aber so alt sie auch wurde, der Quell ihres Leidens und ihrer Thränen versiegte niemals. Was so die äußerlichen Lebensumstände

anging, so fehlte es ihr nicht, und sie litt niemals Noth. Vor etwa zwei Jahren ist sie gestorben, und ihr braves Kind wird wohl bald eines braven Mannes Weib werden."

Er schwieg.

Die Nüsse waren alle gekernt und Mitternacht nahe. Als wir weggingen, sagte er zu uns: „Behüte Gottes Gnade uns Alle vor Sünde und Frevel. Das ist ihr schrecklichster Fluch, daß sie immer neue Sünden gebiert!"

Und dies Wort klang schauerlich in alle Herzen, und die Geschichte war der Beleg dazu.

Elsje.

Eine niederländische Geschichte.

1.

Es war an einem Spätsommerabend, als die Familie des Gärtners van Houwening um den Tisch saß, die Abendmahlzeit zu halten; die letzten Lichter des Abendhimmels fielen durch die hellen Fensterchen auf die um den Tisch Versammelten. Es waren ihrer zehn, acht Kinder und das Elternpaar. Der Gärtner nahm seine Mütze vom Haupte, und das kleinste der Kinder betete: „Komm' Herr Jesu, sei unser Gast, und segne, was Du uns bescheret hast!" Und als das Gebet geendet war, begann jene rasche Arbeit, deren mächtige Triebfeder eine gesegnete Eßlust ist, und nicht lange währte es, so war die Schüssel mit gesottenen Kartoffeln leer und auf der kleinen Platte, darauf sechs Häringe gelegen, hätte das schärfste Auge keinen Rest davon entdecken können.

Als der Vater das Dankgebet gesprochen, sprangen die kleinen Kinder noch hinaus vor die Thüre zu heiterem Spiele; der Vater aber blieb an seiner Stelle, während Elsje, die älteste Tochter, der Mutter abräumen half.

„Wenn Ihr fertig seid in der Küche, so kommt herein," sagte der Vater. „Wir müssen über ernste Dinge reden!" Der Ausdruck seines Gesichtes bestätigte seine Worte.

Während in der Küche Mutter und Tochter spülten, die Küche versorgten und das Nothwendige für den andern Morgen vorbereiteten, saß der Vater lange in trüben Gedanken. Zwei Söhne,

der eine von siebzehn, der andere von fünfzehn Jahren, saßen stille auf der Fensterbank, und sahen bald den jüngeren Geschwistern und ihren Spielen zu, bald ruhte ihr Blick auf dem sorgenvollen Antlitz des Vaters. Kein Wort wurde indessen gewechselt, bis die Mutter und Elsje eintraten, und sich erwartungsvoll setzten, doch war ihre Erwartung keine fröhliche. —

„Es sind schlimme Zeiten," hob endlich der Vater mit bewegter Stimme an, und ein Seufzer hob seine Brust; „schlimme Zeiten! Alles theuer und unsere Kartoffelernte reicht nicht bis April. Die Früchte sind mißrathen, die Trockenheit hat das Obst von den Bäumen gerüttelt, schlimmer, als der gräulichste Sturm. Die Leute in der Stadt schränken sich ein. Mit Blumen ist nichts zu verdienen und die Gemüse vertrockneten auch trotz alles Begießens. Jan, Du weißt, wie es steht?"

Der älteste Sohn nickte bejahend, ohne daß er aufblickte, und die Mutter trocknete das Auge. Alle kannten die Lage der Familie genau.

„Wäre der Garten und das Haus bezahlt, so ginge es wohl schon eher, aber was ich auf- und losbringe," fuhr der Vater fort, „muß ich dem alten Wucherer bringen. Da bleibt keine Wahl; Dreie müssen sich ihr Brod verdienen, Du, Elsje, Du, Jan und Du, Claas! — Es bleibt uns nichts Anderes übrig! Wie schwer es uns auch wird, wir müssen uns trennen." —

Mit Mühe hatte der Vater diese Worte gesprochen, und ein schwerer Seufzer und ein leises Schluchzen begleiteten sie von Seiten der Mutter und Elsje's. Die Worte des Vaters lagen centnerschwer auf den Herzen.

Es trat eine lange Pause ein. Endlich sagte Jan:

„Ich sehe es wohl ein, Vater, und ich will gerne gehen, wenn ich nur wüßte, wohin? Wißt Ihr mir eine Stelle?"

„Der gute Baas Daatselaar hat Rath geschafft," sagte der Vater. „Du kommst zu seinem Bruder, Pint Daatselaar in

Haarlem, und lernst da die Zwiebelzucht, die jetzt so außerordentlich viel Geld einbringt. Du darfst schon Morgen zu Daatselaar kommen; er gibt Dir einen Zettel mit und für Dich ist gesorgt, wie ich zu Gott hoffe, denn sein Bruder ist ein berühmter, und ein Ehrenmann."

„Und was gibt's mit mir?" fragte Claas fest und ruhig. „Vater, Ihr wißt, ich bin ein Wasservogel und zum Gärtner verpfuscht. Laßt mich Schiffer werden!"

„Ganz richtig" versetzte der Vater; „darum kommst Du zu dem Waalschiffer van Breigem, der in Gorkum vor Anker liegt. Mußt halt Schiffsjunge werden, armer Claas! Das hat so seine Mucken, aber es muß durchgemacht sein! Der alte van Breigem ist auch nicht mit seinem Schiffe, das „het Lammetje" heißt, vom Himmel gefallen, oder auf die Welt gekommen. Er fing als armer Junge an."

„Ich weiß es," sagte Claas. „Ich will mich schon durchwinden und in einem Jahr ist's überwunden. Ich hoffe, Ihr sollt's erleben, daß ich auch noch so ein Lammetje steuere, als Patron nämlich!"

„Geb's Gott in Gnaden!" sagte der Vater und lächelte zu dem kecken Sinne des rothwangigen Jungen, wenn's ihm schon nicht um's Lachen war. „An Muth fehlt's Dir nicht!"

„Und Du, meine Elsje," fuhr dann der Vater fort, und seine Stimme wankte — „Du gehst mit van Breigem, der Morgen abfährt, nach Rotterdam. Er ist ein treuer Remonstrant und wird für Dich väterlich sorgen auf der Reise."

„Morgen schon?" sagte Elsje, und fiel der weinenden Mutter um den Hals.

„Macht Euch das Herz nicht schwer — ja uns Allen mit," sagte der Gärtner. „Es ist uns Allen hart; aber es muß sein; ich kann das Brod für Euch Alle nicht mehr erschwingen. — Deine Lage ist vielleicht die beste, Elsje. Du kommst als Dienerin in

das Haus des gelehrten und frommen Rathspensionärs Hugo de Groot. Seine Frau soll eine edle Dame sein, und wenn sie ihren Eltern gleicht, so ist's nicht zu bezweifeln, denn Mynheer van Reigersberg war ein frommer Herr und ein gottesfürchtiger, milder Herr — Keiner von den wunderlichen, von denen der Apostel redet; und Mevrouw van Reigersberg war eine gute Seele, die aber Verstand und Kraft der Seele hatte, wie ein Mann. Ich war sieben Jahre ihr Gärtner und hab's gut gehabt, und das ist meine Freude und Ehre, daß der alte Claas van Houwening bei der Tochter noch in gutem Andenken steht, während die Alten längst zum Herrn gegangen sind. Gott hab' sie selig! Du weißt, Elsje, ich hatte an Mevrouw Mária de Groot geschrieben. Der Antwortbrief ist gekommen, der mir sagt, Du seist willkommen im Hause und solltest es gut haben, wie ihr eigen Kind."

Wieder trat eine Pause ein. Die beiden Söhne gingen hinaus in den Garten. Claas pfiff ein fröhliches Schifferlied, und Jan ging still unter den Bäumen hin, dem Treibhäuschen zu, als wolle er seinen Lieblingen dort ein Lebewohl sagen. Das Herz war ihm voll und schwer, während Claas heiteren Blickes in die Zukunft sah.

„Den beiden Jungen hast Du den Bündel schon gepackt, Luisetje," sprach der Vater zur Mutter. „Wie ist es mit Elsje's Sachen? — Ich denke, je rascher geschieden wird, je besser für uns Alle! Langes Zaudern, langes Leid!"

„In einer Viertelstunde ist ihr Schließkorb fertig," sagte die Mutter, ihre heißen Thränen trocknend, „und van Breigem's Lammetje lichtet vor zehn Uhr Morgen die Anker nicht. Du kannst ohne Sorge sein, Claas!"

„Gut dann," versetzte Claas van Houwening, und zündete seine irdene Pfeife an, um mit dem Rauche manchen Seufzer hinauszuschicken. Elsje erhob sich und ging hinaus, — um dem Herzen Luft zu machen und einen lieben Gang zu thun.

„Mutter," sagte der Gärtner, „halte Dich um Gottes Willen wacker. Blexem! mir bricht auch das Herz schier, die drei lieben, guten Kinder hinaus in die Welt zu schicken; aber es geht nicht anders, Du weißt es ja, so gut wie ich, und der alte Gott in Israel lebt noch und sein Arm ist nicht verkürzt. Er wird sie schützen und geleiten und unsere Gebete folgen ihnen nach. Wir wollen dem Herrn danken, daß sie Alle in guter Glaubensgenossen Häuser kommen und zu braven Leuten. Einmal mußte es so kommen, Mutterchen," fuhr er bewegt fort. „Früher oder später werden sie Alle in die Welt gehen, und es ist ja aller Eltern Loos, daß sie in ihrem Alter allein stehen, wie entlaubte Bäume. Sie sind fromm und gottesfürchtig erzogen; sie stehen auf gutem Glaubensgrunde; haben alle gesunde Glieder; sind frisch und munter; an Arbeit von Kind auf gewöhnt und haben gelernt, sich genügen zu lassen mit dem Wenigen, was uns beschieden war. Ich hoffe, Gottes Segen wird sie begleiten, und sie werden ihren Eltern Ehre machen, wohin sie auch Gottes Hand geleitet."

Die Mutter faltete die Hände und blickte mit dem Auge voll Thränen in das erlöschende Abendroth. Der Liebe Anker ist das Gebet. —

Nach einer Weile sagte sie, sich sammelnd: „Claas, zürne mir nicht. Ein Mutterherz fühlt's doppelt, wenn die scheiden, die unter ihm geruht haben. Ich weiß, daß es sein muß; ich weiß, daß sie unter Gottes Schutz stehen; aber es thut doch so weh." — Sie bedeckte ihre Augen mit der Schürze und weinte leise.

Der Alte, der seinen Schmerz bewältigen wollte, biß auf die Pfeife, daß ein Stück abbrach.

Luisetje sah auf, als sie den Ton hörte.

„Siehst Du, Mutter," sprach Claas, „so geht's. Hab' da mein Herzweh verbeißen wollen und die Pfeife bricht, aber das Herzweh bleibt!" Er stützte seinen Kopf in die Hände und es fielen

ein Paar heiße Thränen zur Erde. Dann sah er auf und schüttelte fast unmuthig den Kopf, und sagte zürnend über sich selbst: „Es ist ein miserabel Ding mit dem Herzen! — Es macht alle Vorsätze zu Schanden!" —

2.

Wenn man vor das Thor von Gorkum tritt, so breitet sich die unabsehbare, fruchtbare Ebene vor dem Auge aus. Hin und wieder tauchen einzelne Häuser und Gehöfte auf oder der Kirchthurm eines Ortes; dann zuweilen ein kleiner Wald, Busch genannt, aber selten ruht das Auge auf solchem Schmucke der Gegend, und Wälder, wie sie uns erfreuen und erquicken, wie sie den Reiz unserer Landschaft bilden, kennt man in den Niederungen nicht, die sich in Wiesenflächen und Ackerland theilen. In der unmittelbaren Nähe der Stadt erblickte man um das Jahr 1618 oder 1619 einzelne Häuschen, wie alle andern, aus Ziegelsteinen reinlich und nett erbaut, mit spiegelblanken Fenstern, beschattet von einem oder mehreren Bäumen und umgeben von einem Gärtchen, größer oder kleiner, und einigem Ackerlande. Diese Wohnungen lagen meist auf Erhöhungen des Bodens und man konnte unschwer den Grund in den Deichbrüchen und daher stammenden Ueberschwemmungen finden.

Es war um die Tageszeit, wo das Zwielicht jene reizende Mittelstufe zwischen Tag und Nacht bildet. Der westliche Horizont wies noch in einem lichten Streifen einen kargen Rest jener Gluth, welche den Sonnenuntergang begleitet hatte, und dieser Streifen lieh der Abendstunde eine größere Helle, als sie bei bedecktem Himmel würde gehabt haben. Noch flimmerte außer dem glänzenden Abendsterne keins der himmlischen Lichter herab; den Abendglockenklang der umliegenden Dorfschaften trug der Seewind in sanften Schwingungen über die weite Fläche, und nur noch wenige Arbeiter oder

Fuhrwerke sah man die Stadt suchen, da Gorkums Feierabendglocke bereits geläutet hatte, welche die Arbeiter unter das eigene Dach ruft.

Rechts, den Dämmen des Flusses näher, lag van Houwening's Häuschen und eingefriedigter Garten. Weiter von der Stadt, auf einer der genannten Erhöhungen, die man kaum Hügel nennen kann, stand eine starke Linde, und unter ihren schirmenden Aesten eins der Häuschen aus Ziegelsteinen, noch kleiner als das des Gärtners. Am Fuße des Hügels lag ein kleiner Gemüsegarten und einige bepflanzte Feldstücke, welche eine zierlich erhaltene Weißdornhecke umschloß. Die Linde war alt, denn ihre Wurzeln lagen, fast ein Drittheil so dick als der Stamm, über der Oberfläche des Hügels und dienten jetzt den Bewohnern zu Sitzbänken, die aus dem Häuschen getreten waren, den Abend zu genießen.

An dem Stamme lehnte, auf einer dieser Wurzeln sitzend, ein Jüngling in der dunkeln Friesjacke, wie sie die Schiffer zu tragen pflegen. Er blies leichte Wölkchen aus seiner Thonpfeife, und neben ihm ruhte, die Arme auf die Kniee und mit diesen das Haupt stützend, eine hochbetagte Frau. Der Jüngling war Piet oder Peter van Halver, der Sohn der Wittwe. Ihr Anzug, wie das Ansehen der Wohnung trug das Gepräge der Armuth. Piet war ein blonder, schöner Junge von zwanzig Jahren, frisch, kräftig und lebhaft. Sein Antlitz, welchem der Südwester keinen Schutz verlieh, war gebräunt, doch trug es nicht die Bronzefarbe der Seeleute, und noch nicht jenen eigenthümlichen Charakter, den man sehr ausdrucksvoll mit dem Worte „wetterhart" bezeichnet.

Beide, Mutter und Sohn, sahen schweigsam in das verglimmende Tageslicht und hingen Gedanken nach, die, wie sich aus dem sich später entwickelnden Gespräche ergab, sehr nahe sich berührten, ohne daß sie es jetzt zu ahnen schienen.

„Piet," hob endlich die Mutter an, „uns geht's kratzig, und Du bist überall bei der Hand, wo es einen Kreuzer zu verdienen gibt, wie mag es erst van Houwening's ergehen?"

„Schlimm," sagte Piet; „ich habe eben auch an sie gedacht!"

„Weißt Du," fuhr die Mutter fort, „was er mir gestern auf dem Heimwege aus der Kirche gesagt?"

„Wie könnt' ich das wissen, Mutter, da ich mit Elsje gewiß ein paar Hundert Schritte vorausging und nicht hören konnte, was Ihr redet," versetzte der Sohn. „Sagte er etwas von Wichtigkeit?"

„Sollt's meinen," entgegnete die Mutter. „Er sagte, er könne es nicht mehr machen nach diesem traurigen Sommer; sie säßen zu Zehn zu Tische, und er könne das Brod für Sieben nicht erschwingen, darum —"

„Was? Was sagte er ferner?" fragte rasch der Sohn, dem die Mutter zu langsam sprach.

„Nun, er sagte, Dreie müßten aus dem Brode, die drei Aeltesten."

Ein tiefer Seufzer arbeitete sich aus des Jünglings Brust los. Seine Arme sanken entkräftet herab und fast wäre seine Pfeife zerbrochen.

„Hat er das gesagt, gute Mutter, so führt er's auch aus. Er überlegt erst Alles reiflich, ehe er es ausspricht; dann folgt aber dem Worte auch die That auf dem Fuße."

„Das ist richtig," war der Mutter Gegenrede. „Er hat's auch schon in's Werk gesetzt. Es wird keine zwei Tage dauern, so ist's geschehen, denn mit dem Lammetje sollen sie fort. Jan nach Haarlem, Claas als Schiffsjunge auf's Lammetje und —"

„Und Elsje?" rief der Sohn laut.

„Nach Rotterdam!" sagte eine wohltönende Stimme, der man aber die schmerzliche Bewegung anhörte. Sie klang hinter dem Stamme der Linde hervor.

Mutter und Sohn fuhren herum und erblickten Elsje, die langsam den Hügel heraufgestiegen war und nun ihnen nahe stand, leise und wehmüthig den guten Abend bietend. Elsje's Gestalt hob sich dunkel am abendlichen Himmel ab. Sie war von mittlerer Größe, schlank, ohne mager zu sein und von den edelsten Formen. Blondes, reiches Haar lag in einfach geflochtenen Ringeln um den

schönen Kopf und bildeten dennoch hinten ein sogenanntes „Nest,“ wo es ein silberner Pfeil, ein Geschenk ihrer Pathe, der Frau Daatselaar, hielt. Ihre rothen Wangen, die sonst so lieblich von der schneeweißen Haut abstachen, waren einer Blässe gewichen, welche das Leid der Seele offenbarte, und die sonst so strahlenden blauen Augen waren matt und von Thränen geröthet. Ihr Anzug war der der Landleute jener Gegend, kleidete sie aber trotz seiner Armuth ungemein gut, wie sie denn eine höchst anmuthige Erscheinung war.

„Was sagst Du?“ rief Piet voll Schrecken, ließ seine Pfeife fallen, daß sie in Scherben brach und faßte bebend ihre Hand und zu gleicher Zeit Piet's Mutter die andere.

„Ich muß fort mit Jan und Claas,“ sagte sie, mit einem schmerzlichen Blicke den Jüngling ansehend; „nach Rotterdam; Morgen schon mit van Breigem's Lammetje.“

Piet ließ ihre Hand fahren und bedeckte mit der seinen seine Augen.

„Und nach Rotterdam, sagst Du?“ rief die Mutter. „Ach, Du, meiner Augen Trost, soll ich Dich denn nicht mehr sehen?“

„Das verhüte Gott!“ seufzte das Mädchen, indeß ihre Augen auf Piet ruhten, der noch immer, seine Augen mit der Hand bedeckend, dastand. Sie lehnte sich an der Mutter Schulter und es trat ein peinliches Schweigen ein.

„Was denkt Dein Vater?“ rief endlich, wie aus einem düstern Traume erwachend, der Jüngling. „Nach Rotterdam? — In die weite Ferne? — In der Stadt, in welcher Du fremd bist, Niemanden kennst und Niemanden hast, der Dir riethe und rathen hilft?“

„Du weißt, guter Piet,“ sagte das Mädchen wehmüthig, „mein guter Vater ist zu besorgt für sein Kind, als daß er es so in die Welt hinausstieße. Willst Du mich ruhig anhören, so will ich Dir Alles erzählen.“

Piet nickte, denn die Brust war ihm wie eingeschnürt. Er hätte nicht reden können.

„Mein Vater war früher Gärtner bei dem reichen Handelsherrn van Reigersberg viele Jahre hindurch, wohlgelitten und wohlgehalten bis zu dessen Tode. Als er nun den Gedanken mit sich herumtrug, daß es unserer Haushaltung ersprießlich sei, drei kräftige Esser weniger zu haben, und Dreie, für deren Bekleidung man nicht zu sorgen brauchte, ging er zu van Breigem auf het Lammetje im Hafen, das eben seine Ladung gelöscht hatte. Der brave van Breigem ist unser Glaubensgenosse, der es mit meinem Vater und uns Allen sehr wohl meint. Sie besprachen sich mit einander, und da nennt mein Vater den Namen van Reigersberg. „Habt Ihr bei denen in Diensten gestanden, Baas van Houwening," sagte van Breigem, „so weiß ich guten Rath. Mama van Reigersberg ist die vortreffliche Gattin unseres gelehrten, hochgeachteten und verehrten Glaubensgenossen des hochmögenden Rathspensionärs Hugo de Groot oder wie sie es verkauderwälschen: Hugo Grotius. Die ist aller verlassenen Helferin und Trösterin, so klug als schön und so schön als fromm und gottesfürchtig. Schreibt einen Brief an die edle Dame; beruft Euch auf Eure treuen Dienste in ihrem älterlichen Hause und bittet sie, daß sie Euch einen Dienst ausmache für Euer Kind. Wenn sie es nicht gut und vortrefflich thut, so will ich mich an meinem Fockmast aufhissen lassen, wie eine Flagge, und bammeln, wie ein Segel bei rasch eintretender Windstille."

„Das leuchtete meinem lieben Vater ein, denn er kannte die edle Mevrouw Maria, und sie mußte sich seiner noch erinnern, da sie damals, als ihr Vater starb, etwa zehn bis zwölf Jahre alt war. Mein Vater eilt heim und schreibt, und schon umgehend kommt ein gar lieber Brief von der edlen Frau, worin sie schreibt, wie sie sich seiner und noch recht im Guten erinnere und sich freue, daß mein Vater seinem heiligen Glauben treu geblieben sei; er solle nur das Mädchen auf dem Lammetje schicken, sie werde es,

wenn es, wie sie nicht zweifle, gottesfürchtig erzogen und anstellig sei, als Hausmädchen in ihrem eignen Haushalte behalten und ihm guten Lohn geben, für sein Seelenheil sorgen und es halten, wie ihr eigen Kind. — Du siehst, da ist kein leichtsinniges Hineinfahren, sondern ruhige Ueberlegung wirksam gewesen und Gottes Barmherzigkeit war dem Vater hold."

„Gewiß," sagte die Mutter, „sorgte Dein redlicher Vater für Dich. Das wußte ich im Voraus, und Piet hat das eben erst selbst ausgesprochen; aber mehr und herrlicher Der über uns. Ihm sei Dank und Preis."

„Ja, ja," rief Piet. „Es ist schon Alles gut, wär' nur das Scheiden nicht und das Alleinhierbleiben! ich glaub', ich ertrag's nicht!"

Elsje legte ihre Hand auf seinen Arm. Sie hatte ihre Ruhe, wie es schien, ganz wieder gewonnen.

„Guter Piet," sagte sie, „sei ein Mann! Willst Du Dich geberden wie ein Weib, so muß ja das arme, schwache Weib zum Manne werden und ihn an das erinnern, was seine Pflicht ist. Wir trennen uns nicht willkürlich, wenigstens gehe ich nicht freiwillig, aber ich sehe das Alles als eine Schickung Gottes an und beuge mich, wie schwer es mir auch wird. Im Anfang meinte ich, es müsse mir das Herz brechen; aber ich habe im Kämmerlein gebetet, und nun bin ich ruhig geworden und was Gott gefügt hat, das wird er auch herrlich hinausführen! Und ist denn Rotterdam aus der Welt?"

Piet erschrack über des Mädchens Worte und es überkam ihn ein rechtes Schamgefühl, daß ihn an Sammlung das Mädchen übertreffen solle.

„Du hast Recht," sagte er nach einem minutenlangen Schweigen, bei dem er sich die Sache nach Elsje's Aeußerungen zurechtgelegt, „Du hast Recht, Elsje! Ich will auch nicht mehr so meinem Gefühl

den Lauf lassen. Aber, Elsje, bleibst Du eingedenk Deines Wortes? Wirst Du in der großen Stadt des armen Piet gedenken?"

„So solltest Du mich nicht fragen," sprach das Mädchen ruhig, fest und nicht ohne Vorwurf. „Wär' es so, daß Deine Frage Grund, Ursache, Fug und Recht hätte, so würde mein Ja darauf nicht mehr werth sein, als die abgedörrte Lindenblüthe, die der Abendwind auf Deinen Acker dorthin trägt. Sagt Dir Herz und Verstand, daß ich vor Gott ein aufrichtig Ja darauf sagen müßte, warum stellst Du sie dann an mich?"

Piet blickte betroffen zur Erde.

„Elsje," rief er dann plötzlich, ihre kleine Hand fassend, „Elsje, zürne mir nicht! Es kam mir plötzlich, zu unerwartet, und das hat mir den Kopf ganz auf die Seite gerückt. Und daß es mir weh thut bis in's Innerste meiner Seele, Dich missen zu müssen, willst Du mir drob grollen?"

„Mit Nichten!" flüsterte Elsje. „Mir geht's ja nicht besser!"

Die Mutter seufzte.

„Ach," sagte sie, „wer wird mich nun pflegen, wenn ich die Opwerkens, meinen alten Umstand und Fehler, kriege? So eine sanfte Hand gibt's auf Gottes Erde und in Altniederland nicht wieder!"

Das war eine Herzensklage aus tiefstem Grunde, denn die arme, alte Frau litt periodisch lange und viel. In solchen Zeiten, wo Piet dem Verdienste nachgehen mußte und auch noch für das Haus hätte sorgen müssen, wenn nicht Elsje, wie ein holder Engel überall helfend, lindernd zu Rath und That bei der Hand gewesen wäre, hatten Mutter und Sohn wohl erkannt, welch' ein echter Schatz und Juwel das Mädchen sei, besonders aber Jevrouw van Halver, die arme Leidende.

Elsje tröstete: „Gottes Güte wird Euch bewahren! Und wenn das alte Gepreßte kommen sollte, und ich kann nicht helfen, so hat mir die Mutter versprochen, mit dem Mietje abzuwechseln. Das

Mietje ist jetzt vierzehn Jahre alt und ein anstellig Ding, dabei gut und barmherzig gegen jegliches leidende Wesen."

„Du gutes Kind," sagte dankbar die Wittwe. „So hast Du also schon für mich gesorgt?"

„Warum denn nicht?" sagte Elsje. „Man muß an Alles denken. Das Mietje wird Piet waschen und flicken und die Mutter wird's schon anleiten und unterstützen. Erhört aber der liebe Herr unsere Gebete, so habt Ihr gewiß nicht viel zu leiden von Eurem Umstand."

Noch viel wurde hin und her gesprochen. Die Dunkelheit war gekommen und Elsje dachte an's Heimgehen.

Da hörte man plötzlich Stimmen, die näher kamen. Es waren Elsje's Brüder, Jan und Claas, die der Mutter van Halver und dem ehrlichen Piet noch ein Lebewohl sagen wollten. Jan war stille und ernst, Claas voll freudigen Hoffens. Nach kurzem Gespräche schüttelten sie den guten Nachbarn und Freunden die Hand, wünschten ihnen Glück und Segen, empfingen die herzlichen Wünsche und Segnungen zurück und schickten sich zur Heimkehr an.

Elsje lag weinend an der Brust der Alten, die sie tief bewegt segnete. Endlich riß sie sich los und reichte Piet die Hand.

„Ich gehe noch mit Dir," sagte er mit bebender Stimme und faßte mit Hast die theure Hand in der seinen. So schieden sie alle Vier und wandten sich gegen van Houwening's Garten. Jan und Claas gingen voraus, und Claas sagte seinem Bruder, daß er von Meister Cornelius van Breigem, seinem Patron, gehört habe, er könne Jan jährlich drei= bis viermal in Haarlem besuchen, wenn er von Leyden, wo er hinkomme mit het Lammetje, hinüber liefe.

„Das kann und werde ich," sagte er fröhlich, „denn ich kann laufen, wie ein Hase, Jan, und um Dich zu sehen, soll mir's nicht zu weit sein!"

Während die Brüder sich und namentlich der frische, gutmüthige Claas dem stillen, gemüthvolleren Jan das Scheiden leicht zu machen suchten, fühlten zwei Herzen, etwa zwanzig Schritte hinter ihnen, seine ganze Last und Bürde.

Sie sprachen fast kein Wort, aber ihre Hand hielt Piet fest in der seinen, und nahe dem Garten van Houwening's preßte er das Mädchen plötzlich an seine Brust und sagte: „Bleib' mir hold und treu!“ Dann riß er sich los und verschwand im Dunkel der nun in ihre volle Herrschaft getretenen Nacht.

3.

Am andern Nachmittage lichtete het Lammetje die Anker. Van Houwening's ganze Familie stand auf dem Hafendamme und an einem der Krahnen lehnte Piet van Halver. Seine trüben Blicke sahen nur eine Gestalt, die mit dem Taschentuche winkte. Er antwortete mit dem Schwenken seines Südwesters. Lange dauerte dies Grüßen, bis eine Biegung des Flusses den Rumpf des Lammetje den Blicken entzog; aber an dem vom Thalwinde geschwellten Segel hafteten die Blicke, bis auch es in weiter Ferne verschwand; da erst fühlte der Jüngling recht tief seinen Verlust. — Als van Houwening sich zur Heimkehr umwandte, sah er Piet am Krahnen lehnen. Der Jüngling schien Alles um sich vergessen zu haben, ja, es war, als sähe er den Vater Elsje's nicht, bis er ganz nahe bei ihm stand. Seine Blicke folgten noch der Richtung des Schiffes.

„Neef Piet,“ sprach der Gärtner, „Dir geht's wie mir; aber blick' da hinauf, wo der Himmel so blau ist. So weit seine Bläue reicht, waltet der Arm des Herrn über ihnen!“

„Ich weiß es!“ sagte Jan leise; — „aber —“

„Es thut weh, das Scheiden,“ fuhr ergänzend der Gärtner

fort; „es ist wahr. Dagegen gibt's nur ein Heilmittel — Glauben und Arbeiten!"

„Ihr habt Recht, Ohm Claas," entgegnete der Jüngling. „Das Recept ist gut. Ich will's in Ehren halten. Ich wollte gestern zu Euch kommen —"

„Thue es heute, Neef Piet," fiel der Gärtner ein.

„Nein," sagte Piet, „ich kann nicht! Ich will's Euch hier sagen: Ihr habt sechs rüstige Arme verloren; ich biete Euch zwei dafür, da ich nicht mehr habe; aber sie sollen viere ersetzen!"

Der Gärtner drückte seine Hand. „Ich danke Dir, Neef Piet!" sprach er mit Bewegung. „Ich werde sie vermissen, das ist wahr, und wenn ich die zwei wackeren Arme brauche, die Du mir anbietest, so komm' ich und hole mir sie. Ich weiß, sie folgen einem treuen Gemüthe."

Damit war das Geschäft abgethan und stille ging Jeder seiner Wohnung zu.

Was treu und wahr gemeint und gesagt wird, bedarf vieler Worte nicht. Sie kannten sich genau; Piet's Vater war der treue Freund des Gärtners gewesen durch's ganze Leben, und die Mütter waren Gorkumer Nachbarskinder und treue Freundinnen. Durch lange Freundschaft waren die Familien fast Eine geworden, und ohne daß darüber geredet worden wäre, billigte man Elsje's und Piet's Liebe und sah beide als künftige Ehegatten an, wenn anders die Umstände es erlaubten. Piet warf sich mit ganzer Kraft in's arbeitsvolle Leben. Sein Vater war Gemüsegärtner gewesen und Piet hatte dies Geschäft gelernt; als aber der Vater starb, da mußten die besten Ländereien für die Schulden veräußert werden, und was übrig blieb, reichte zum Betriebe nicht mehr aus. Piet entsagte ungern seiner lieben Gärtnerei, mußte es aber. Er war indessen ein äußerst anstelliger Junge, der besonders Geschick zum Schiffbau hatte. Einst schnitzte er ein Seeschiff und stellte es im Kleinen vollkommen her, zierlich und nett. Dies trug er zu dem reichen Schiffbauer

van Herseele, der auf dem Gorkumer Werft eine erste Größe war. Der Mann sah sich das kleine Modell eines solchen Fahrzeuges genau an, und als er sich überzeugt, daß Piet es ohne Beirath und Hülfe gemacht, kaufte er es ihm um einen schönen Preis ab und nahm ihn als Junge in Dienst. Seitdem war Piet Schiffszimmermann geworden, und van Herseele war mit ihm so zufrieden, daß er ihn schon nach einem Jahre zum Gesellen machte. Da verdiente Piet viel Geld. Sein Feld bestellte er in den frühesten Morgenstunden, wenn ganz Gorkum noch in den Armen des Schlafes lag, und zu rechter Zeit war er auf dem Werft. In den freien Feierabendstunden baute er sich einen Kahn, zu dem Herseele, der seine Freude an ihm hatte, ihm das Holz schenkte. Mit diesem setzte er dann in den Feierabendstunden Leute über und war bald der beliebteste, weil sicherste Kahnführer. Kamen die Offiziere der Besatzung von Schloß Löwenstein nach Gorkum und hielten sich dort bis nahe der Stunde auf, da der Kanonenschuß vom Schlosse die Thorschluß- und Appelstunde meldete, kamen sie eilfertig in den Hafen, und riefen sie nur: „Piet! Schnell!“ Und Piet war da und sein Kahn schnitt durch die Wellen wie ein Pfeil, der von der Sehne des Bogens geschnellt wird, und zur guten Stunde landeten sie. Dafür wurde er dann reichlich belohnt.

Man sah ihn in keinem Wirthshause, bei keinem Tanze, nirgends, wo das junge Volk der Lustbarkeit nachgeht. Seine Sonntage brachte er in der Kirche, und nach dem Gottesdienst bei Ohm Houwening zu, wo der alte Gärtner im Worte Gottes las und Gebetstunde hielt; dann waren alle im Garten im traulichen Umgang und Gespräch, oder sie gingen gegen Abend alle zusammen auf dem Uferdamme spazieren. So führten sie ein harmlos Stillleben, wie es die Sitte in vielen Familien pflegte.

Piet konnte seine liebe Mutter ehrlich und auskömmlich nähren, aber das, was er eigentlich im Auge hatte, wollte ihm, trotz seiner Anstrengungen, nicht gelingen. Immer noch hing seine Seele an

der Gärtnerei. Die Ländereien seines ehemaligen väterlichen Besitzthums wieder an sich zu bringen; ein Treibhaus sich zu erbauen und dann ganz Gärtner zu werden, war sein Ziel, darauf all' sein Sinnen, Dichten und Trachten gerichtet war — und dann — Elsje als Tochter seiner alten Mutter zuzuführen. Wohl hatte er sich einmal ein Sümmchen erspart, aber eine lange Krankheit der Mutter zehrte es wieder auf, und seitdem hatte die Ungunst der Zeit und der Verhältnisse es dazu nicht mehr kommen lassen. Er arbeitete aber unverdrossen fort und sagte: „Wir sind noch jung, Elsje und ich; vielleicht gibt uns Gott doch noch Segen, daß ich mein Ziel erreiche."

Wie tief ihn auch die Trennung von Elsje gedrückt und gebeugt, in der Arbeit und im gläubigen Aufblick zu dem Herrn fand er Trost, und als nun gar ihre Briefe Grüße brachten, trug er's leichter und dachte: „Sie wird ja wiederkommen!"

Im Hause van Houwening's war's düsterer und stiller. Der Vater sah die Lücken in den Arbeitskräften und strengte sich wacker an und die Mutter half; aber manche stille Thräne rann in den trockenen Sandboden, der nach Regen lechzte und es kam doch keiner; die Kinder mußten nun, soweit sie es konnten, tüchtig mit angreifen, und sahen ihre Spielstunden verkürzt, und der muntere Claas fehlte, der ihnen so oft zu heiterem Spiele den rechten Ton und Weg angegeben; der sinnige Jan war nicht mehr da, der ihnen Mährlein und Geschichten erzählte; — aber tiefer noch beklagten sie ihrer lieben Elsje Verlust; denn die hatte Frieden gestiftet, wenn sie haderten, ihre Wünsche bei Vater und Mutter vermittelt und manchmal von dem Obste mehr gegeben, als geschehen sollte, weil es ja zu Markte gebracht werden mußte. Elsje hatte selbst ihren Antheil dann unter sie vertheilt, und es war ganz seltsam, wenn sie es zu Markte brachte, hatte sie stets mehr gelöst, als alle Anderen, die etwa einmal verkauften. Das begriffen freilich die Kinder nicht, daß die Leute alle bei dem schönen, reinlichen, sittigen Mädchen

lieber kauften, die es zudem auch noch verstand, Früchte und Blumensträuße viel lockender, geschmackvoller und schöner zu ordnen, als irgend Jemand in der Familie. Selbst Jan brachte es nicht so fertig. Allmälig gewöhnte man sich an das stillere Leben; Alles ordnete sich unter des Vaters Leitung, und es ging ziemlich, zumal wenn in dringender Arbeit Piet's geschickte und starke Arme von sechs bis zehn Uhr Abends halfen. Da wurde ein Stück weggearbeitet, daß man's gar nicht begreifen konnte, denn die Arbeit förderte ihm verwunderlich, und doch that er sie so gut, daß der alte van Houwening sagte: „Es ist Jammer und Schade, daß Du nicht die Gärtnerei allein treibst, Piet, mein Neef — oder — was noch immer häufiger vorkam — mein Sohn!" —

Dann lächelte Piet und sagte: „Kommt Zeit, kommt Rath! Ich denke, es soll noch werden, ehe ich vergraue oder vor Alter sterbe, und Elsje versteht sich auch darauf!"

Dann nickte der Gärtner und sagte: „Gott walt's! — Es ist das schönste Geschäft auf Gottes Erdboden."

Die Stimmung wurde indessen immer heiterer, denn es liefen die besten Nachrichten ein.

Het Lammetje legte bald wieder im Hafen von Gorkum an, und Claas kam fröhlich in's Vaterhaus gelaufen. Er sah aus, wie das frische Leben, hatte Backen, wie ein Trompeter, und die Sonne hatte das Ihrige in seiner Gesichtsfarbe gethan, denn wenn er den Südwester ablegte, so war der Theil der Stirne, den er bedeckte, hellweiß und in schnurgrader Linie darunter sah's braun aus, aber frisch, und die Augen leuchteten, wie Fackeln. Fragte ihn der Vater, ob er schon vertraute Bekanntschaft mit dem „Tauende" oder der „neunschwänzigen Katze" gemacht, so lachte er hell auf und rief: „Daß ich ein Narr wäre! Wenn ein Schiffsjunge flink, gefällig und dienstfertig ist, dabei einen Witz oder eine Schnake in Bereitschaft für die Matrosen und stillen Gehorsam für den Patron hat,

so sind die beiden Dinge seinem Rücken und seinen Rippen fremd! Sie haben mir noch nicht einmal ihre blaue Schrift auf den Rücken geschrieben."

Fragte er den Patron, ob damit der Knabe nicht geflunkert, so lachte der und sagte: „Nein, Baas van Houwening, gelogen hat er nicht. Es ist der beste Schiffsjunge, der jemals an Bord von het Lammetje gewesen ist. Er hat sich auch so gestreckt und seine Kräfte so gestärkt, daß er bald Matrose wird, was die Matrosen und ich nur darum ungerne sehen, weil der „Bleremskeerl" kocht, wie eine Hausfrau!"

Claas war auch einmal bei Jan in Haarlem gewesen und brachte einen Gruß und einen Brief. Darin stand zu lesen, wie Baas Daatselaar in Haarlem so gut gegen ihn sei, und wie er in der Zwiebelzucht bald erster Gehülfe werden würde und ein unbeschnittener Dukaten für die Mutter lag dabei.

Claas wußte gar nicht fertig zu werden, wenn er auf die Beschreibung des Gartens von Baas Daatselaar kam; denn solchen Garten hatte er noch gar nicht gesehen.

„Da sind Stücke mit Tulpenzwiebeln, Hyacinthen und Gott weiß, wie das Geknolle all' heißt," sagte er, „deren jedes dreimal so groß ist, als unser ganzer Garten! Und Jan handtiert mit Spaten und Kanne drin herum, daß es eine Pläsir ist."

In Rotterdam war er nicht gewesen, seit Elsje bei van Groot's in Diensten war. Kam er aber auf die Städte zu reden, die er gesehen, so verschwand sein liebes Gorkum, das er bisher als den Mittelpunkt der Erde angesehen, völlig aus dem Gesichtskreise.

Alle hörten ihm gerne zu und die kleineren Jungen hingen mit voller Seele an seinem Munde und spannten, um ja keine Sylbe des weitgereisten Bruders zu verlieren, vor dessen bedeutender Person sie einen gewaltigen Respekt gewannen.

Die Eltern dankten dem Herrn für solches Glück und der

Gärtner sagte zu seiner Frau: „Kaatje, da siehst Du, wie unsere Gebete nicht leer zu uns zurückkehren! Du siehst, wie gut es war, daß ich meinen Plan ausführte. Den Kindern geht's gut, Gott sei gelobt, und uns geht's besser!“ —

Von Elsje kamen ebenso erfreuliche Botschaften. Sie war von Cornelius van Breigem selbst zu Mevrouw van Groote geführt worden. „Die edle Frau — und wie ist sie schön und stattlich,“ schrieb Elsje, hatte sie mit herzgewinnender Güte und Freundlichkeit aufgenommen und bisher in stets wachsendem Maße behandelt. Das Wort, sie zu halten, wie ihr eigen Kind, hatte sie getreulich bethätigt. Elsje gewann sich bald ihre volle Liebe, ihr unbedingtes Zutrauen. Alle Schränke und Truhen standen ihr offen, und als ihre alte Amme, die Leibdienerin bei ihr war, starb, rückte Elsje in diese ungemein bevorzugte Stelle ein. Sonst pflegt das den Neid der Mitdiener in hohem Grade zu erregen; aber Elsje's liebes, treues und freundliches Wesen ließ so etwas nicht einmal keimen, geschweige aufgehen und arge Frucht tragen. Sie war Allen gefällig, rieth, half, diente Allen, und gewann sich so ihre vollkommenste Liebe. Dabei stand sie bei Allen in hoher Achtung, durch ihren sittlichen Ernst und ihre Strenge in der Zucht und Ordnung, also, daß sie die von Allen hochgeschätzteste Schiedsrichterin in allen Zwisten war.

Solche Nachrichten dienten dazu, die Familie van Houwening glücklich zu machen, selbst unter dem schweren Drucke der Zeit, und Piet hörte die Kunde von Elsje allemal am Abend, wenn er kam. Dies war jedoch nicht regelmäßig der Fall, denn er war der beliebteste Schiffer der Offiziere von Löwenstein geworden, die sich von keinem Andern heimfahren ließen. Die Soldaten der Besatzung des Schlosses kannten ihn als den Liebling ihrer Befehlshaber, und erwiesen sich freundlich gegen ihn. Sein Verdienst wuchs und mit ihm seine Heiterkeit und sein Eifer. Er konnte wieder einen Spar=

pfennig zurücklegen und sah sich in der Weise dem Ziele seiner Wünsche näher rücken; das machte ihn fröhlich und die Grüße Elsje's unendlich glücklich.

4.

Vielleicht selten mag es geschehen sein, daß zwei Menschen, der Eine in ein dienendes, der Andere in ein befehlendes Verhältniß kamen, die in allen Punkten so sich ähnlich waren, wie Elsje van Houwening und Mevrouw Maria de Groot. Freilich ist da nur von dem inwendigen Menschen die Rede, denn das Alter hätte eben sonst allein schon einen Unterschied begründet, welcher ausreichend gewesen, sie als sehr verschieden zu bezeichnen. Diese innere Verwandtschaft, diese Gleichheit der Seele, möchte man sagen, fühlt sich schnell heraus. Es ist, als ob von dem Menschen ein geistiger Hauch ausgehe, der anziehe oder abstoße, der Verwandtes berühre und sich daher als solches zu verstehen gebe oder das Gegentheil wirke. So war es bei Elsje und ihrer Mevrouw. Beide erkannten sich schnell als verwandte Naturen, denn es war ja in ihnen, wie bei zwei gleichgestimmten Saiteninstrumenten, der Ton des Einen weckt die gleichen Saitenschwingungen des Andern, und es fehlte in jenen Tagen an Ereignissen nicht, welche die wechselnden Stimmungen hervorriefen, bald so, bald so, bald froh, bald traurig. Allmälig aber kam es, daß die letzteren die Ueberhand bekamen, namentlich in dem Leben des Rathspensionärs Hugo de Groot.

So hoch gelahrt und geachtet dieser seltene Mann war, so hatte er doch der bitteren Verfolgung, dem grimmigen Hasse nicht entgehen können, denn es war die Zeit der erbittertsten Religionsstreitigkeiten, welche Holland in zwei Lager theilten, aus denen des Hasses Flamme zum Himmel auflohte, und sie meinten in ihrer Blindheit, das sei gottgefällige Gluth.

In solchen Zeiten lösen sich die heiligsten Bande, scheiden sich die Herzen, die sich gehörten, in Summa, es wird Inneres und Aeußeres anders, denn es gewesen ist in ruhigen Zeiten, da der Friede seinen Palmenzweig schwang und die Liebe waltete. Wer hätte früher denken können, es breche ein Wetter herein über das Haupt des weltberühmten Mannes, und seine Schläge drohten ihn zu verderben? Und doch war es so.

Die Glaubensstreitigkeiten der Arminianer und Gomaristen hatten schon lange gewaltet und wahrlich, keinen Segen gebracht in einem Lande, welches der äußere Krieg so lange und schwer heimgesucht. Hugo de Groot gehörte den Ersteren an und verfocht ihre Sache. Man nannte sie, von einer Vertheidigungsschrift her, auch Remonstranten.

Als aber die Synode von Dortrecht gesprochen hatte, brach die Verfolgung herein und traf zunächst die hervorragendsten Glieder der Gemeinschaft, und auch über den mächtigen Rathspensionär der Stadt Rotterdam, Hugo de Groot, brach sie herein. Er wurde eingekerkert und darauf zur lebenslänglichen Gefangenschaft verurtheilt, die er auf dem festen Schlosse Löwenstein bei Gorkum zu verbüßen hatte. Dorthin wurde der edle Mann gebracht, und seine Haft war anfänglich sehr hart und enge, bis nach und nach mildere Behandlung eintrat und man dem „Hochgelahrten Herrn" so viel Bücher zukommen ließ, als er zu seiner gelehrten Beschäftigung bedurfte und wünschte. Sonst wurde er sehr menschenfreundlich und gut behandelt. Ja es wurde nicht einmal die strenge Wachsamkeit geübt über die Bretterkiste, darinnen ihm die Bücher geschickt wurden.

Der Schlag, welcher den geliebten und hochverehrten Gatten traf, fiel mit ganzer Schwere auf das Haupt Maria's, seiner Gattin. Er kam so wuchtig und schwer, daß er sie anfänglich völlig betäubte und der Schmerz alle ihre geistigen Kräfte lähmte. Recht viele und große Liebe wurde ihr bewiesen, und solche

Theilnahme hätte sie trösten mögen, wäre nicht das Herz zu schwer und tief getroffen worden.

Er sollte leben und doch todt sein! Nicht todt und doch für dieses Leben von ihr geschieden! Er sollte die einsame Haft dulden und sie frei sein! Er sollte leiden und sie ihn nicht pflegen! Das waren Gedanken, die den Geist einer noch so starken Frau trüben und erschüttern konnten, zumal sie wußte, daß er unschuldig dieses Urtheils Schwere trug.

Wenn sich an das Mißgeschick, an das Leiden, welches unsere Liebsten und Theuersten trifft, noch ein Schimmer von Hoffnung schmiegt, wenn es noch eine Handhabe bietet, daran die Liebe den Anker der Hoffnung befestigen mag, und wäre das Ankertau auch nur der Faden einer Spinne, dann drückt es nicht völlig zu Boden; aber wenn, wie mit dem Schwertstreich des Nachrichters, jeder Faden des Lebens, der ja auch noch ein Faden der Hoffnung ist, zerschnitten wird, ja, dann gehört eine rechte Kraft dazu, solch' Schicksal zu tragen, ohne allsogleich von seinem breiten Fuße zertreten zu werden, und solche Kraft ist nur eine — die des Glaubens. Eine andere gibt's nicht. Maria de Groot wurde fürchterlich von dem Urtheile, welches über ihren edlen Gatten gefällt wurde, getroffen. — Niedergeschmettert war das edle Weib, wie von einem Donnerschlage. Sie war unzugänglich jedem Troste, der ohnehin oft so leidig ist, weil nichts dahinter ist, nicht einmal Wahrheit, sondern eitel Heuchelei. Wie könnte da solches Wort Friede wirken? Das empfand Frau Maria wohl tief und schmerzlich. Um so inniger schloß sie sich an das einzige Wesen, welches ihr blieb, welches ihr in wahrer, ächter Liebe zugethan war, an die liebliche Elsje. In diesem Herzen wohnte Treue, aufrichtige Theilnahme, ächte Liebe. Niemanden ließ sie mehr zu sich. Elsje und sie lebten allein und einander genug, und Beide richteten sich auf im belebenden Hauche des Glaubens und in seinem warmen Strahle.

Die weite Trennung von ihrem Gemahle aber lag drückend auf der Seele der edlen Frau.

„Was hindert Euch, Mevrouw,“ sagte eines Tages Elsje, „diese Stadt zu verlassen und nach Gorkum zu siedeln? Meines Vaters stilles Häuslein steht Euch offen; ja, es wird leicht sein, daß er Euch ein Stüblein einräumen kann, von dannen Ihr Löwenstein sehen könnt, was gewiß zu Eurer Ruhe beiträgt.“

Frau de Groot faßte des Mädchens Hände mit Heftigkeit. „Kind,“ sagte sie, „glaubst Du, daß das gehe? Glaubst Du, daß ich dort heimlich sein könnte?“

„O, da wird Euch keine Seele vermuthen, kein Auge sehen!“ rief Elsje aus. „Es sind Eure Glaubensgenossen und treue Seelen, auf die Ihr bauen könnt, wie auf Felsengrund!“

Frau de Groot sann, dann sagte sie zu Elsje: „Schreib' heim, ob es gehen könne, aber bald!“ —

In van Houwening's Hause war um Elsje große Sorge eingekehrt. Die Verurtheilung Hugo's de Groot war kein Geheimniß geblieben unter den Remonstranten. So hatte durch vertrauliche Mittheilung auch der Gärtner Kunde davon erhalten; aber, wie es mit mündlichen Ueberlieferungen zu gehen pflegt, so kam es denn auch hier: Das Kleine wächst zu riesiger Größe heran, und das Mäuslein wird zum Elephanten. Es hieß nämlich, und Daatselaar theilte es ihm mit, nicht nur sei der Rathspensionär zu ewiger Haft verurtheilt und nach Löwenstein gebracht worden, sondern auch seine Gattin und das dem Ehepaar treu ergebene Dienstbotenthum des Hauses sei wegen seiner Treue gegen die Herrschaft zu vieljähriger Einsperrung nach Middelburg gebracht worden. — Daß da Elsje der härteste Spruch getroffen, das lag außer allem Zweifel, denn sie wußten ja, wie das Kind zu der edeln Frau stand, und sie zu ihm.

Wie gelähmt waren sie Alle und Piet, der seiner Hoffnungen Ziel in eine nebelgraue Ferne gerückt sah, war wie eine Bildsäule.

Was die Armen in dem trostlosen Wahne bestärken mußte, das war das Ausbleiben aller Nachrichten von Elsje, mit denen sie sonst nicht zu kargen pflegte. So verging eine Woche nach der andern; Piet wußte, daß Herr de Groot in Löwenstein war; allein weiter konnten ihm die Offiziere nichts sagen.

„Sie darf nicht schreiben, sonst würde sie es gewiß thun!" sagte die weinende Mutter. „Du mein armes, gutes Kind! Ach, wie hart, hinter Mauern eingeschlossen sein, ohne alle Schuld als die, daß man seinem Glauben treu und in der Liebe zu guten Menschen beständig ist!"

„Gerade das wird ihr die Haft leicht machen," sagte der Gärtner tröstend zu seiner Frau. „Sie hat das Zeugniß eines guten Gewissens, und das gilt vor Gott, auch ohne Brief und Siegel!"

Wenn er das auch aus innerster Ueberzeugung sagte, so war dennoch sein Herz voll Trauerns um seines lieben Kindes Loos, und er machte sich innerlich bittere Vorwürfe, daß er die Schuld trage, weil er sie dorthin gebracht, wo das Unglück über sie kam.

Endlich fiel ein lichter Sonnenstrahl in dies Dunkel. Es kam ein Brief von Elsje und nicht aus Middelburg sondern, aus Rotterdam und auf dem Wege, auf dem auch die früheren gekommen waren.

Schon diese äußeren Umstände gaben der Hoffnung Raum, sie sei wieder ledig ihrer Haft, als aber der Gärtner den Brief erbrach und laut vorlas, da jubelten die Herzen in Preis und Dank zum Herrn, denn es war ja Alles, was sie beängstigt hatte, eitel Lüge. Sie war nie verurtheilt, nie verhaftet worden. Nur die betrübte Lage ihrer Herrschaft, die ihrer Herrin alsdann, war der Grund ihres langen Schweigens gewesen. Innig sprach sie ihr volles Mitleiden aus gegen die unglückliche Frau, die sie so sehr liebte: aber dann kam ein Punkt, der plötzlich dem Gärtner Schweigen auflegte bis die Kinder entfernt waren; alsdann las er

vor der Mutter und Piet weiter und enthüllte den Plan des Mädchens, mit ihrer Herrin nach Gorkum zu kommen und heimlich sich daselbst und im Vaterhause aufzuhalten.

„Ach, du lieber Gott," sagte die Mutter, ihre Hände zusammenschlagend, „wie soll denn das gehen? So eine Dame und unser Häuslein!"

Durch Piet's Seele fuhr's wie ein zuckender Strahl. „Elsje kehrt zurück!" der Gedanke machte ihn von unaussprechlicher Lust und Freude erbeben.

„Tante Kaatje," sagte er, „lasset den Ohm Claas weiter lesen. Es ist nicht Elsje's Art, ein Schloß in die Luft zu bauen. Was sie will, das hat sie überlegt, rechts und links, hinter sich und vor sich. Ich wette mein Boot gegen eine oberrheinische Nußschale, sie weiß Rath, und macht's zurecht, daß an der Möglichkeit der Ausführung kein Zweifel ist!"

„Da hast Du wieder einmal Recht, Neef Piet," versetzte der Gärtner, der, während dieses Zwiegesprächs zwischen der Mutter und Piet, stille das Weitere des Briefes überlesen hatte. „Das Kind ist klüger als wir Alle. Hört nur weiter!"

Er las: „Die Sache, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, hab' ich mir recht sonderlich überlegt; denn da ist ein stürmisch Zufahren vom Uebel, wo es gilt, für eine tief bekümmerte, edle Frau ein verborgen Winklein zu suchen, von dannen sie ihres Gatten Gefängniß sehen möchte, auf daß sie ihm näher sei, und darin einen Trost fände, und ein Strohhälmlein, daran sich ihre Hoffnung möge halten. Ist mir's denn auch in die Seele gekommen, wie es könnte gemacht werden, ohne große Hinderniß und viel Umschweifens, und das solcher Gestalt: Ihr wisset ja, herzlieber Vater und herzliebe Mutter, daß wir das Hinterstüblein neben der Küche haben. Es ist wohl enge und klein, aber die edle Frau ist also demüthig, daß sie sich vollkommlich damit begnügt, sintemalen sein Fensterlein gegen Schloß Löwenstein schaut, woselbst ihr

Eheherr sitzt im Gefängniß und vielleicht in schweren Ketten und Banden. Nun weiß ich wohl, daß darinnen Kaatje und Mietje, Piet und Niel's schlafen, und ist kein ander Plätzlein wohl für sie zu finden; aber Tante van Halver und unser lieber Piet haben ein solch' Stüblein ledig und brauchen's nicht. Was hindert's, daß der Kinder Bettlein in der Stille hinüber gebracht werden, und solche allabendlich hinübergehen, zu schlafen? Niemand sieht's, Niemand weiß es. Redet mit der guten Mutter van Halver, die Ihr wohl grüßen müsset, und mit meinem lieben Piet, und es wird gehen. Schreibt mir bald. Grüßet mir Piet und alle unsere Kinder. Wie geht's unserm Jan in Haarlem und unserm Claas auf dem Lammetje? Mich verlanget herzlich nach Euch Allen! Seid Alle Gott befohlen!"

Piet wäre fast in einen Ausruf der im Herzen zusammengepreßten Freude ausgebrochen, als sie ihn ihren lieben Piet nannte, und zu den „Allen," nach denen sie herzlich verlangte, gehörte er ja auch; aber er wurde doch Herr über sein Gefühl und wartete, was van Houwening sagen werde, als er den lieben Brief sorgfältig zusammengelegt.

„Siehst Du's, Kaatje," nahm er dann das Wort, „daß Neef Piet Recht behält. Es ist ein kluges Ding, und wo das eine Sache anfaßt, da geht's."

„Geht's denn?" fragte seine Frau, die zwischen der Freude, ihr theures Kind wieder um sich zu haben und dem erschreckenden Gedanken an die Anwesenheit einer so vornehmen Dame unter ihrem bescheidenen Dache ordentlich hin- und hergeworfen wurde.

„Ob's geht, Kaatje, darüber wird Neef Piet und seine gute Mutter zu entscheiden haben," sagte der Gärtner und sah Piet forschend in das große, strahlende Auge, in dem die Hoffnung, Elsje wieder zu sehen, leuchtete.

„Ob's geht?" rief Piet. „Blerem! Es muß gehen, sag' ich Euch, Ohm Claas, und sollt' ich mir auf der Linde ein Nest neben

die Elster bauen, die da hauset seit langen Jahren und alle Jahre ihr Nest länger bauet, daß es schier wie ein Fischkorb aussieht; aber das Alles ist nicht nöthig; nicht einmal das Küchenstüblein; denn die Buben schlafen in meinem Kämmerlein und die Mädchen in dem der Mutter. Es ist Platz genug!"

„Ach, Du lieber Herr!" rief die Gärtnerin, „so wär's ja fix und fertig! Aber, aber, die Dame! Claas, die Dame!"

„Kaatje, die ist keine Menschenfresserin, wie die auf der Insel, da sie den Matrosen van Diemens verspeisten!" sagte lächelnd der Gärtner. „Wäre sie das, so lebte Dein Elsje schon lange nicht mehr!"

„Wer denkt denn an so Etwas?" wehrte die Gärtnerin ab, nicht ohne von dem Spotte ihres Mannes unangenehm berührt worden zu sein.

„Ist so bös nicht gemeint gewesen," sagte der Gärtner begütigend. „Ich weiß wohl, was Dich quält. Erstens, der Gedanke an ein vornehm Bette; da laß Du Dein Elsje sorgen. Das weiß so gut, wie es bei uns bestellt ist, wie Du und ich, und das wird schon sorgen; und dann das Essen kochen. Du kochst aber, wenn Du's hast, vortrefflich, und Elsje wird auch wissen, was die edle Frau begehrt. Ueberdies waren die van Reigersberg sehr reich und der Rathspensionär von Rotterdam hat auch eine Einnahme gehabt, die ein Bischen weiter reicht, als die des Claas van Houwening, wenn auch die Herren de Groot in Delft nicht zu den reichsten Leuten in Altniederland wären gerechnet worden. Da brauchst Du nicht Vorspann zu leisten! Sei aber dem Allem, wie ihm wolle, laß auch hier den lieben Gott gewähren, der unsere Burg und unser Fels ist, darauf wir bauen!"

„Amen!" schloß Piet. „Ihr macht immer Euern Schluß am Besten, Ohm Claas, gerade wie unser Domine. Wenn er ein rechtes Kraft- und Kernwort gesagt hat, so folgt allemal das „Amen," das hab' ich ihm abgemerkt. Wozu sich da den Kopf zerbrechen? Wir lassen's kommen. Die Hauptsache ist abgemacht

und es ist mir recht lieb, wenn meine alte Mutter nicht so allein schläft; denn die Opwerkens überfallen sie manchmal in der Nacht. Dann ist auch Hülfe da und mit den Jungens werd' ich prächtig zurecht kommen, und sie recht an's Frühaufstehen gewöhnen. Das ist ihnen gut, denn die „Blexemskerle“ sind ja Morgens, wenn ich komme, gar nicht wacker zu machen. — Schreibt nur gleich an's Elsje, es sei Alles rund gemacht und es solle nur bald kommen. Uns verlangte auch herzlich nach ihr.“

Der Gärtner sah ihn lächelnd an und sagte scherzend: „Wenn's wahr wär?“

„Blexem!“ rief Piet, und schlug auf seine hohe und breite Brust, daß es hämmerte. „Zweifelt Ihr daran!“

„Wahrlich nicht!“ entgegnete lachend der Gärtner, und selbst die so sehr sich quälende Frau lachte.

Piet wurde roth, wie mit Blut übergossen, als er sah, wie es gemeint war, und lief eiligst von dannen.

Der Brief wurde dann geschrieben, und die Mutter rastete nicht, bis alle ihre Bedenken, Wort für Wort darin standen, damit Elsje, wenn es etwa an Manches nicht sollte gedacht haben, darauf aufmerksam würde, besonders auf das Bette und feine Laken und auf das nöthige, kostbare Geräthe für das Stüblein und für die Speisen der edlen Frau.

Alle diese Sorgen waren rein überflüssig, denn Kisten und Kasten waren bereits an Bord des Lammetje, welches damals gerade an dem Kanale auslud, der unfern des prachtvollen Hauses des gefangenen Rathspensionärs sich befand. Mit ihrem Bruder Claas besprach Elsje noch das Nöthige, ehe dieser Rotterdam verließ, damit er alle beängstigenden Zweifel ihrer Mutter im Voraus löse und die Sorge, welche aus des Vaters Brief hervorleuchtete, aufhebe oder in ihrer völligen Nichtigkeit zeige.

5.

Het Lammetje war abgesegelt mit Kisten und Kasten für Frau de Groot, und Elsje hatte mit ihrer Umsicht so gesorgt, daß der Mutter auch nicht die kleinste quälende Sorge übrig blieb; aber seit diesem Tage war Vieles anders geworden für Frau de Groot und Manches hatte einen freundlicheren Anstrich gewonnen. Der Commandant von Löwenstein mußte, wie es schien, berichtet haben, wie Herr de Groot durch Langeweile mehr geplagt werde als durch seine Haft. Trotz des Parteihasses erkannte man die hohen Verdienste des gelehrten Mannes an und gestattete ihm, zu lesen und zu schreiben. Zum Lesen aber gehören Bücher. Es wurde ihm dann auch gestattet, seiner Gattin zu schreiben, natürlich in einem unversiegelten Briefe, welche Bücher er aus seiner Büchersammlung oder aus der Universität Leyden zu haben wünsche.

Das war ein rechter Trost für das leidende Gemüth der unglücklichen Frau. Sie hörte, daß er ohne Fesseln sei; daß er menschenfreundlich behandelt werde; daß ihm jetzt auch Arbeit und täglich freie Bewegung auf den Wällen und Bastionen der Festung gestattet worden sei. Wie dankte sie Gott für diesen Trost! Und wie eilte Elsje, die Bücher in einen breiten und langen Kasten zu packen, die er zu haben wünschte!

Den Kasten sandte sie nach Gorkum an Baas Daatselaar mit einem Schreiben, daß Piet van Halver ihn nach Löwenstein führen möge und in die Hände des Commandanten abliefere.

Frau de Groot hatte den Gedanken, sich heimlich nach Gorkum zu begeben, einem Freunde ihres Gatten vertraut. Mit großem Erstaunen blickte sie dieser an und sagte: „Warum denn aber heimlich, Mevrouw? — Ihr seid ja völlig frei und Herr über Eure Handlungen. Keine Menschenseele wird es Euch wehren, Euch hinzubegeben, wohin es Euch beliebt. Und wer weiß, wenn einmal die erste Zeit vorüber, die erste Leidenschaft verraucht ist,

ob man Euch nicht gestatten wird, Euern Eheherrn zu besuchen? Entfernet Euch aber ja nicht heimlich. Das könnte gar schlimmen Einfluß auf ihn und Euch haben. Nein, zeigt's vielmehr dem jetzigen Rathspensionär schriftlich an, Ihr würdet Euch nach Gorkum zurückziehen in die Stille, welche Euerer Lage mehr zusage als das Geräusch Rotterdams, und — um Eurem Herzen zu genügen, das vielleicht ruhiger sich in das schwere Geschick ergebe, wenn es wisse, es schlage in der Nähe des Mannes, mit dem Euch Gott verbunden und mit dem Ihr gern die Einsamkeit der Haft theilen möchtet, wenn nicht ein härterer Spruch es Euch versagte."

Das war gewiß ein guter Rath, und Frau de Groot erkannte ihn dankbar als solchen an und befolgte ihn getreulich. Wenn auch nicht die Bemerkung über das Theilen der Haft ihres Gatten völlig unbeachtet blieb, so dachte doch Niemand daran, ihr die Uebersiedelung nach Gorkum zu wehren.

Demnach brachte sie mit Elsje's Beihülfe ihre Sachen in die bestmöglichste Ordnung; übertrug dem Freunde, der ihr so gut gerathen, die Oberaufsicht über Alles und ließ ihre treuen Dienstboten im Hause. Dann erst trat sie allein mit Elsje die Reise an, die es denn nicht versäumt hatte, sie mit der Armuth ihrer Eltern, der Enge der Räumlichkeit, da sie wohnen würde, und Allem bekannt zu machen, was etwa einen unerwartet übeln Eindruck auf sie hätte machen können, wenn sie es vorher nicht gewußt hätte.

Die Reise von Rotterdam bis Gorkum hatte in jenen Tagen eines ungemein langsamen Verkehrs eine Langweiligkeit, die nur ein niederländisch Gemüth in Ruhe und Ergebung tragen konnte. Sie wurde nur mit Treckschuiten, was einfach Ziehschiff heißt, vollbracht. Bald hielten sich begegnende Fahrzeuge auf; bald riß ein Tau; bald mußte eine Ophalbrug oder Zugbrücke entfernt werden. Ging es dann ruhig und sanft, aber langsam und besonnen weiter, so hatte man vom Schiffe keine andere Aussicht, als wider

den nahen Damm. Eine Unterbrechung war es, wenn eine Windmühle, das Wahrzeichen Hollands, sichtbar wurde, deren Flügel entweder schlaff und träumerisch herabhingen und hinauf starrten oder sich träge, manchmal aber in raschem Wirbel bewegten, wenn ein lebhafter Land- oder Seewind scharf in die Flügel fuhr.

Da saßen denn Frau de Groot und Elsje, die Füße auf dem wärmenden Stoofje oder verschlossenen Kohlenbehälter, neben sich das, hochdeutsch kaum anständig zu nennende Kwispedoosje, und unterhielten sich entweder leise oder starrten die Dämme und Windmühlen an oder schliefen sanft in einer Siesta, welche zwei Drittheile des Tages einschloß. Eine Stadt oder ein Dorf weckte sie dann und bot wenigstens auf einige Zeit eine angenehme Unterhaltung, die jedoch bald wieder bei dem Charakter der Landschaft versiechte.

Endlich erschien Löwenstein und die Thürme von Gorkum. Das war ein Anblick, der das Herz ergriff und in seiner Tiefe erschütterte. Wie manche Thräne rann über die schönen, wenn auch bleichen Wangen der gebeugten Frau! Sie hatte sich vorgenommen, ihrem Schmerze den Ausbruch zu versagen; aber wie war das eine Selbsttäuschung! Wie pochte das Herz so stürmisch und wie fühlte es gerade jetzt, so nah dem geliebten Manne, die Trennung so hart und schwer!

Auch Elsje's Herz pochte fast gewaltig.

Die Zeit, in der sie die Ihrigen nicht gesehen, war ihr wie eine Ewigkeit erschienen. Jetzt, so nahe, wollte die Sehnsucht sich nicht bewältigen lassen. Als sie hinausblickte, stand Piet da. Piet, ihr Piet, an dem ihre treue Seele hing. Es schien, als wolle er mit seinen glänzenden, blauen, großen Augen das Bord der Treckschuit durchdringen, um zu sehen, ob sein „Meisje" darinnen sei (sein Mädchen). Wie war er frisch und blühend, wie stattlich und gut gekleidet, zwar braun, aber doch so schön! Und jetzt erst erkannte sie ihre beiden jüngeren Brüder; prächtige, kräftige Buben,

mit den guten, treuen Zügen, wie Jan und Claas, und hinter ihnen stand der Vater und die Mutter, beide frisch und gesund und wohl aussehend, im Gesichte den Ausdruck gespannter Erwartung. Sie zitterte vor Freude. Die Thränen traten in ihre Augen und sie dankte dem Herrn für das Glück. Aber sie fragte sich selbst, was sind das für zwei bildhübsche, blühende Mädchen neben der Mutter?

Nach wenigen Minuten des langsamen Näherrückens hätte sie fast laut aufgeschrieen, denn sie erkannte ihre jüngeren Schwestern in den lieblichen Mädchen.

So war hier die Freude, die ein Herz im tiefsten Grunde aufregte, dort das Leid, was Gleiches hervorbrachte, wenn auch in anderem inneren Wesen, und wie die Augen Maria's de Groot unverrückt an den Mauern und Thürmen Löwensteins hingen und forschten, wo des geliebten Gatten Leidenszelle sein möge, so hingen Elsje's Blicke nur an der lebensvollen Gruppe auf dem Damme, und hier rieselte eine Thräne tief empfundenen Wehes und einer Sehnsucht, deren Ziel unerreichbar erschien, über die Wange; dort im Auge des Mädchens glänzte ein eben so heiliger Juwel, eine Thräne dankbarer Freude und einer Sehnsucht, deren Ziel wenige Minuten später in den Umarmungen herzlicher Liebe erreicht war.

Die Freude des Wiedersehens war groß, und doch war ein so richtiger Takt in dem einfachen Ehepaare, daß sie nach kurzer Begrüßung ihres Kindes, dem Unglück eine Huldigung darbrachten, die ihrem Herzen Ehre machte und die Frau de Groot mit feinem Gefühle anerkannte und zu würdigen wußte.

Piet's Seele saß im Auge. Elsje war tausendmal schöner geworden und doch so einfach geblieben, wie in Gorkum, und so liebevoll, wie am Scheidetage. Wie hatte sie ihm in's Auge geblickt, wie seine Hand gedrückt! Piet war reicher als ein Großhändler zu Rotterdam, und hätte mit keinem dieser Mynheers getauscht.

Während die Mädchen sich an die schöne Schwester drängten, ging Frau de Groot mit den Eltern von dannen und Piet und die Brüder nahmen das Gepäck und trugen's nach.

Das Stübchen war klein und enge, aber es war rein, wie geblasen, und die Mutter hatte nicht nur die wenigen Geräthe, nebst dem Bette sinnig geordnet, sondern die schönsten Blumen des Gartens zum Schmucke aufgestellt.

Sie führte die Frau de Groot hinein, und bat sie, vorlieb zu nehmen.

Elsje freute sich der Anordnungen der Mutter und sah im Auge ihrer Herrin, dessen Sprache sie verstand, daß es ihr wohl war in dem Stübchen, wo sie Löwenstein sehen konnte, und wohin sie mit dem Tuche wehend ihre Grüße senden konnte. Eine wehmuthsvolle Freude spiegelte sich in dem Auge. Elsje ließ sie allein, um das Gepäck zu ordnen. Dabei half Piet, aber gerade dadurch wurde es ein langdauerndes Geschäft, denn hundertmal konnte Elsje ihre Hand nicht gebrauchen, wie sie wollte, und zürnte doch dem nicht, der sie hielt.

Die Sorge der Mutter schwand nach der ersten Unterredung mit der Tochter, denn sie schilderte ihr die klösterlich einfache und stille Lebensweise der unglücklichen Frau. Und dieses Insichhineinleben derselben wurde auch so wenig als möglich gestört. War ohnehin das Familienleben van Houwening's ein stilles, in sich abgeschlossenes, ununterbrochen für alle thätiges, so wurde es jetzt aus Rücksicht auf das leidende Gemüth noch stiller und die Leidende erklärte ihrer lieben Elsje, sie habe einen Aufenthalt, wie diesen, der so ganz ihrem Seelenzustande zusage, nirgends besser und genügender finden können. Und wenn sie auch meist allein oder nur mit Elsje zusammen war, so nahm sie doch Theil an dem Morgen- und Abendgebete der gottesfürchtigen Familie und erging sich im Garten, wo kein Herandrängen ihre Gedanken störte. Es war für Elsje eine hohe Freude, wie sie sich aufrichtete, und wieder getrösteter

in's Leben blickte, ja zeitweise noch Hoffnung der Rettung ihres Gatten hegte.

Die Bücherkiste hatte Piet hinübergeschifft. Sie war, das entging ihm nicht, zwar untersucht worden, aber keineswegs scharf. Im Laufe der Zeit begehrte Hugo de Groot mehr Bücher. Derselbe Kasten kam und ging wieder hinauf, aber jedesmal lag ein Brieflein darin, hin eins und her eins, und Niemand kümmerte sich darum. Die Kiste wurde später nie mehr untersucht, und der briefliche Verkehr unterlag keiner Unterbrechung. Piet wurde der Vertraute der beiden Ehegatten, und mancher für ihn, seine Wünsche und Ansprüche reiche Lohn wurde ihm aus der Hand der Gattin de Groot's zu Theil. Es kam so weit, daß man die Kiste, wenn sie von Zweien getragen werden konnte, selbst von ihm und einem Soldaten uneröffnet hinaustragen ließ.

Frau de Groot hätte übrigens blind sein müssen, wenn sie nicht bald sich hätte überzeugen sollen, wie es um Elsje's und Piet's Herzen stand. Sie freute sich des liebenswürdigen und sittigen Paares und mancher Gedanke ging durch ihre Seele, der wie ein Gelöbniß zu ihrem Besten für bessere Tage aussah; aber diese Tage lagen im Dunkel der Zukunft, und Gott allein wußte, wie und wann eine solche Stunde eintreten sollte und könnte.

Manchmal fragte sie Elsje nach ihren Verhältnissen und das schüchterne Mädchen ergänzte dann, was sie der Herrin früher mitgetheilt. So erfuhr sie Piet's Wunsch, Gärtner zu werden, aber auch die Hindernisse, welche diesem Wunsche entgegenstanden; sie lernte die Lage beider Familien genau kennen; sie sah bei aller Zufriedenheit, bei aller Treue, allem Fleiße doch auch hier das Leid in mancherlei Form und Gestalt, und zu helfen, regte sich in ihrem Herzen der Wunsch, wenn es ihr möglich gewesen wäre.

Piet und Elsje verlebten glückliche Tage, aber dennoch trübte das Leid der unglücklichen, von Allen verehrten Frau solche Stunden und Tage.

„Ist denn gar keine Hoffnung, daß der arme Gefangene je begnadigt, je erlöst würde aus jener trostlosen Lage. Ein so gelehrter, verdienstvoller, frommer Herr!" sagte er eines Tages, da er mit Elsje allein im Schatten eines Baumes im Garten saß. Es war ein Sonntag, wo er ruhte von den Anstrengungen der Woche.

„Ich wüßte nicht im Entferntesten, wie es zugehen solle. Mevrouw hat mir das selbst gesagt, und darum ist sie so gebeugt," erwiederte Elsje.

„Ist er denn mit Recht, ob einer Schuld verdammt?" fragte Piet wieder.

„Nein, nein," sagte Elsje. „Sein Leben ist makellos, aber er ist ein Remonstrant, wie Du weißt, und das ist seine Schuld, daß er in seinen Glaubensgrundsätzen mit den Dortrechtern nicht stimmt."

„Das allein?" rief Piet.

„Ja, das allein, und es reicht hin, den verdammungssüchtigen Menschen die Mittel zu geben, weil sie die Gewalt haben, ihn zeitlebens einzukerkern, und er kann von Glück sagen, daß er nicht das Leben verlor, wie Oldenbarneveldt!"

„Das wäre noch sauberer gewesen!" rief er aus. „Heute noch hat Dein Vater das Wort des Heilandes gelesen: „Richtet nicht, damit Ihr nicht gerichtet, verdammet nicht, damit Ihr nicht verdammet werdet!"

„Hast Du gesehen, Piet, wie Mevrouw warnte?"

„Ich hab's wohl gesehen; aber darum sollt' ich meinen, es wäre keine Sünde, ihn zu befreien!" sagte Piet etwas leiser, aber mit großer Bestimmtheit.

Das Mädchen erfaßte heftig seinen Arm. „Piet," sagte sie, „was redest Du da?"

„Was ich schon mehr als einmal erwogen habe, war seine richtige Antwort.

„Würdest Du die Hand dazu bieten?“

„Lieber heute als morgen! Nur aber in der Art und Weise komme ich nicht in's Klare.“

„Hast Du erwogen, daß Du, es mag glücken oder mißlingen, Dein Glück, Dein Leben auf das Spiel setzest?“

„Ich hab' es auch bedacht,“ sagte Piet. „Im schlimmsten Falle müßte ich über die Grenze fliehen und in Brabant ein Unterkommen suchen; aber was dann mit meiner Mutter? Wüßte man, daß so ein Sturm vorüberginge, so könnte Dein Vater sie zu sich nehmen; aber freilich — Elsje, wie stände es mit uns?“

Elsje erröthete und hielt ihr Tuch vor das Gesicht.

„Sei stille, Piet,“ sagte sie dann nach einer Weile. „Du dürftest Deine Hand nicht im Spiele haben. Ein Weib bestrafen sie nicht!“ —

„Also Du, Du wolltest es wagen?“ — fragte er erstaunt.

„Ja, Piet, ja!“ sagte sie mit einer Ruhe und Bestimmtheit, die es klar erwies, wie der Gedanke ihre Seele erfüllte.

Piet fuhr ordentlich zusammen, als sie so redete. Er würde um nähere Angaben in sie gedrungen sein, wenn nicht eine der Schwestern sie zu Vrouw de Groot gerufen hätte. Er blieb, in seinen Gedanken vertieft, an der Stelle sitzen, weil er hoffte, daß sie wieder käme. Sie kam nicht. So viel aber glaubte er sie zu kennen, daß ein durchdachter Plan in ihrer Seele ruhte.

Am andern Morgen wurde eine Kiste, dieselbe, die immer den Weg nach Löwenstein machte und zurück, nach dem Schlosse gefahren. Piet's scharfem Auge entging es nicht, daß eine große Zahl runder Löcher sowohl in dem Deckel als in den Seitenwänden der Kiste waren, die etwa die Größe hatten, wie sie eine Flintenkugel hervorbringen würde. Noch mehr fiel es ihm auf, daß Elsje selbst die Kiste hinüber begleitete und auch ohne Anstand in das Schloß gelassen wurde. Ein Soldat aber führte Piet und das Mädchen bis in das Vorgemach. Die Kiste wurde

sodann von Herrn de Groot ausgepackt, aber in seinem Gemache, und die Bücher, die er nach Leyden zurücksendete, hinein gethan, die Kiste geschlossen und von Piet und Elsje wieder in das Boot getragen.

Als sie auf dem Wasser waren, sagte Piet zu Elsje: „Zwei Dinge hätten den Soldaten auffallen können, aber sie haben es nicht beobachtet."

Elsje erröthete und gerieth in eine fürchterliche Verlegenheit. „Was denn?" fragte sie.

„Daß die vielen Löcher in der Kiste sind, die ich früher nie bemerkte, und daß Du mitgingst. Aufmerksam und wachsam sind sie nicht! Ich hätte Verdacht geschöpft, wenn ich auch noch nicht zur Klarheit gekommen bin," sagte Piet und sah sie scharf an.

Sie wurde noch verlegener.

„Piet, um Gotteswillen bitte ich Dich, schweige über die Sache. Du sollst Alles wissen. Wir bedürfen Deiner. Frau de Groot wird für uns sorgen, wenn es gelingt. Heute Abend sollst Du Alles wissen. Gedulde Dich. Frau de Groot will Dich sprechen. Komm' sobald es zu dunkeln beginnt und die Kinder drüben in Deinem Hause zur Ruhe gegangen sind!"

Piet versprach es. Er schwieg, und auch Elsje versank in ein brütendes Nachdenken. Sie landeten endlich in Gorkum, und die Kiste wurde zu Daatselaar getragen, wie es immer geschehen war.

Die beiden jungen Leute gingen dann neben einander ihren Wohnungen zu, aber ganz anders, wie sonst. Stille und schweigsam schritten sie neben einander her, und nur selten wechselten sie ein freundlich Wort. Beider Seelen beschäftigten schwere Gedanken.

6.

Mehrere Stunden hatte der Gärtner, Elsje und Piet bei Mevrouw de Groot zugebracht in lebhaftem Gespräche, welches Elsje's Mutter in der Vorderstube vor Störung bewachte. Endlich, gegen zehn Uhr des Abends, gingen sie auseinander. Alle waren ernst, und es schien der Ernst der Sache schwer auf ihren Herzen zu liegen.

Einige Tage später sah man Piet van Halver in einem eifrigen Gespräche mit einem alten Schiffer, der auf einem Holze am Hafen saß.

„Baas Voos," sagte er zu ihm, „könnet Ihr mir nicht diese Woche einmal Euer Boot leihen, um eine Kiste voll Bücher nach Löwenstein zu fahren? Ich will Euch die Hälfte des Fährlohns geben."

„Was fährst Du nur so oft Bücher dahin?" sagte der Alte. „Wer ist denn der Bücherwurm in dem Neste? Der Commandant doch nicht? Der hat eine blaurothe Nase und scheint lieber französischen Rothwein zu trinken als in den Büchern zu lesen."

„Nein," sagte Piet; „es ist der gefangene Rathspensionär Hugo de Groot, der Hochgelahrte Herr, dem ich sie bringe."

„Ach, der eifrige Remonstrant?" sagte der alte Voos. „Ja, für den Ehrenmann sollst Du es haben; aber was ist denn an dem Deinigen passirt?"

„Ich muß es ausbessern und frisch verfändeln," sagte Piet.

„Nun, das ist früh!" bemerkte der Schiffer. „Hast's doch selbst gebaut?"

„Freilich; aber, wisset Ihr, es ist doch Lehrlingsarbeit!"

Der Schiffer nickte bejahend, und Piet ging nach seinem Boote, zog es auf's Land und kläpperte stundenlang daran herum, als hätte er viel daran zu machen. Dann, als er endlich fertig war, brachte er es an die äußerste Spitze des Werftes vor Anker, trug Mast und Segel hinein und legte in die Kiste Brod und geräuchertes

Fleisch. Als dies geschehen war, kam er zu Boos und sagte ihm, daß er Morgen gegen Abend hinüberfahren würde.

Am folgenden Tage, ziemlich spät gegen Abend lag bei dem günstigen Winde, der frisch blies, das Boot des Baas Boos segelfertig im Hafen und Piet saß in demselben, aber in einer seltsamen Bewegung. Seine Augen blickten scharf nach dem Thore. Endlich sah er den alten van Houwening, Elsje und die beiden Buben die Bücherkiste bringen. Sie stellten sie vorsichtig in das Boot, Elsje sprang hinein und einer der Knaben. Sie faßten die Riemen, und pfeilschnell schoß das Boot vor dem Winde dahin, der das Segel lustig füllte. An dem Kasten hing diesmal ein Schloß.

Elsje betete inbrünstig, während sie den Riemen im Takte hob und senkte. Manchmal lauschte sie gegen die Kiste, was dem Knaben lächerlich vorkam.

„Man meint, da in der Kiste wär' eine Nachtigall, auf deren Gesang Du horchest? Ich glaub', das „Meisje" ist geckig!" — sagte er, zu Piet gewendet.

„Laß ihr den Spaß!" war dessen kurze Antwort. „Heb' nur den Riemen flink!"

In einer außerordentlich kurzen Zeit legte das Boot vor Löwenstein an.

Ein Soldat, den Piet wohl kannte, kam auf seinen Ruf, um Hülfe zu leisten.

„Schon wieder Bücher?" fragte der Soldat. „Was nur der hartköpfige Arminianer mit all' dem Quark treibt? — Der muß ein Erzbücherwurm sein! Gestern saß er noch um ein Uhr beim Lichte. Ich war auf der Wache und sah's."

„Es gibt allerlei Narren," sagte Elsje, gezwungen lachend, „auch Büchernarren. Man muß halt Jedem seine Schellenkappe lassen!"

„Da hast Du Recht, Du lieblich „Meisje," sagte der Soldat. „Ich meines Orts mag dem seine nicht aufsetzen!"

„Ich auch nicht!“ sagte lachend Piet, und die Kiste war mit aller Vorsicht auf's Ufer gesetzt. Dann nahmen sie sie auf und trugen sie hinauf. Herr de Groot kam ihnen entgegen. Er sah bleich und angegriffen aus; riß Elsje den Schlüssel aus der Hand und eilte, nachdem sie sich schnell entfernt, in das Gemach, das er hinter sich schloß. Alle Viere gingen nun in den Hof und setzten sich in das Boot. Elsje's Augen waren starr nach einem Fenster gerichtet. Sie sah bleich, wie eine Leiche aus und zitterte, wie Espenlaub im Winde. Vielleicht zehn Minuten mochte sie so da gesessen haben, da sah man das Fenster, welches nach dem Rheine ging, sich öffnen. Es blieb eine Weile offen, dann wurde es wieder geschlossen.

„Gottlob!“ sagte das Mädchen leise. Die Farbe ihrer Wangen kehrte zurück und sie nickte Piet, der sie stets im Auge hatte, während er mit dem Soldaten lustig plauderte, lächelnd zu.

„Wenn der Bücherwurm da droben nur fortmacht,“ sagte Piet sich zu Elsje wendend. „Der wird uns eine schöne Last in den Kasten packen. Das letzte Mal war er viel schwerer, als heute, nämlich als ich ihn brachte, denn ich nahm ihn ganz leer und federleicht zurück. Er mag leicht ein anderthalb Centner Bücher da droben haben!“

„Wir sind ja zu Vier,“ tröstete ihn der Soldat. „Da werden wir ja schon den Kasten fortbringen.“

Elsje sah wieder unverrückt nach dem Fenster und auch Piet warf unbemerkt manchen Blick hinauf. Plötzlich hing ein weißes Tuch zu dem Fenster heraus.

„Weißt Du was, Piet,“ sagte sie jetzt zu diesem, „mich friert's. Der Abendwind bläst scharf, ich will einmal hinaufgehen und mahnen — oder wollt Ihr es thun?“ fragte sie den Soldaten.

„Meiner Treu,“ rief der Soldat, „der ganze Remonstrant ist mir nicht so viel werth, daß ich die Treppen noch einmal mehr als nöthig ist, steige! Mein Steuvertje, das mir Piet für einen

Genever gibt, wird mir beim Heruntertragen sauer genug. Geh' Du nur, Kind; Du bist leichter auf den Ständern!"

„Man hört doch gleich, daß Dein Vater ein Förster ist, Lips," sagte Piet lachend. Der Soldat lächelte auch, und in diesem Augenblicke erschien Elsje am Fenster und winkte.

„Siehst Du, Lips, das Mädchen winkt! Wir sollen die Kiste holen!"

„Meiner Treu!" war des Soldaten Antwort, als auch er hinauf geblickt hatte.

Sie gingen.

Elsje stand bei der bereits abgeschlossenen Kiste im Vorgemach. Wer sie genauer angesehen hätte, der hätte die große, innere Aufregung wahrnehmen müssen, in welcher sie sich befand.

Zum Glück faßte Piet sogleich an, und dadurch war der Soldat von jeglicher Beobachtung abgehalten.

„Nur langsam und stät," bat Elsje. „Die Bücher rollen, wenn Ihr die Kiste vornen tiefer haltet als Niel's und ich hinten, alle Euch zu, und dann könnt Ihr sie ja nicht bewältigen."

„Brrrr!" rief der Soldat, „die hat ein anderes Gewicht, als da wir sie herauf trugen! Man meint, es wäre lauter Blei!"

Elsje lachte und sagte: „Die arminianischen Bücher sind eben recht schwer!"

„Ich glaub', meiner Treu," sagte ächzend unter der Last der Soldat, „der ganze Arminius steckt lebendig darin!"

Elsje zitterte, daß sie fast die Kiste nicht mehr halten konnte.

„Halt' doch!" rief der stämmige Niel's. „Ich muß Alles allein heben! Ein Bub' ist mir doch lieber zum Heben und Tragen, als sechs solcher „Meisje's!"

„Das Wollen ist schon da, aber das Vollbringen nicht!" sagte der Soldat mit Salbung und blickte dem schönen Mädchen in's Gesicht, um zu sehen, welche Wirkung seine salbungsvolle Bemerkung gemacht.

„Ich halte mit Anstrengung aller Kräfte!" sagte Elsje.

„Glaub's," rief der Soldat, „denn sie ist leichenblaß!"

Unter solchen, mitunter durch lange Zwischenräume unterbrochenen Reden erreichten sie den Hof. Gruppen von Soldaten lungerten umher und hatten nicht übel Lust, mit dem bildhübschen Mädchen zu kurzweilen.

„Helft ihr tragen, statt mattflügeliger Späße," rief ihnen Lips zu, „das wäre besser!"

„Wollen Deinen Verdienst nicht verkürzen!" höhnten jene zurück. „Wenn aber ein Kuß von dem Mädchen Dein Lohn ist, so helfen wir Alle gegen Halbpart!"

„Bah! Nun brauchen wir Euch nicht," rief Lips zurück, und sie setzten eben den Vordertheil des Kastens auf den Rand des Bootes, wo er hart aufstieß.

„Sachte! Sachte!" rief Elsje. „Bricht uns der alte Kasten, so fallen alle die kostbaren Bücher in's Wasser! Dann will ich's nicht theilen!"

Wieder hoben sie nun sanft, und nun stand er ruhig auf dem Boden des Bootes der Länge des Kiels nach.

„Das war ein Stück Arbeit," sagte Lips, der Soldat, indem er sich den Schweiß trocknete, „das mehr als ein „Steuvertje" werth war. Ich hoffe, Piet, Du läßt Dich nicht lumpen!"

„Nein, das thu' ich auch nicht!" sagte Piet und reichte ihm einige Münzen. „Nun heb' aber auch langsam das Boot ab, bis es flott ist."

„Danke!" rief fröhlich über die reichliche Gabe der Soldat, und faßte das Boot an.

„Carajo! Da muß man Spanisch fluchen!" rief er aus. „Man meint, ganz Löwenstein wär' im Boote!" — Endlich war es flott.

„Weißt Du was, Piet," rief er ihm zu, „wenn wir uns in die Fracht zu theilen hätten, so wüßt' ich schon, was ich mir wählte!"

„Kämst zu spät!" lachte Piet, und das Boot rang mit den

hochgehenden Wellen. Piet war indeß ein Pilote, der sich darauf verstand, Wind und Wellen zu beherrschen. Es blieb ihm jetzt, wo der „steife West," wie der Schiffer sagt, ihm geradezu entgegen wehte, nichts übrig, als die „Brassen" wirken zu lassen und zu laviren. An ein Helfen mit den Riemen wurde nicht gedacht, denn es wäre fruchtlos gewesen.

Elsje winkte jetzt mit dem Tuche. Es war ein Zeichen, das sie gegen das Fenster oben im Schlosse gab, und das allsogleich verstanden wurde; denn man sah das Fenster weit sich öffnen, wieder sich schließen und dies dreimal wiederholen. Lips, der Soldat, meinte aber, es gälte ihm, und freudvoll warf er die Lederkappe in die Höhe und rief: „Gute Reis', Du liebes Meisje!"

Elsje und Piet war es gerade nicht zum Lachen, aber über beider Antlitz, die sich gerade in diesem Augenblicke bedeutsam ansahen, flog denn doch ein siegesgewisses Lächeln, das allerdings nicht ohne Spott über die starke Täuschung des Soldaten war.

Je näher indessen der Abend heranrückte, desto heftiger der Westwind seine Flügel hob.

„Der West hat eine gute Lunge," sagte Piet. „Ging's jetzt kurzwegs abwärts, bah! dann wär's eine Lust, denn mein Boot, das ohnehin mit dem Kiele anders schneidet, weil es länger und schmäler ist, als dies tonnenartige Ungethüm von Anno 1, würde fünf in einer Stunde bei solchem Winde zurücklegen und bald außer Sicht von Gorkum und Löwenstein sein! 'S gibt eine schlimme Fahrt! Wenn nur Alles in Ordnung ist!"

„Das ist's!" sagte Elsje.

„Nun, so müßt Ihr Alle Geduld haben!" entgegnete sehr laut und das „Ihr" sehr scharf betonend, Piet.

Aber trotz der „Brassen," trotz des Lavirens rückte das schlechtgebaute Boot nur langsam vor.

Schon war längst die Sonne zur Rüste gegangen. Das Werft

war von Arbeitern leer; im Hafen von Gorkum war es auch stille. Droben aber am Himmel jagte der Wind dunkle Wolken in großen Massen hin, die sich im Osten wie ein gewaltiger Wall zusammenballten, und dieser Wall rückte immer weiter gegen den Zenith vor. Der Wind wurde heftiger, fast orkanartig, und die Wellen des Stromes thürmten sich und brachen ihre weißen Kämme, daß es fast das Ansehen der See hatte. Elsje bebte vor Angst. Ihre Blicke hingen an dem ernsten Gesichte Piet's, der jetzt nur Sinn für die Ausübung seiner Pflicht zu haben schien.

„Ist's gefährlich, Piet?" fragte sie halblaut.

Wie auch der Wind pfiff, er verstand sie doch.

„Kind, theures Elsje," sagte er, „Gefahr ist keine, wenn uns der Wind das alte Segel ganz läßt!"

Eine glückliche Wendung, die Piet in diesem Augenblicke mit dem Steuerruder machte, ließ einen vollen Athemstoß des Windes in das gebauchte Segel; eine Welle hob das Boot rasch und ließ es in weiter Entfernung den Rücken einer zweiten besteigen, die es dem Lande um ein Erstaunliches näher brachte.

„So!" sagte Piet selbstbefriedigt. „Das war ein gelungenes Manöver! Noch eins so, und Dein Vater und Bruder dort auf dem Hafendamme brauchen nicht mehr so ängstlich nach uns auszuschauen!"

Elsje blickte dorthin und erkannte nun die genannten Personen auch.

Piet gelang das Manöver noch einigemal, das er eben mit Glück und Geschick vollendet hatte, und nach Verlauf von etwa fünfzehn Minuten legte er am Ufer an.

Van Houwening hatte eine Bahre mit Tragriemen. Die Ausladung des Kastens ging ruhig, aber schnell vor sich. Piet zahlte dem herbeigekommenen Vermiether des Bootes seinen Lohn, übergab ihm das Boot und der Kasten wurde nach Jakob Daatselaar's Hause gebracht, wohin Elsje voran eilte.

Kobes Daatselaar war allein mit Elsje im Gemache, als sie den Kasten rasch öffnete.

Daatselaar stieß einen Schrei des Entsetzens aus, als er in dem Kasten eine zusammengekauerte, todtbleiche Menschengestalt liegen sah; denn er meinte, es sei eine Leiche.

„Stille, um Gotteswillen!" rief Elsje, reichte dem Manne eine Hand und mühsam erhob sich — Hugo de Groot.

Daatselaar stand sprachlos vor Schrecken dabei, als Herr de Groot seine Glieder dehnte und reckte, um in den gehörigen Gebrauch derselben sich wieder zu versetzen.

„Daatselaar," sagte er, „ich habe mich vertrauensvoll in Eure Hände gegeben. Ihr werdet nicht weniger großmüthig sein als dieses Mädchen und ihre Angehörigen und mein treffliches Weib! Helft mir nun, ich bitte Euch, weiter!"

„In welche Gefahr setzet Ihr mich!" rief ganz außer sich Daatselaar. „Ich kann nicht mich und meine Familie Euch zum Opfer bringen! Muthet mir es nicht zu!"

Elsje war hinaus geeilt. Sie hatte schnell der Frau des Kobes Daatselaar die Rettung des Gefangenen erzählt und sie angefleht, daß sie helfe, wo ihr Mann feig es verweigere.

Frau Daatselaar war ein hochherziges Weib. Sie sah ihren Bruder an, der dabei stand und ein Maurer war.

„Wie ist's, Claas?" fragte sie. „Willst auch Du durch feiges Weigern die Schuld eines Menschenlebens auf Dich nehmen?"

„Blexem! Nein!" rief dieser. „Da muß geholfen werden und schnell! Wohin soll der Mann?"

„Nach einem Boote am Hafenende!" sagte fast athemlos Elsje.

„Ist er groß?" fragte der Maurer.

„Er ist genau von Eurer Statur!" erwiederte das Mädchen.

„So wart' einen Augenblick, Elsje!" rief er, sprang die Treppe hinauf und kam bald mit einem Bündel zurück.

Er schob die beiden Frauen zur Seite, trat in die Stube,

warf das Bündel hin und sagte: „Geh' in die Küche, Kobes, Deine Frau erwartet Dich!“

„Daatselaar, froh, sich frei zu sehen, eilte in die Küche, wo ihn eine Strafpredigt seiner Frau empfing, die gesalzt und gepfeffert war.

Da die Frau einen gewichtigen Pantoffel im Hause übte, so schwieg er und setzte sich zum Herde, wo das Feuer zur Abendsuppe glomm. Elsje stand mit pochendem Herzen und gefaltenen Händen in der Nähe der Thüre, welche in den Hof des Hauses führte. Ihre Seele betete brünstig für die theure Frau, die in des Gatten Zelle zu Löwenstein war und für die glückliche Rettung des Gatten, für den sie sich so heldenmüthig hingegeben.

Noch war keine lange Zeit verlaufen, da traten aus der Stube zwei Männer in fast gleicher Tracht. Es war der Maurer und de Groot. Dieser trug ein grobes, altes Frieswamms, Hosen von gleichem Stoffe, eine Schürze von blauem Linnen, wie sie die Maurer tragen, eine alte Mütze und Winkelmaß und Kelle in der einen, den Maurerhammer in der andern Hand. Niemand würde ihn so erkannt haben.

Hugo de Groot sagte zu Daatselaar: „Ich zürne Euch nicht! Gott lohn's!“ flüsterte er seiner Frau zu, und zu Elsje tretend, sagte er: „Kind, Kind, ich kann Dir's nie lohnen, aber der Segen von Oben wird Dich begleiten! Dank, Dank! — Grüße sie! Gott schütze uns Alle!“

Dann zog ihn der Maurer schnell zur Thüre hinaus.

7.

Das Boot Piet's lag fest an der Stelle, wo er es angekettet. Er selbst saß darin und warf besorgte Blicke nach der Stadt. Ein vollgepackter Schließkorb stand im Boote, den Elsje's jüngste

Schwester gebracht und ein warmer, alter Friesrock für de Groot, vom Gärtner gesendet. Piet war ebenfalls warm gekleidet und hatte den Südwester in die Stirne und den Nacken gedrückt. Der Mast stand aufrecht, aber das Segel war noch gerefft.

Der Abend sank mehr und mehr herab. Der Wind hatte noch seine volle Stärke und Richtung beibehalten.

„Es ist ein Wagniß, jetzt das Segel zu entreffen," sagte Piet zu sich; „aber ich kenne jede Handbreit Wassers und um neun Uhr geht der Vollmond auf. Es einzureffen ist immer noch Zeit. Einstweilen entfalt' ich's. Dann geht's rasch dahin. Käme er nur! Es wird doch nichts vorgefallen sein?" — In diesem Augenblicke sah er zwei Männer auf das Boot zukommen. Einer sprang hinein. Der andere wandte sich.

„Gott geleite Euch!" rief er in's Boot, und ging, indem er das Maurergeräthe ergriff.

„De Groot?" fragte halblaut Piet.

„Ja! Fort, in Gottes Namen!" erwiederte der Andere, und in demselben Augenblicke war das Boot in der Fluth, das Segel gefüllt und es flog schnell wie eine Möve über die hochgehende Fluth. Gorkum verschwand.

Löwenstein erschien, und oben im einsamen Stüblein sah man den Schein der Lampe, bei dem der Commandant sagte: „Nun hat er neue Nahrung und studirt wieder die halbe Nacht!"

Der Soldat setzte den Thee im Vorzimmer auf den Tisch de Groot's, klopfte, wie er es gewohnt war, leise an die Thüre und entfernte sich, indem er die Vorderthüre mit lautem Geräusche schloß.

Während sich das in Löwenstein zutrug und das Boot wie ein Pfeil dahin schoß, immer weiter hinaus aus dem Bereiche der Gefahr, lagen dort im Gärtnerhause und droben auf Löwenstein zwei Frauen auf ihren Knien und beteten für ein glücklich Gelingen.

Die Nacht verging der edlen Frau Maria de Groot in der Zelle ihres Gatten schlaflos. Erst am Morgen sank sie in einen tiefen Schlaf, aus dem sie der Soldat, der das Frühstück brachte, weckte.

Es war ihm schon aufgefallen, daß das Abendbrod des Gefangenen noch so unberührt auf dem Tische des Vorgemachs stand, wie er es am Abend vorher niedergesetzt hatte. Der Gedanke, der Gefangene sei krank, lag ihm nahe. Als er das Frühstück hingestellt auf den mit Büchern bedeckten Tisch, die er leise wegschob, sah er die Kerze tief herabgebrannt. „Der hat wieder die halbe Nacht studirt!" sagte er zu sich. „Mußt doch einmal nach ihm sehen!"

Er schlich leise zum Himmelbette, schob die damastenen, steifen Behänge zurück und — stieß einen Schrei des Entsetzens aus, denn da lag in ihren dunkeln Gewändern, in reizender Stellung, sanft schlafend, eine wunderschöne Frau!

Als sich Maria de Groot erschrocken aufrichtete, sprang der Soldat einen Schritt zurück und rief: „Hebe Dich weg, Satanas!" — Aber dann ergriff ihn eine Todesangst. Er rannte hinaus und spornstreichs zum Commandanten. Der saß ruhig und friedlich beim Frühstücke, als der Adjutant meldete, der Soldat, welcher de Groot aufwarte, wolle durchaus den hochmögenden Herrn Commandanten sprechen, dieweil er behaupte, der Teufel befinde sich in des de Groot's Gemach in Gestalt einer bildschönen Frau.

„Ist er denn närrisch geworden, der Blexemskeerl?" fragte der Commandant.

„Das scheint nicht!" versetzte der Adjutant.

„So laßt ihn kommen!" lautete darauf der Befehl, und der Soldat trat bleich und zitternd ein und berichtete, was er gesehen und erlebt hatte.

„Halt!" rief der Commandant und sprang auf, „da ist's jedenfalls nicht richtig!" Er eilte hinaus und der Adjutant, und von

ferne und scheu auch der Soldat, der sich aber stets umsah und auf jeder Stufe anhielt, um im Augenblicke der Gefahr sich salviren zu können.

Als der Commandant hineinstürzte, saß Maria de Groot, die ihren Anzug etwas geordnet hatte, ruhig am Tische und erhob sich, ihn zu begrüßen.

Der Commandant fuhr entsetzt zurück, denn er kannte die Gattin des Rathspensionärs von Rotterdam aus früheren Zeiten.

„Was ist das, Mevrouw?“ fragte er voll Schrecken. „Wie kommt Ihr hierher? Wo ist Euer Gemahl?“

„Gestattet mir, Euch zu antworten,“ sagte mit Würde und doch so demüthig, das heldenmüthige Weib. „In der Bücherkiste, darin mein Eheherr entflohen, kam ich hierher, ihn mit Aufopferung meines Lebens zu retten. Er ist, so der Herr mein Gebet erhört hat, längst auf brabantischem Boden und in Freiheit und Sicherheit, und ich bin Eure Gefangene!“

„Mein Gott, was habt Ihr gethan?“ rief außer sich der Commandant. „Euch und mich habt Ihr unglücklich gemacht!“

„An mir liegt nichts,“ erwiederte gottergeben die edle Frau. „Von Eurem Haupte, der Ihr unschuldig seid, wird des Herrn Gnade das Unglück abwenden!“

Der Commandant erinnerte sich plötzlich seiner Pflicht. Er wandte sich zum Adjutanten und sagte: „Schnell drei Kanonenschüsse! Ein Detachement von fünf und zwanzig Mann sofort zur Verfolgung nach Gorkum!“ Darauf verließ er das Gemach und schloß selbst die Thüre ab.

Drüben am Fenster des Gärtnerhäuschens saß Elsje und ließ ihr weißes Tuch gegen Löwenstein wehen; aber Niemand gab dort ein Zeichen, daß das ihre verstanden worden sei. Endlich sah sie das wehende Tuch und wußte nun, daß sie verstanden worden war. Ihr Zeichen sagte der Herrin, daß de Groot's Flucht ungefährdet ausgeführt worden sei.

In diesem Augenblicke ertönten die drei sich rasch folgenden Schüsse, welche die Flucht eines Gefangenen ankündigten. Ganz Gorkum kam in Bewegung. Alles müßige Volk rannte nach dem Hafen, wo alsbald das Detachement landete.

Der bei den Booten zurückbleibende Soldat erzählte den Hergang einfach und wahr.

Nun stürmten Viele den Soldaten nach, um anzuzeigen, daß Daatselaar um die Flucht wisse.

Daatselaar war klug genug, jede Spur des Kastens zu vertilgen, so wie er die Kleidung de Groot's ebenfalls den Flammen übergeben hatte. Niemand hatte eigentlich das Hineintragen der Kiste gesehen, noch weniger Jemand die Flucht aus dem Hause; er kam also blos mit dem Schrecken weg. Nach Piet van Halver wurde indessen gesucht, und als man ihn nicht fand, Elsje wie eine Verbrecherin nach Löwenstein gebracht, wo sie ihre liebe Herrin wiedersah, die dem ängstlich gewordenen Mädchen Trost und Muth zusprach.

Vergebens fahndete man nach dem Entflohenen in Gorkum und der Umgegend.

Piet war sogleich abgesegelt, als de Groot sein Boot betreten hatte. Wie ein Pfeil schoß das Boot durch die Wellen. So lange es noch hell war, wurde Piet's Seele von Angst vor Verfolgung nicht frei, aber als nun die Nacht kam und der Mond mit seinem Lichte den Strom beglänzte, da wuchs ihm der Muth.

Bei einer Insel legten sie an, um sich wärmer für die Nacht zu kleiden, denn in dem Schließkorbe waren Kleidungsstücke für Piet und de Groot und Lebensmittel und Wein. Tiefer unten sah Piet Hemden und allerlei nothwendige Dinge. Er kannte die Hand, die das Alles gesendet.

Sie erquickten sich, und in wärmere Kleidung gehüllt, konnten sie der Kühle der Nacht schon widerstehen. An Schlafen durfte Keiner denken, und im Boote wäre auch kein Plätzchen gewesen.

Erst als sie an dem brabantischen Ufer eines Canals ein Dorf erreichten, sagte de Groot: „Frage doch, Piet, wo wir sind? So lange sind wir schon gefahren, ohne daß wir wußten, wo wir uns befänden, daß es einmal Zeit ist, darnach uns zu erkundigen."

Sie legten an.

Es war allerdings ein brabantisch Dorf, und als sich Piet erkundigte, wie weit sie noch bis Walwijk hätten, sagte der Bauer: „Ihr erreicht's in zwei Stunden!"

„So nimm zwei Ruderer," sagte de Groot, „Du hältst es nicht mehr aus, Piet!"

Das geschah denn auch, und das Boot glitt leicht über die ruhige Fläche des Wassers, und in weniger als zwei Stunden landeten sie in Walwijk und — waren gerettet.

Erst jetzt fühlte Piet, wie er im Uebermaße seine Kräfte angestrengt hatte, und wie Noth ihm die Ruhe und Pflege sei, wenn er nicht erkranken solle.

Auch de Groot, der Mann, welcher leibliche Anstrengung nicht kannte, hatte das Ruder oder den Riemen nach Piet's Anweisung wacker geführt, theils um sich zu erwärmen in den drei Nächten, welche sie durchgefahren waren, theils um die Entfernung von dem Orte schnell zu vergrößern, von dannen ihm der Arm eines ungerechten Urtheils Gefahr drohete. Er fühlte sich trotz weniger Arbeit und Anstrengung, dennoch nicht weniger angegriffen, als Piet auch.

Hugo de Groot fehlte es nicht am Gelde. Sein heldenmüthiges Weib hatte ihm das gebracht, was ihn auf lange Zeit vor allen Nahrungssorgen bewahren konnte. Sie blieben daher in Walwijk, wo Piet sein Boot gut verkaufte.

Aber erst hier fiel es Hugo de Groot recht auf die Seele, was aus seiner Gattin werden würde. Erst hier, wo er in voller Ruhe Alles überdenken konnte, begriff er die Größe des Opfers,

das im Maria gebracht, erst jetzt konnte er die Thatkraft, die Macht treuer Liebe erwägen, deren größte und schwerste Probe sie abgelegt. Mit dieser Reihe der Vorstellungen kam dann auch die quälende Ungewißheit über ihn, was ihr möchte geschehen sein.

Nicht minder war Piet's Seele wegen Elsje, wegen seiner Mutter, wegen des Gärtners und seiner Familie besorgt. Er hatte van Houwening gebeten und dieser es ihm auch versprochen, Nachricht über Alles zu geben. Anfangs hatte der Gärtner gehofft, es werde der Sturm an ihm vorübergehen, ohne ihn mehr, als durch seiner Tochter Verhaftung zu berühren; allein darin hatte er sich geirrt. Auch er und sein Sohn Niels wurden verhaftet, verhört, aber nach einem Zeitraume von einigen Wochen wieder frei gegeben. Ueberhaupt schien es, als wolle man der ganzen Sache nicht den strengen Nachdruck geben, wie es zu erwarten gewesen wäre. Vielleicht sahen es manche der Richter de Groot's nicht einmal ungerne, daß er ihr strenges Urtheil durch seine Flucht gemildert hatte.

8.

Als der erste Schreck und Zorn des Commandanten vorüber war, trat bei ruhiger Ueberlegung auch die volle Bewunderung für das edle Weib bei ihm ein. Mit aller der Ehrerbietung, welche jetzt sein Herz gegen sie erfüllte, behandelte er sie, und gleiche Gesinnung athmete der Bericht, den er abstattete, ob er gleich bekennen mußte, daß er auf eine ihn blosstellende Weise überlistet worden sei. Die einfache Darlegung des Sachverhalts, der durch die einzelnen Verhöre, welche der Fiskal in Gorkum erhoben, sich herausstellte, bewies allerdings, daß man in Löwenstein etwas sorglos und sicher geworden war; allein der Glanz der rettenden That Maria's de Groot, deren Kunde rasch das Land nach allen Richtungen durchflog, das man bald überall pries und selbst auf

den Straßen sang, lähmte den Arm strenger Gerechtigkeit, verstopfte den erbitterten religiösen Feinden de Groot's den Mund und ließ den Commandanten straflos. Selbst unter der Besatzung der Festung herrschte eine wahre Begeisterung für die beiden Frauen im Gefängniß, deren Schönheit vollends zu ihren Gunsten das ganze, nicht kleine Gewicht geltend machte.

Eines Tages war es eben jener Soldat, den Piet Lips genannt, und der ihm bei seinem Verkehre mit Löwenstein befreundet worden war, welcher die Bedienung der Gefangenen zu besorgen hatte, da sonst im Schlosse sich kein weiblich Wesen befand. Als Elsje in das Vorgemach trat, erkannte sie ihn.

Beide sahen sich einen Augenblick bestürzt an.

„Armes Kind," sagte der ehrliche Friesländer, „Dir ging es schlimmer, als mir; freilich warst Du betheiligt; aber was ist aus Piet geworden? Ich hab's wohl bemerkt, daß Ihr Zweie einander näher angehet!"

Elsje erröthete, aber sie erwog schnell, daß ihr eine Offenheit, wie sie der Ehrlichkeit des Menschen gegenüber eigentlich geboten war, mehr nützen könne, als eine mädchenhafte Scheu.

„Ich weiß nichts von ihm," sagte sie mit einem tiefen Seufzer, „seit er mit Herrn de Groot entflohen ist."

„Aber, nicht wahr, Du möchtest etwas von ihm wissen?" fragte mit listigem Lächeln der Soldat, „oder ihm doch irgend eine Kunde senden. Weißt Du, wo er ist?"

„Ja Lips, guter Lips!" rief das Mädchen. „Ich weiß, wo er ist. Er lebt in Walwijk in Brabant; aber wie sollt' ich ein Briefchen dahin bringen?"

Lips ging zur Thüre und sah sich überall um. Als er wiederkehrte, flüsterte er ihr zu: „Ich glaube nicht, daß ich eine Sünde thue — wenn ich Dir meine Hülfe anbiete, ein Briefchen an ihn zu bringen. Ich behalte heute den Dienst bei Euch. Willst Du bis diesen Abend, wenn ich Euch den Thee bringe, ein

Brieflein schreiben, so bring' ich es Deinem Vater morgen. Der mag's weiter besorgen!"

„Lips," sagte Elsje feierlich, „kann ich auf Euch zählen? Ist es ehrlich und treu gemeint? Wollt Ihr mir vor Gott geloben, mich nicht zu betrügen?"

„Geh'," sagte Lips, gekränkt von dem Mißtrauen, „geh', Kind, es ist mir leid, daß ich Dir Etwas gesagt habe! Ein Friese bricht sein Wort nicht. — Doch — ich vergebe Dir, weil ich Deine Lage kenne. Wohlan, ich gelobe Dir's vor Gott dem Allwissenden, ich will's treu besorgen!"

„Dank, Dank!" rief Elsje und drückte die derbe Hand, daß dem ehrlichen Friesen ein seltsam Gefühl prickelnd bis in die Fingerspitzen drang.

„Es bleibt also dabei? Diesen Abend geb' ich Euch ein Briefchen!" Er nickte freundlich und ging.

Schnell eilte sie in das Gemach zu Mevrouw Maria, und ohne die Speisen zu berühren, eilten Beide zu schreiben. Der Brief wurde geschlossen, gesiegelt und am andern Tage war er in den Händen van Houwening's, der bereits wieder aus seiner kurzen Haft entlassen war.

Auch manchen mündlichen Auftrag richtete Lips aus, der Sorge und Kummer scheuchte.

Nach manchen Kreuz- und Querzügen gelangte der Brief nach Walwijk und in Piet's Hände. Darin lag einer an Herrn de Groot. Die Freude Beider war unbeschreiblich.

Nun erst verließ de Groot Walwijk und zog an andere Orte Brabants. Piet begleitete ihn als sein Diener, denn er durfte nicht nach Gorkum zurückkehren.

Der Ruf Hugo de Groot's war längst über die Grenzen Niederlands hinausgedrungen, und seine Verurtheilung und auf's Neue seine wunderbare Befreiung hatten die Augen seiner Verehrer auf ihn gelenkt. Von Paris aus erhielt er Einladungen an den

Hof Ludwig's XIII., und der Wunsch nach irgend welcher geordneten Thätigkeit, die Schätze, welche die erste Büchersammlung Frankreichs ihm bot, gaben ihm Veranlassung, dorthin zu gehen, was freilich Piet's Seele mit Kummer erfüllte, weil er, der nie von Gorkum weggekommen war, mit Entsetzen an eine solche Entfernung dachte. Indessen blieb ihm nichts übrig, als seinem Herrn zu folgen, der mit großen Ehren aufgenommen wurde, und von Ludwig XIII. einen Jahrgehalt von 3000 Livres erhielt.

Von hier aus schrieb de Groot und er an van Houwening, der wohl Mittel finden konnte, die Einlagen an Mevrouw Maria und Elsje gelangen zu lassen.

Als diese Briefe dort anlangten, hatte sich bereits das Schicksal Beider entschieden, das nämlich Elsje's und ihrer edlen Gebieterin.

Selbst die kalten Herzen der hochmögenden Herren wurden durch ihre Heldenthat erwärmt, aber mehr wirkte die freundliche Gesinnung des Prinzen Friedrich Heinrich von Oranien, dessen Einfluß auch die zur Milde stimmte, die im Hasse kein Ziel kannten und unedel genug waren, das edle Weib büßen zu lassen für ihre Liebe und Treue. Sie konnten am Ende den laut geäußerten Ansichten des Prinzen nicht Trotz bieten, und stimmten ein in das Urtheil, welches ihre sofortige Befreiung aussprach. Sie kehrte mit Elsje nach Gorkum zurück in das Stübchen, wo sie in so großem Leide ausgeharret, wo aber auch mit Elsje's Beirath der Plan zu des theuern Gatten Befreiung zur Reife gediehen war. Wo sich ihr Gatte befand, das wußte sie nicht, hoffte aber, daß an van Houwening gewiß eine Nachricht gelangen werde.

Monate flossen indeß dahin, ehe jener Brief aus Paris in ihre Hände kam.

Während dieser Zeit erkrankte Piet's gute Mutter schwer. Sie zählte siebzig Jahre und hatte des Leides viel erfahren und getragen mit frommem, gottergebenem Herzen. Sie hatte in die

That ihres Sohnes gewilligt, weil sie eine gottgefällige Handlung, die Errettung eines Glaubensgenossen aus den Banden eines ungerechten Urtheils darin erkannte, obwohl sie wußte, sie würde hienieden ihren Sohn nicht wiedersehen. Das war viel für ein Mutterherz! Sie trug aber eins jener seltenen und wahrhaft großen Herzen in der Brust, die das schwerste Opfer für eine heilig erkannte Sache zu bringen fähig sind. Frau de Groot's Beispiel hatte sie und Elsje's weiche Mutter begeistert und zu Heldinnen gemacht. Der Abschied Piet's hatte ihr freilich fast das Herz abgedrückt; aber sie hatte ihn ja gesegnet und droben im Vaterhause sah sie ihn wieder: der Glaube war in ihrer frommen Seele fest wie ein Fels.

Frau de Groot und Elsje wichen nicht von ihrem Bette, und was der Reichthum vermag, Leiden zu mildern, das wurde in einem Maße geboten, wie es dem Herzen der edlen Frau nur irgend zureichte; allein nichts vermag die Grenze hinauszurücken, die der Herr der Tage dem menschlichen Leben gesetzt hat. Sie hauchte stille und friedlich ihre Seele aus und Piet war ihr letztes Wort, zu dem als göttlicher Trost Frau de Groot die Worte sprach:

„Jesus spricht: Ich will Euch wieder sehen und Eure Traurigkeit soll in Freude verwandelt werden."

Da überflog ein wunderbarer Schein der Verklärung die Züge der Sterbenden und verließ sie selbst dann nicht, als der Tod sein sonst so erschütterndes Siegel völlig dem Antlitze aufgedrückt hatte. Elsje hatte sie den letzten Mutterkuß für ihren guten Piet anvertraut. Auch in Bezug auf Piet's irdische Zukunft starb sie ohne Sorgen. Frau de Groot gab ihr die Versicherung, daß sie so für ihn sorgen würde, daß er als wohlbehaltener Mann werde leben können. Daß das dem Mutterherzen eine schwere Bürde abnahm, zumal sie die feste Hoffnung nähren durfte, daß Piet so straflos

zurückkehren dürfe, wie Elsje von Löwenstein heimgekehrt war, war gewiß.

Frau de Groot machte nun auch Anstalten, ihr Wort zur That zu machen. Kaum war Piet's Mutter zur irdischen Ruhe im Grabe gebettet, da begann sie, das Häuschen unter der Linde niederreißen und neu aufbauen zu lassen. Es wurde größer, geräumiger, stattlicher. — Durch Vermittelung des, wenn auch nicht muthvollen, doch aalgewandten Daatselaar, der ohnehin seine Schuld auf irgend eine Weise vergessen machen wollte, kaufte sie alle die Güter an sich, welche einst Piet's Vater besessen hatte; ja sie vergrößerte das Gütchen noch um ein Bedeutendes, fast mehr als die Hälfte. Darauf mußte van Houwening den Garten ansehnlich vergrößern; ihn anlegen und ein Treibhaus einrichten, wie es sich Piet oft so warm gewünscht hatte. Und als dies Alles im Werke war, da ließ sie, die aus ihrem Vermögen dies Alles bestritten hatte, eine Schenkungsurkunde für Piet und Elsje aufsetzen, und gab sie dem entzückten und doch in jungfräulicher, heiliger Scham erglühenden, dankbaren Mädchen.

Als van Houwening so recht mitten in der Arbeit war, welche sie ihm reichlich lohnte, erhielt sie und Elsje die Briefe von Paris.

„Gelobt sei Gott!“ rief Maria in seliger Freude aus, als sie den Brief gelesen.

Elsje schien weniger erfreut durch den Ihrigen, und das kam daher, daß Piet eine heiße Sehnsucht nach ihr, der Mutter, der Heimath — mit einem Worte, jenes tiefe Weh der Sehnsucht aussprach, welches die deutsche Sprache mit dem wunderbar weich tönenden Worte „Heimweh“ bezeichnet. Das Leben und Treiben in der großen, geräuschvollen Stadt schien den guten Jungen zu erdrücken. Trotz der wimmelnden Welt, die ihn umgab, fühlte er sich vereinzelt. Die Stunden wurden immer seltener, in denen er mit seinem theuern Herrn von der Heimath reden konnte, denn

der war in alle hohen Kreise hineingezogen. Piet mußte ihn in vornehmer Livree oft begleiten, und verstand keine Sylbe Französisch, wodurch er, der ohnehin eckig und ungewandt war, in die für ihn unangenehmsten Lagen kam; das Stichblatt der verfeinerten und verdorbenen Bedientenwelt wurde, und so von einem Widerwillen erfüllt wurde, den der grundehrliche Junge nicht mehr tragen konnte. Den ganzen Brief durchwehte eine leise Schwermuth. Man las es zwischen den Zeilen, wie er am Gemüthe, am Herzen litt; wie er sich unglücklich und elend fühlte, und wie er sein Häuschen unter der Linde, sein Leben auf dem Werfte von Gorkum, im Garten van Houwening's, in seinem, leider verlorenen, theuern Boote, als das Ziel aller seiner Wünsche ansah, als ein stilles Paradies, dahin er fürchtete, nicht mehr zurückkehren zu dürfen.

Elsje trocknete sich eine stille Thräne und reichte dann, als ihre Herrin darum bat, dieser den Brief. Sie aber ging hinaus in den Garten, um das belastete Herz zu erleichtern.

Nach einiger Zeit kam Mevrouw de Groot und suchte Elsje auf.

„Suche Deine Thränen nicht zu verbergen, Kind," sagte die edle Frau. „Der Brief hat mir selbst welche ausgepreßt. Das ist ein am Heimweh leidendes Gemüth, das so wahr, so natürlich, und darum so ergreifend sein Leid ausspricht. Leider wird ihn nun der Mutter Tod noch mehr ergreifen, noch tiefer beugen. Und dennoch muß er getröstet werden. Niemanden wird das besser gelingen als Dir, meine Tochter!"

„Ach," sagte Elsje, „ich will ihm schreiben —."

„Nein, Kind, so mein' ich es nicht," fuhr Maria de Groot fort; „so nicht; vielmehr ist es meine Meinung, Du sollst ihn mündlich trösten!"

„Ach, Ihr scherzet grausam, gnädige Frau!" seufzte das Mädchen und sah zur Erde.

„Scherzen, Kind? Ich scherze nicht!“ sprach Frau de Groot. „Willst Du mich allein nach Paris gehen lassen, wenn ich schon übermorgen dahin aufbreche?“

Elsje erschrack heftig. Sie sah ihre Herrin mit starren Blicken an.

„Nun, antworte mir,“ sagte lächelnd mit ihrer jedes Herz bezwingenden Freundlichkeit Frau de Groot. „Wirst Du mich verlassen auf dieser Reise, Du, die Du meine Rechte, mein Verstand, mein Wille warst als ich den Gatten rettete? — Kind, willst Du mich allein gehen lassen?“

Da sprang Elsje auf und eilte in die geöffneten Arme der Herrin, die ihre Freundin war. Sie ruhte an der treuesten Brust, die sie lieb hatte, wie die eigene Mutter.

„Ja, ich begleite Euch!“ rief sie, und eine Reihe Bilder eilte im Fluge an ihrem Geiste vorbei, wie sie das Gefühl nur hervorzaubern konnte, welches Piet's Brief so mächtig geweckt.

Beide gingen in das Haus, um der Eltern Einwilligung zu holen. Sie empfingen sie, und rasch wurden die Vorbereitungen zur weiten Reise betrieben, und diese endlich am bestimmten Tage angetreten, begleitet von den Segenswünschen treuer, liebender, besorgter Herzen.

9.

Es war eine geraume Zeit später, als an einem Abende, da Hugo de Groot bei Hofe war, Piet zu Hause am Kamine saß, darin ein lustig Feuer brannte. Der arme Junge war krank; aber leiblich war die Quelle der Krankheit nicht; sie saß tief im Gemüthe. Und dennoch war er leiblich krank. Er fühlte sich so matt, so kraftlos; er hatte gegen Speise und Trank einen Widerwillen und

fast immer war sein Auge voll Thränen, denn seine Gedanken waren daheim, bei seinen Lieben.

Herr de Groot hatte kaum Zeit, sich um den Zustand Piet's zu kümmern, so war er von allen Seiten in Anspruch genommen. Da war der arme Junge sich selbst, seinen Gedanken, seinem Heimweh preisgegeben, und der Arzt, den ihm de Groot hielt, schüttelte den Kopf und meinte, aus dieser Krankheit werde er nicht klug, sie sei in Frankreich nicht zu Hause.

Piet hörte, als er am Kamine saß, außen Tritte. Er ging langsam zur Thüre und — Frau de Groot stand vor ihm. War er schon bleich an und für sich, so machte ihn der Schrecken der unerwarteten Erscheinung jetzt noch bleicher. Er glich wirklich einer Leiche.

„Piet!" sagte sie, „erschrickst Du vor mir, so denke ich, erschrickst Du nicht vor dieser!" Und mit diesen Worten zog sie Elsje, die hinter ihr stand, hervor.

Wie gelähmt, sanken Piet's Arme herunter im ersten Augenblicke, aber dann hoben sie sich rasch, das erglühende Mädchen zu umarmen, und dann sank in fast lautem Weinen sein Kopf auf Elsje's Schulter. Sie wollte ihn aufrichten, aus Scham vor ihrer Herrin.

„Laß ihn, Elsje, laß ihn," sagte gerührt Frau de Groot, „diese Thränen sind ihm Wohlthat und führen zur Genesung!" Sie trat in die innern Gemächer der prunkvollen Wohnung und ließ die Beiden allein.

Erst gegen Abend kehrte Herr de Groot vom Hofe zurück. Elsje sah er zuerst. Sie saß bei Piet am Kamine. Er weinte heftig, denn er hatte so dringend nach seiner Mutter gefragt, daß Elsje nicht mehr ausweichen konnte, ihm ihren Tod kund zu thun.

De Groot starrte Elsje an. „Kind," rief er, „Du bist nicht allein, wo ist meine Maria?" Aber die Antwort des Mädchens

wartete er nicht ab und eilte in die Gemächer, wo er die ihn sehnsüchtig Erwartende und auch seine Sehnsucht ihr beglückendes Ziel fand.

Gar Vieles gab's zu erzählen, doch hatte Mevrouw Maria weniger zu verschweigen als Elsje, die ihrer Herrin gelobt hatte, Piet Alles zu verschweigen, was sich auf sein Haus und seinen Garten irgend bezöge. Von der Mutter besonders erzählte sie Piet, und das war Balsam für seine Seele.

Wohl war er tief betrübt, aber dennoch ging eine Veränderung in ihm vor. Sein Auge war klar und seine Wangen begannen nach wenigen Tagen sich wieder zu röthen. Lächelnd bemerkte der Arzt gegen Herrn de Groot, das schöne Mädchen scheine die Heilkunde zwar nach einem andern Systeme, aber mit einem so überraschenden Erfolge auszuüben, daß er sich mit der seinen ganz zurückziehen müsse, zumal die Krankheit, wie sie Piet gehabt, so eigenthümlicher Art gewesen sei, wie ihm Aehnliches in seiner langen Praxis in Frankreich noch nicht vorgekommen sei.

„Eins aber sag' ich Dir, Elsje," sprach in einer vertraulichen Stunde Piet, wenn ich leben und genesen soll, muß ich aus diesem abscheulichen, wälschen Lande; muß wieder niederländische Luft athmen."

Elsje seufzte tief. „Wirst Du denn heimkehren dürfen?" fragte sie.

„So hab' ich mich auch gefragt," sagte darauf Piet, „aber Deine und Mevrouw's Freiheit reden ja dafür. Haben sie Euch frei gegeben, warum sollten sie mich strafen, warum allein mich verfolgen?"

Herr de Groot hörte im Nebenzimmer diese Worte. Er trat zu ihnen heraus.

„Piet," sagte er, „sei geduldig noch eine kleine Zeit. Ich selbst hoffe in's Vaterland zurückzukehren, denn mir geht's wie Dir, hier gefällt mir's nicht!"

Zu dieser Aeußerung hatte er zureichenden Grund. Er hätte dem mächtigen Richelieu nicht genug geschmeichelt, nicht genug sich gebeugt vor dem stolzen Manne, dessen Launen Frankreich zitternd sich fügte, der König war, ohne es doch zu sein, weil er den König am Gängelbande leitete und nur sein Wille, nicht der des Königs, geschah.

Der mächtige Minister bereitete de Groot manche Kränkung; entfremdete ihn dem Könige und entzog ihm selbst den Gehalt von 3000 Livres. Hugo de Groot fühlte sich tief gekränkt, und würde augenblicklich Paris und Frankreich verlassen haben, hätte er nicht gehofft, der edle, ihm wohlwollende Prinz Friedrich Heinrich von Oranien bewirke seine Zurückberufung in's Vaterland. Diese erfolgte zwar nicht, aber ein Brief voll Wohlwollen und Hochachtung, den ihm der Prinz in dieser Zeit schrieb, bewog ihn zu einem raschen Entschlusse.

Er verließ plötzlich Paris und Frankreich, und betrat mit sichern Hoffnungen den Boden des Vaterlandes wieder. Nach Gorkum drängte Mevrouw Maria. Dort wollte sie ihm das Stübchen zeigen, wo sie getrauert, wo der Plan gereift war, der seine Befreiung erzielte, und — dort wollte sie die Menschen belohnen, die ihr so treu und wacker zur Seite gestanden und ihr so große Opfer gebracht hatten.

Unaussprechlich war die Freude im Hause van Houwening's, groß die Theilnahme in Gorkum und die Liebe und Ehrerbietung, welche man dem großen Manne bewies. Piet war völlig genesen, ehe er Frankreich verließ. Des Doctors Wort war bewährt worden. Dennoch war er traurig, als er am Abend Gorkum erreichte und wußte, daß er das treue Mutterherz nicht mehr fände. Er wollte noch am Abend in sein Haus eilen; allein das wußte Herr de Groot zu verhindern, und am Morgen begleiteten sie ihn alle.

Betroffen stand er da, als er das neue, schöne Haus sah, das doch unter der herrlichen Linde stand; noch betroffener machte

ihn der Garten mit dem Treibhause; das neu eingehegte Feld, das noch eine weitere Ausdehnung hatte, als es jemals Eigenthum seines Vaters gewesen war.

„Was ist hier geschehen?“ rief er ganz erschrocken aus. „Ist das Alles confiscirt, versteigert worden und in fremde Hände gelangt?“

Da reichte ihm Elsje die Schenkungsurkunde. Er las sie durch und dann stand er da und sah bald Herrn, bald Mevrouw de Groot an. — Er wollte reden — aber er konnte nicht. Die Lippe bebte, und endlich trat ihm eine Thräne in das Auge, die den Bann löste.

„Ach,“ sagte er, „gnädiger Herr —“

„Piet,“ rief de Groot, „danke mir nicht, sonst beschämst Du mich. Ich bin und bleibe Dir und Elsje zu ewigem Danke verpflichtet. Freiheit, Heimath — Alles, was dem Herzen theuer ist, habt Ihr mir zum Opfer gebracht: das läßt sich nicht belohnen, nicht vergelten. Nimm das als Beweis unserer nie erlöschenden Liebe und Dankbarkeit; aber Vater van Houwening,“ wandte er sich an diesen, „laßt uns in den wenigen Tagen, die wir hier weilen, ein frohes Fest feiern, die Hochzeit Piet's und Elsje's!“

„In Gottes Namen!“ sprach der Gärtner.

Da war die Freude voll und alle gingen in das schöne, neue Haus, das einfach und bescheiden, wie es zu Elsje's Sinn paßte, eingerichtet war, so daß sie es morgen schon beziehen konnten.

Das Alles hatte im Auftrage der Frau de Groot der alte Gärtner besorgt.

Hand in Hand durchstreifte das glückliche Paar Haus, Garten und Feld. Ihre Freude, ihr Glück hatte kein Maß, und dennoch sagte Piet, die Hand auf das Herz legend: „Hätte das doch meine liebe Mutter noch erlebt!“

Elsje blickte ihn liebevoll an und sagte: „Lieber Piet, sie sieht vom Himmel auf uns nieder und freuet sich unseres Glückes!"

Piet drückte innig ihre Hand, und blickte hinauf in das reine Blau des frühlinglichen Himmels lange Zeit und mit einem Gefühle, dessen Ausdruck sein Antlitz verklärte.

„Es ist Gottes Wille so gewesen, daß ich sie nicht wieder finden sollte," sagte er dann. „Ich will mich in Demuth beugen; aber in unserer Liebe wird sie bleiben, nicht wahr, Elsje?"

„Und wir in der ihrigen," sagte das Mädchen, „und das ist ein Band, das Himmel und Erde verbindet!"

Dieser Ton einer geläuterten Liebe, eines lebendigen Glaubens und eines heiligen Ernstes war auch über die Hochzeitsfeier ausgegossen, die sie in der Stille begangen, bei der, außer dem Ehepaare de Groot, nur die Frau Daatselaar und ihr Bruder, der Maurer, anwesend waren, denn Baas Daatselaar hatte eine Abhaltung. — Freilich — es war die Scham über seine Muthlosigkeit und Unfähigkeit, ein Opfer der Treue zu bringen, was ihn aus dem Kreise bannte, der sich um das glückliche Paar schloß.

Hugo de Groot und seine Gattin begaben sich nach dem Haag; aber ihre Ankunft war das Zeichen für die feindliche Partei, sich mit aller Macht gegen den verhaßten Remonstranten zu erheben, dessen Ansehen, dessen Gelehrsamkeit man fürchtete. Der Prinz vermochte nicht zu hintertreiben, daß der Urtheilsspruch einer ewigen Verbannung aus dem Vaterlande den vielgeprüften, edlen Mann traf: Mevrouw Maria theilte sein Loos. Als sie sich nach Hamburg begaben, weilten sie noch einmal einige Stunden bei Elsje und Piet, und verließen, von ihren Segenswünschen begleitet, das theure Heimathland. Beide Familien blieben in einer stäten Verbindung, und manches Zeichen dauernder Liebe empfingen Elsje und Piet von Schweden aus, wohin de Groot sich begab. Wie groß auch die Ehre und das Ansehen war, welches er in Stockholm empfing, so überwog dennoch die Liebe zum Vaterlande,

als bessere Gesinnung ihm dort entgegen kam. Aber er sollte Holland nicht wiedersehen. Er wurde auf der Heimreise, als ihn ein Sturm nach Pommern verschlagen hatte, in Rostock krank und starb dort. Und sein treues Weib kehrte heim in's Land der Väter, aber allein. — In dem Gartenhause unter der Linde bei Gorkum weilte sie oft und lange Zeit und freute sich des Glückes zweier Menschen, deren Liebe und Treue die schwerste Probe bestanden hatte. Um Piet und Elsje blühte ein lieblicher Kinderkreis, und als Elsje's Vater auch das Zeitliche gesegnet hatte und ihre Schwestern glückliche Frauen braver Männer geworden waren, zog die Mutter zu ihr in das Haus unter der Linde, und Jan übernahm die Gärtnerei des Vaters. Claas hatte sich bei dem kinderlosen Cornelius van Breigem so beliebt gemacht, daß er ihm das Schiff het Lammetje vermachte. Niels und der jüngste Bruder wurden wackere Schiffszimmerleute, und es zeigte sich hier, wie überall, daß das Wort eine unzerstörbare Wahrheit ist: „Der Segen frommer Eltern bauet den Kindern Häuser." Wo aber der Name Maria de Groot genannt wurde, und heute noch wird, da nennt man auch den: Elsje's van Houwening und Piet's van Halver, und Niederland weiß die Treue zu schätzen.

Familienzüge.

Eine Geschichte.

1.

Es ist etwas jedermänniglich Bekanntes, daß die Gesichtszüge der Eltern, wenn auch noch so sehr die Züge der Kinder unter einander verschieden sind, sich in Allen wiederspiegeln oder daß ein irgend scharfes Auge schnell das Allen Gemeinsame herausfindet und sie als Geschwister und Kinder ihrer Eltern wiedererkennet.

Aus meinen Lebensfahrten taucht mir eine Erinnerung auf, die eben an diese Erfahrungsthatsachen sich anschließt. Ich will sie hier erzählen.

Als gegen den Schluß des Jahres 1813 Blücher zu Höchst am Main in dem stattlichen Hause des Frankfurter Schnupftabaksfabrikanten Bolongaro saß und seine Pläne mit Gneisenau berieth, wurde der Rheinübergang bei Caub in der Neujahrsnacht 1814 beschlossen. Das war sicher ein Geheimniß des Feldherrn und seiner Beiräthe und die hielten auch sicherlich reinen Mund, dennoch brachten Napoleon's Spione, unter denen der berühmte oder berüchtigte Elsasser Schulmeister der Schlaueste und Pfiffigste war, Alles heraus und die Franzosen, welche auf dem linken Rheinufer in den Quartieren lagen, wußten es so sicher, als daß zweimal zwei vier ist.

Nicht fern von der Stelle, wo in der gedachten Neujahrsnacht die Brücke über den Rhein geschlagen wurde, zieht sich auf dem linken Ufer des Rheines ein ziemlich enges Thal hinein,

welches etwa eine Stunde vom Flußufer so hoch angestiegen ist, daß es in das Hunsrücker Hochland auslauft. Zwei Dörfer liegen in diesem engen, aber schönen Thale, tief in den Bergen versteckt.

Weinbau ist ihr hauptsächlichster Nahrungszweig, und die Berge sind von der schmalen Thalsohle bis zum Gipfel auf der Südseite mit Reben bepflanzt. Die entgegengesetzte Seite des gegenüber liegenden Berges ist mit Frucht- und Gemüsefeldern und Obstbäumen bedeckt, unter denen der schöne, dem Feldbau aber wenig förderliche Nußbaum eine Hauptstelle einnimmt, und durch seine stattliche Gestalt und dunkles Grün den Reiz der Landschaft erhöht.

In einem dieser Dörfer lebte eine Familie, man wußte nicht recht, von was. Sie stammte von einem ehemals pfälzischen Beamten ab, war aber herunter gekommen und hatte jetzt einige Morgen, freilich ausgezeichneter, Weinberge, einige Morgen Ackerland oben auf der Fläche des Gebirges, und vielleicht auch einige Morgen jener mit Obstbäumen bepflanzter Bergfelder, die freilich wohl in recht gutem Baue erhalten wurden. Was war aber das unter so Viele? fragten Manche. Der Vater hatte kein Amt, das ihm etwas Sicheres einbrachte und es waren fünf Kinder zu ernähren, zu kleiden, zu erziehen. Dann und wann verkaufte und besorgte er wohl ein Dutzend Fuder Wein für auswärtige Kaufleute, was ihm etwas abwarf, aber das war zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig. Wie gesagt, Mancher schüttelte den Kopf, wenn er erwog, wie sich die Leute durchschlügen, begriff es aber nicht.

Wer freilich einen tieferen Blick in das Hauswesen und Familienleben thun konnte, der faßte es doch leichter auf; denn er blickte da in eine musterhaft geregelte Haushaltung; er erkannte da ein so durchaus einfaches, demüthiges, anspruchloses Leben, wie es kaum der Bauer im Dorfe führte; er sah ein Ineinandergreifen des einfachsten Räderwerkes der Familie; eine ununter-

brochene Thätigkeit, daß er vor der vortrefflichen Frau und dem anspruchlosen Manne einen gehörigen Respect bekam; und wenn er erst erkannte, wie da in Allem und in Allen nur die reichste gegenseitige Liebe waltete, wie Eins im Glücke des Andern das seine fand; wie Jedes so gerne entbehrte, um Allen zu dienen — der gewann noch mehr, als Respect, der lernte diese Familie lieben.

Wie gesagt, zuzusetzen hatten sie Nichts. Das Jahr 1813 war zwar fruchtbar gewesen und an Lebensmitteln gebrach es nicht für Menschen und Thiere, aber der Wein, die einzige Geldquelle, war mißrathen, war ein Sauermus, den kaum ein ehrlich Christengemüth trinken konnte, Handelsartikel war er vollends nicht.

Nach der Schlacht bei Hanau hatte man von Mainz aus das linke Rheinufer besetzen lassen; aber was war das für eine Besatzung? Gott erbarme sich! Halbverhungerte, an Kleidern und Leinwand und Schuhen völlig aufgerissene, das Lazarethfieber in den Gliedern tragende Menschen ohne Halt, Muth und Zuversicht. Das war die Besatzung, die das linke Rheinufer gegen Blücher's begeistertes Heer vertheidigen sollte! —

In dem Dorfe, von dem ich rede, lagen fünf und fünfzig Mann. Darunter waren dreierlei Husaren, Lanciers, Dragoner — ohne Pferde; Artilleristen ohne Artillerie; Jäger, Liniensoldaten, Trainsoldaten, in Summa, es waren außer der alten und jungen Garde, fast alle Waffengattungen der französischen Armee vertreten. Nach ihrer dienstlichen Stellung sah's noch bunter aus. Dreizehn Offiziere, meist Lieutenants, einem alten, schnurrbärtigen Hauptmann untergeben; acht Trompeter, drei Trommler, eine Menge Fouriere, Corporäle — kurz, es war ein Sammelsurium der wunderbarsten Art. Bald aber hätte ich eine Gattung vergessen.

Napoleon errichtete 1812 eine sogenannte Ehrengarde. Die hatten ganz besondere Bestimmung, doch lief sie am Ende darauf hinaus, sich gemüthlich todtschießen zu lassen, wie die Andern auch.

Diese Ehrengarde hatte, weil sie aus den Reichsten des Landes bestand, die Ehre und das große Vorrecht, sich selbst auszurüsten mit Kleidung, Waffen und Pferden. Diese Ehre war sehr lockend, denn blitzschnell stand die scharlachroth gekleidete Ehrengarde auf den Beinen, oder vielmehr, sie saß im Sattel. Ohne Zweifel ein patenter Patriotismus; aber wer hinter die Coulissen blickte und das entschiedene: Entweder — Oder kannte, der kam von dieser Ansicht, die ohnehin keine Wurzel hatte, schnell zurück und sagte mit dem Hunsrücker: „Muß ist ein schwer Gemüse!“ Um von dieser Abschweifung wieder einzulenken, als die buntscheckige Schaar Rheinufervertheidiger in das Dorf einrückte, war auch so ein hochrother Ehrengardist dabei, der, seit sein Pferd gefallen war, wie die anderen Reiter zu Schusters Rappen seine Zuflucht genommen und in dem losen Boden watete, wie sie.

Es war ein bleicher Jüngling, fein und zierlich anzusehen, dem das Gehen gar nicht gut zu Gesichte stand, denn er trug des Lazarethfiebers schauerlichen Keim in seinen jungen Gliedern und war vornehmer Leute Kind, konnte das Kammisbrod nicht recht verdauen und Manches, was drum und dran hing; sah säuerlich und kummervoll drein und war er ein Belgier von Heimath und eines reichen Fabrikanten Sohn von Geburt.

Als die Leute einquartirt wurden, kam der bleiche Ehrengardist zu der Familie in's Quartier, von der ich vorher geredet habe und deren Namen ich nun nennen muß. Sie hieß Sturm.

Als er sich dem Hause näherte, stand Herr Sturm und seine treffliche Frau am Fenster, um zu sehen, was für ein französisches Glück ihnen von dem Syndic, wie damals die Ortsvorsteher titulirt wurden, zugedacht worden sei.

„Du lieber Gott,“ sagte Sturm zu seiner Frau, „auch so ein vornehm Mutterkind, das freiwillig Ehrengardist werden mußte! Der hat gewiß den Kosaken nicht viel Leids gethan!“

„Wenn er überhaupt Pulver gerochen hat?" sagte mitleidig die gute Frau.

„Jedenfalls hat er sein Pferd verloren, das ihm vielleicht unter dem Leibe ist todtgeschossen worden," versetzte Sturm.

„Oder es ist ihm auf der Flucht gestürzt und hat von den Kosaken eine andere Bestimmung erhalten?" meinte die Frau — „denn ich glaube, das Heldenthum der Ehrengarde war nicht weit her? Aber sieh' mal, lieber Mann, wie er schrankelt! Dem wird unser Kaffee wohl thun. Lieber Gott, was für ein Milchsüppchen!"

Damit klopfte es bescheiden und nichts weniger als heldenkühn an der Stubenthür und der Ehrengardist trat herein. Ein Soldat brachte seinen rothen Mantelsack, der unmittelbar hinter der Truppe, wie alle Tornister ꝛc. hergefahren worden war. Die beiden Ehegatten nahmen den jungen Mann um seiner selbst willen freundlich auf.

Es war naßkalt draußen, es stritt Regen und Schnee um die Herrschaft und der Sturm tobte, und er fror sehr, der arme Ehrengardist.

Ein weicher, alter Großvatersessel wurde zum Ofen gerückt, der Kaffeetisch daneben bereitet, denn es war so um die dritte Nachmittagsstunde, wo man am Rheine Kaffee zu trinken pflegt, und Ofenwärme und Kaffeewärme und noch Etwas, das eigentlich in der Luft des Hauses lag, und was man mit dem vielsagenden Worte: „Gemüthlichkeit" bezeichnet, bewirkten, daß mit dem Behagen des Ehrengardisten Herz aufthaute.

„Ich bin hier bei biedern Deutschen," sagte er und es klangen die Worte sehr wehmüthig — „und fühle mich seit langer Zeit zum ersten Male wohl! Dank, herzlicher Dank sei Ihnen gesagt!"

„Ein Deutscher?" fragte erstaunt Sturm.

„Verzeihen Sie," entgegnete der junge Mann, „ich bin Belgier,

aber in Deutschland erzogen und habe lange genug darin gelebt, um das uns Vlämingen stammverwandte Volk lieben zu lernen."

„Wenn's keine Flausen sind?" dachte Sturm und schwieg.

„Ach, verkennen Sie mich nicht," bat der Ehrengardist, der etwas von dem errathen zu haben schien, was Sturm gedacht. „Ich weiß recht gut, warum Sie mißtrauisch sind. Die Schule der Erfahrung bringt auch das leider mit sich: aber ich weiß auch, wie es hier zu Lande in den Herzen aussieht, und sage Ihnen einfach, daß es in dem meinen ebenso steht. Es ist Zeit, daß wir offen reden. Die Stunde der Erlösung von der Zuchtruthe ist da. Bis zu Neujahr wird Alles anders — oder glauben Sie, er könne und werde das linke Rheinufer vertheidigen? Sehen Sie uns an, wie wir einzogen, so sieht es um die Armee aus, die über den Rhein floh, trotz der lügenhaften Bülletins!"

„Halten Sie ein, junger Mann!" rief Sturm. „Hier könnten die Wände Ohren haben. Wir leben in Verhältnissen, welche die Zunge binden und das Herz verschließen."

„Und wenn sie Ohren hätten?" fuhr der Ehrengardist fort. „Glauben Sie denn, diese Sprache würde nicht von Allen geführt, die er verrathen hat? Meinen Sie, ich allein rede so? Hören Sie alle die, welche mit mir hier einzogen, sie haben nur Eine Stimme, die des Fluches für Napoleon, der uns verrieth in Mainz, wie er es in Rußland gethan!"

Sturm, der gar wohl wußte, wie man in diesem Lande die Zunge hatte wahren müssen, wo überall wälsche Ohren horchten, erschrack ordentlich über des Jünglings kecke Rede; aber der ließ sich nicht zurückhalten und machte einmal seinem Herzen Luft. Seine Gesinnung fand aber in Sturm's Herzen einen so starken Widerhall, daß dieser endlich auch von der Leber weg redete und Beide sich so die Herzen leicht machten. Dadurch war denn der Weg gebahnt zum treuherzigen Aneinanderschließen. Dazu half aber auch

noch des Ehrengardisten Kinderliebe. Schnell hing diese fröhliche Zunft an dem Rothen, wie sie ihn nannten, der unerschöpflich war im Necken, Spielen und Herumtummeln. Kurz, es war bald zwischen der Familie Sturm's und dem Ehrengardisten ein so trauliches Verhältniß, als ob sie Jahrelang zusammen gelebt hätten. Ueberdies that es der reiche junge Mann durchaus anders nicht, als daß er Kostgeld zahlte. Er mochte Scharfblick genug gehabt haben, der Familie Lage zu durchschauen, und um nicht Bürde zu sein, gab er lieber das, was ihm kein Opfer war. So verstrich der November in stets innigerem Aneinanderschließen und Krepmans, wie der Ehrengardist hieß, fühlte sich so wohl, als wäre er im Kreise der Seinen, mit denen er häufig Briefe wechselte. Dennoch war er stets unwohl und brachte manche Tage im Bette zu. Seine Natur war stärker als er aussah; aber als der December endlich eisig kalt hereinbrach, trat plötzlich die langgetragene Krankheit entschieden hervor. Es war das Nervenfieber, daran ließ sich nicht zweifeln, diese damals mörderisch herrschende Krankheit. Sturm's pflegten ihn mit hingebender Liebe und Treue.

Da überall kein Militärarzt war, so ließ Sturm den Arzt des nächsten Städtchens holen, der wohl auch ihn und seine Familie in kranken Tagen behandelt hatte. Er war ein alter, erfahrener, besorgter Mann, der die Krankheit des jungen Mannes sehr ernst ansah. Er traute ihm kaum die Kraft zu, sie zu überwinden. Diese Nachricht traf die Familie Sturm sehr hart, eines Theils, weil sie einen warmen Antheil an dem jungen Krepmans nahm, anderen Theils, weil sie es tief empfanden, wie schwer es ihm und den Seinen werden mußte, wenn er hier sterben sollte, und endlich, weil die Kriegsereignisse mit jedem Tage ihrer Entscheidung näher rückten; denn bereits zeigten sich Kosaken am Nassauischen Ufer des Rheines, auch wohl Preußen, und man munkelte hier und da, Blücher habe eine Proclamation an die Bewohner des linken Rheinufers ergehen lassen, die man hier und da gelesen haben

wollte. Zuletzt, und das ließ sich bei aller Liebe und christlichen Hingabe und Barmherzigkeit nicht läugnen, hatte es denn doch viel Schweres, einen Wildfremden an einer ebenso ansteckenden, als verheerenden Krankheit in Winterstagen pflegen zu müssen, mit der Aussicht, daß er dieser Krankheit erliegen werde. Es lag ein schweres Leid auf Sturm's Hause, das sah man jedem Gliede desselben an. Und die Krankheit des Armen stieg mit jedem Tage. Er redete irre. Schauerbilder des Krieges waren es bald, die seine wirren Gedanken beschäftigten, bald wieder solche eines glücklichen Familienlebens in der Heimath, aus denen das sehnsüchtige Verlangen nach Vater und Mutter sich unschwer erkennen ließ.

Der Arzt that seine Pflicht und die liebevollste Pflege das ihre in unermüdlicher Treue. Erst am ein und zwanzigsten Tage trat die Entscheidung ein. Der Arzt blieb die ganze Nacht am Krankenbette und erst gegen Morgen sagte er freudig: „Gottlob, er hat's überwunden und wird nun, wenn nicht ein Rückfall kommt, genesen!“ Das war eine Freudenbotschaft für Sturms! Aber Krepmans war so unendlich schwach, daß er kaum irgend ein Zeichen der Theilnahme geben konnte. Der Arzt gab die allerbestimmtesten Verordnungen und kehrte dann heim.

Mittlerweile hatte sich Vieles geändert im Zustande der öffentlichen Verhältnisse. Die Franzosen verkehrten viel heimlich mit einander. Es war eine gewisse Unruhe bei ihnen zu bemerken. Sie machten den Bewohnern des Landes unendlich bange vor den Deutschen, besonders aber vor den Russen, und allermeist vor den Kosaken, die ihnen als die Gräuel aller Gräuel erschienen. Sie warnten, man möge den Vorspiegelungen nicht trauen, welche von Blücher verbreitet würden; das seien eitel Spiegelfechtereien, denn man würde das linke Rheinufer als Feindesland betrachten und behandeln, und dergleichen mehr. Da konnte es nicht fehlen, daß

die Ungewißheit die Furcht gebar, und diese mit jedem Tage stieg, je näher der Schluß des Jahres heranrückte.

Es war am Tage vor dem heiligen Christfeste, das dieses Mal für die unglücklichen Landeseinwohner, die sich als Franzosen sollten behandelt sehen und doch von ganzer Seele ihre Dränger haßten und ächt deutsch, wie nach ihrer Abkunft, so nach ihrer innersten Gesinnung waren, leider kein Freudenfest war, als der schnurrbärtige Hauptmann in Sturm's Stube trat, der am Ofen saß und leise schlief, weil er die Nacht bei Krepmans gewacht hatte.

„Wie steht es um den Kranken?“ fragte er theilnehmend nach kurzem Gruße.

Sturm theilte ihm mit, was der Arzt gesagt, und was er selbst von der Krankheit wußte, besonders die ungeheure Schwäche des Leidenden.

„Das ist sehr schlimm,“ fuhr der Capitän fort, „und mir wegen des Kranken und Ihrer selbst, der Sie an ihm so schön handelten, sehr leid, denn im Vertrauen sage ich Ihnen, wir haben Ordre, uns gegen das Innere Frankreichs zurückzuziehen. Bei Saarbrücken wird sich, ohne Zweifel, die Armee sammeln, und der Krieg erst recht seinen Anfang nehmen. Krepmans muß hier bleiben. Helfe ihm und Ihnen der Himmel, wenn der Feind über den Rhein kommt! Verbergen Sie ihn gut, wenn sie nicht als Verräther wollen behandelt werden! — Adieu!“

Damit ging der Capitän und ließ Sturm in einer Lage zurück, die wahrlich nicht beneidenswerth war. Und er mußte, wollte er nicht auch sein theures Weib unglücklich machen, in die eigene Brust verschließen, was er wußte, und was ihn so sehr zu Boden drückte. — „Hilf Herr!“ seufzte er.

Es war so, wie der Capitän gesagt. Am Tage nach dem heiligen Weihnachtsfeste zogen alle Franzosen in der Stille des

Frühmorgens ab. Krepmans ahnte davon nichts und durfte auch nichts davon ahnen.

Das Stübchen, worin er lag, hatte einen Ausgang nach der Flur des zweiten Geschosses und einen in eine Stube, die nebenan lag und die selbst mit der Flur wieder verbunden war. Sturm ließ vor die auf die Flur mündende Thüre Krepmans einen Schrank stellen, der sie völlig verbarg, um sie den Blicken zu entziehen und sagte nun erst, als er's nicht mehr verschweigen konnte, seiner Frau, wie es stand. Sie erschrack auf den Tod; aber wie das weibliche Gemüth stärker ist im Glauben, als das männliche überhaupt, so gewann auch sie bald wieder die Ruhe eines gläubigen Herzens im Gebete, und sagte zu ihrem Gatten: „Wir haben an dem Fremdling gehandelt, wie uns der Heiland in dem Gleichnisse von dem Samariter lehrt: er wird uns auch nicht verlassen!“ Und in dieser frommen Ueberzeugung kämpfte sich ihre Seele frei von den lastenden Fesseln der Furcht und wurde freudig, ihre Pflicht an dem sehr langsam in seiner Genesung fortschreitenden Krepmans zu üben, so treu als jemals, ja sie hob des Gatten gesunkenen Muth wieder, den Ereignissen ruhig entgegen zu sehen, wie drohend sie ihnen auch geschildert worden waren.

2.

Die Tage bis zum 31. December 1813 schlichen den Bewohnern des linken Rheinufers unter dem traurigen Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung hin. Die väterlichen Worte Blücher's, des alten, greisen Helden, dessen Ruhm in jedem Munde war, den man als Hort und Trost ansah, scheuchten mehr und mehr die Furcht vor der Verwüstung des Landes, vor Mord und Plünderung, wie es die Franzosen, denen das Gewissen freilich sagte, ihr Land verdiene kaum ein anderes Vergeltungsrecht, voraus gesagt hatten.

Dennoch verhehlte man sich nicht, daß es Opfer kosten würde; aber wenn gleich, opferbereit war das Volk und froh, wenn nur einmal die verhaßten Dränger aus dem Lande getrieben waren und der frische Ast des deutschen Baumes wieder Lebenssäfte aus dem Marke und den Wurzeln des Vaterlandes ziehen konnte, wenn ein urdeutscher Stamm sich mit seinem treuen, fröhlichen Herzen wieder an die Mutterbrust des Vaterlandes legen und lehnen und nicht länger das wälsche, fremde Volk als seine es ausbeutenden Beherrscher betrachten durfte. Heimlich drückte man sich die Hände und das: Bald! bald! drückte aus, was man hoffte und ersehnte. Die unverkennbarsten Anzeigen des nahen Ueberganges bei Caub waren kaum mehr zu bezweifeln.

Wer oben auf den Höhen der Berge stand, konnte drüben, bei dem Dorfe Weisel, gar ahnungsvolles Blinken der Waffen im Sonnenstrahle sehen; er konnte ein dumpfes Rollen hören, wenn der Ostwind es herüber trug, und auch dann und wann erschienen einzelne Trupps, welche die Rheinufer scharf mit Fernröhren belugten, am Rande der Berge.

Aber da war keine Wehr noch Anstalt zu bemerken, die den muthmaßlichen Rheinübergang hätte wehren wollen oder können. Hin und wieder standen in den Uferstädtchen noch ein paar Hundert Soldaten, denen es aber so kriegerisch zu Muthe war, daß sie die Flügel bis zur Erde hangen ließen und scheu um sich blickten, harrend der Botschaft, daß sie links kehrt machen sollten. Das thaten sie denn auch vor dem verhängnißvollen Augenblicke und es scheint, als wäre die Verwirrung so groß gewesen, daß man sie — vergessen hätte, wenn sie sich nicht selbst retteten.

Und als die zwölfte Stunde schlug und das Jahr schied, da sandte Blücher seine wackeren Lützower in Kähnen herüber, seine Schlesier folgten und am Morgen des neuen Jahres stand die Brücke an der Pfalz und Regimenter auf Regimenter rückten herüber; die Kanonen rollten drüber hin, daß sie sich beugte, und

in der Nacht dieses ersten Tages einer neuen Zeit für das schöne Rheinland hörten Sturm's das dumpfe Hummern der Kanonen auf der harten Erde, welches die stille Nacht bis in das tiefe Thal dröhnen ließ, über dem, schier eine Stunde breit, die alte Pfälzer Landstraße dem Blücher'schen Heere den Weg in das Herz des Hunsrücker Hochlandes eröffnete.

In das Thal war noch kein deutscher Kämpfer gedrungen. Erst gegen Mittag erschienen, vom Volke froh begrüßt und freudig bewirthet, schlesische freiwillige Jäger, welche das Land auskundschaften mußten, ob nicht irgendwo ein vergessenes Häuflein Franzosen stecke; aber Niemand im Dorfe dachte so treulos, zu sagen: dort in dem freundlichen Hause Sturm's liegt ein Kranker, der des Napoleon's Uniform trug!

Sie wußten Alle, daß der arme Ehrengardist so ungerne sie getragen, wie ihre eigenen Söhne und Brüder, und daß er deutschen Stammes sei. So blieb er ruhig in seinem Verstecke und die Herzen seiner treuen Pfleger schlugen ruhiger, als diese erste Gefahr vorüber gegangen war. —

Der zweite Januar kam. Man hörte, daß immer neue Massen über das Gebirge zögen; daß Blücher schon vorüber sei; daß jetzt die Russen über die Brücke zögen, und Niemand im Thale ahnete, was ihnen bevor stand, ehe sich der Tag neigen sollte.

Der russische General Emanuel, eben der, welcher später am Kaukasus commandirte und — irre ich nicht — dort seinen Tod fand, war mit seiner Reiterdivision über die Brücke am Mittage dieses Tages gegangen und hatte den Befehl über Bingen gegen Kreuznach hin vorzurücken.

Auf der Uferstraße war er vorübergegangen, während unten bei Bacharach immer neue Heerestheile nachschoben, als plötzlich — es ist nie recht klar geworden, ob er Gegenbefehl erhielt, oder, ob die Nachricht kam, bei Bingen hätten sich Franzosen verschanzt —

Beides sagte man — kurz, plötzlich machte das Reitercorps Halt und kehrte zurück. Allerdings hatten, da alle Möglichkeit fehlte, Reiter zu verwenden, auf dem schmalen Ufer, wo nur die Straße — links der Rhein, rechts wilde Felsen — war — die Russen keine andere Wahl.

Aber wohin nun? Da drunten stopfte es sich schier von Massen, die über die Brücke gingen und dem Heere Blücher's folgten, das bereits weit hinaus war über die Hochebene des Hunsrückens, weit über das Quellengebiet der Nahe. Es blieb nichts übrig, als in die schmalen, offenen Thäler sich zu ziehen, die sich hier öffneten, und sich Unterkunft und Lebensmittel zu suchen.

Sturm stand bei Krepmans am Bette und reichte ihm stärkende Medicin, als Trompetengeschmetter ihr Ohr traf.

„Das sind Russen!" rief Krepmans, und sank in seine Kissen zurück. Sturm schloß schnell die Thüre in's Nebenstübchen ab und eilte an's Fenster, das in den Hof ging, um zu sehen, was es gäbe.

Welch' ein Anblick bot sich ihm dar!

Unablässig, wie ein nie versiegender Strom, ergossen sich russische Dragonermassen in das kleine Dorf. Bald stopfte es sich in der schmalen Gasse, deren das Dorf nur diese Eine hatte, die sich lang durch's Thal hinzog, und dann gab es wieder eine vorwärtsdrängende Bewegung, und neue Massen folgten.

Jetzt — Sturm erbebte — ritt ein stattlicher General mit einem endlosen Gefolge von Offizieren gegen sein Haus, hielt an und stieg ab.

Sturm stürzte eiligst ihm entgegen. Auf der Stiege zum oberen Stockwerke begegnete er ihm schon.

„Ich nehme mein Quartier bei Ihnen," sagte er deutsch. „Zeigen Sie mir die Zimmer!"

Sturm hatte zum Reden keine Zeit. Er öffnete die Thüren und der General nahm sogleich vom größten Zimmer Besitz, in die andern ergoß sich der Strom der Offiziere.

„Hier ist ja noch ein Gemach?“ sagte ein Liefländer barsch und trotzig. „Warum öffnen Sie es nicht?“ —

„Es liegt ein Nervenfieberkranker neben dran!“ versetzte Sturm, „der dem Tode nahe ist!“

„Huh!“ rief der stolze Liefländer. „Nach dieser Nachbarschaft bin ich nicht lüstern!“ Er wandte sich zu den Andern und sagte ihnen russisch, was Sturm ihm bemerkt hatte.

Alle wendeten sich ab von dem Gemache.

„Unten sind ja Räume?“ sprach der Liefländer.

„Nun, wo soll ich denn mit meiner Familie wohnen?“ fragte Sturm, den das herrische Wesen des Liefländers ärgerte.

„Es sind Kriegszeiten,“ sagte dieser. „Da macht man aus der Noth eine Tugend. Sehen Sie, wo Sie unterkommen.“

Eben kam bleich und ängstlich Frau Sturm mit den Kindern die Treppe herauf. Ihre Thränen flossen reichlich. „Man verdrängt uns überall!“ sagte sie trostlos zu ihrem Gatten.

„Da der Kranke zu ihrer Familie gehört,“ lachte der Liefländer, „so werden Sie keine Scheu haben. Gehen Sie dort in das Zimmer.“

Es blieb auch nichts Anderes übrig, und sie waren froh, einen warmen Raum zu finden.

Aber wie es in dem Hause zuging, läßt sich nicht sagen. Jeder machte es sich bequem. Offiziere, Bedienten, Soldaten, Jeder wirthschaftete nach Belieben. Die Hausbesitzer durften sich nicht regen. Am Aergsten trieb es der Koch, der die Küche besetzt hielt. Alles, was er fand, nahm er in Beschlag. Sturm mußte die Schlüssel zu allen Vorräthen hergeben, und somit war das Hausregiment in des Koches Macht und Gewalt. Wachen standen überall. Wie es hier zuging, so und noch schlimmer war es im Dorfe. Die Einwohner flohen und die Soldaten waren Herr. Vieh wurde nach Belieben geschlachtet, und überall, im Freien, wie in den Häusern, loderten ungeheure Feuer. Kessel wurden an Stangen

über dem Feuer befestigt und bald brodelte und kochte überall das, was man gefunden hatte. Allein das reichte nicht für Alle. War ein Kessel geleert, so kochte eine andere Abtheilung.

Erst nach Mitternacht gab es einige Ruhe und auf Sturm's Flehen gab der Koch die Reste der Mahlzeit des Generals und der Offiziere, die er und seine Gehülfen nicht brauchten, zur Sättigung für ihn und seine Familie her.

Es war eine grauenvolle Nacht, die im Andenken Derer, die sie durchzukämpfen hatten, bleiben wird; eine Nacht der Angst und Sorge, wenn man die Feuer sah, welche an den Giebeln der Häuser hinausloderten. Man meinte, jede Minute werde man das Haus in Brand stecken sehen; dennoch war die Sorge überflüssig; nicht so die andere: „Was wird uns übrig bleiben?“ Bezog sich auch das zunächst auf die Lebensmittel für Menschen und Thiere, so sah man am anderen Morgen doch bald, daß sich diese Frage über Alles erstrecken mußte, was irgend brauchbar und handlich und dabei faßbar war, denn die Soldaten waren im Nehmen dessen, was sie brauchen konnten, nicht blöde.

Als Sturm am Morgen in seinen Keller, als seine Frau in die neben der Küche befindliche Vorrathskammer kam, da schlugen sie die Hände über dem Kopfe zusammen und über der Frau Wangen rannen die hellen Thränen. Die Vorräthe, die für ein Jahr ausreichen sollten, waren in Einer Nacht drauf gegangen, und was nicht drauf gegangen war, das hatten sie mitgenommen. Wär's etwa bei den Lebensmitteln geblieben! Aber die Schränke und Kommoden im unteren Hause waren ziemlich geleert und die russischen Bedientenfinger hatten ihre Kunstfertigkeit in allem Brauchbaren geübt. —

In dem Stübchen vor der Krankenstube Krepmans', dem einzigen, wo sie sich jetzt noch aufhalten konnten, saßen die Glieder der Sturm'schen Familie, die Kinder in vergnüglichem Plaudern über die Soldaten, die sie gesehen, Vater und Mutter bleich und

voll stummen Schmerzes, der bei Frau Sturm in unterdrücktem Weinen sich endlich Luft machen mußte, wenn er nicht die Brust zersprengen sollte.

Krepmans hörte es wohl und es schnitt ihm durch die Seele, weil er die Ursache sich denken konnte; aber sorgfältig verbarg das Ehepaar Alles vor ihm. Er sollte es nicht wissen, aber sie bedachten nicht, daß, als Krepmans bei den Kindern saß, diese Alles erzählten, was sie von den Eltern wußten.

Sturm war sogleich nach der Stadt gegangen und er rechnete es sich für ein großes Glück, daß er, der hier Geld leihen wollte, weil er mußte, von einem Weinmäkler angerufen wurde, ob er nicht den Wein in seinem Keller verkaufen wolle?

Sturm dachte richtig: Noch zwei solcher Nächte und auch er ist fort, und war darum schnell mit ihm einig, und empfing sogleich Geld darauf. Er dankte Gott innig dafür und erkannte darin eine gnadenreiche Fügung.

Es war ein absonderliches Glück, daß ähnliche Stürme über das arme Thal nicht mehr kamen. Zwar erfolgte noch Einquartierung, aber nur vorübergehend, und der jetzt rascher genesende Krepmans galt für den Bruder der Frau oder des Herrn Sturm und Niemand fragte nach seinem Herkommen. Auch waren es Deutsche, die in's Quartier kamen.

Als es endlich Ostern wurde, konnte Krepmans heimkehren zu den Seinen. Er hatte sich mit ganzem Herzen in die Familie Sturm hineingelebt in der langen Zeit, welche er mit ihr gelebt hatte. Die guten, treuen Menschen waren ihm, er ihnen an's Herz gewachsen. Der Abschied war ein schmerzlicher und wie auch dem jungen Krepmans die Hoffnung leuchtete, den lieben Seinigen wiedergegeben zu sein, so wurde ihm doch das Scheiden aus einem Famillenkreise schwer, in welchem er ein gemüthliches Stillleben geführt hatte, wie er kein ähnliches mehr erwarten durfte, und in dem er als Fremdling eine Liebe gefunden, wie sie im Leben selten

gefunden wird. Die gegenseitigen Versicherungen bleibender, dauernder Verbindung wurden ausgetauscht und es hatte den Anschein, als sollte diese Verbindung von beiden Seiten gepflegt werden.

Krepmans hatte wohl durch einzelne Umstände, die er zusammen reimte, das Verhältniß der Familie klar durchschaut und in seinem Herzen hatte sich der Gedanke gebildet, ihr unter die Arme zu greifen in einer Weise, die helfen könne. Ihm, dem einzigen Sohne einer sehr reichen Familie, war das eine leichte Sache.

Sein erster Brief athmete die lebendigste Dankbarkeit. Er war von reichen Geschenken an Stoffen und Geschmeide begleitet, welche die dankbare Mutter sandte.

Das brachte große Freude hervor. In die Stoffe konnten sich die Kinder und Frau Sturm für lange Zeit anständig kleiden. Das Geschmeide aber legte sie nie an. Dafür war der Sinn zu bescheiden — ihre Lage zu gedrückt. Die Eine russische Nacht hatte sie auf Jahre zurückgeworfen. Der Ertrag des damals weggeschleuderten Weines reichte nicht weit aus. Sturm mußte, um bis zur Ernte zu bestehen, Schulden machen. Die Bitten der sanften Frau ließen nicht nach, bis er das kostbare Geschmeide verkaufte, um einen Theil der Schulden damit zu tilgen.

Leider war die Ernte des Jahres 1815 geringe, dann folgten die beiden Mangeljahre 1816 und 1817, durch welche Sturm's in größere Noth und in Schulden geriethen. Dazu kam die nothwendige Ausbildung Ernsts, des ältesten Sohnes, der jetzt gerade in das Alter trat, wo an seine Zukunft gedacht werden mußte. Ihm folgte Carl, der zweite, nur wenige Jahre jüngere Sohn — Umstände, geeignet das Herz der Eltern tief zu beugen, die ohnedem unter dem Drucke der Zeit schwer litten.

Der Briefwechsel mit Krepmans dauerte wohl fort, aber er wurde doch allmälig seltener. Man sah, Zeit und Entfernung wirkten gemeinsam, das Verhältniß lockerer und kälter zu machen, und man konnte es unschwer voraussehen, daß es

endlich sich verlaufen würde, wie es so im Gange der Welt und des Lebens liegt.

Gerade als Ernst auf die Schule gebracht werden sollte, und der Schmerz der Trennung, die Sorge, den Knaben in eine unbekannte Umgebung, in fremde Aufsicht, in unbekannte Lebensverhältnisse hingehen lassen zu müssen, an der Seele und der, wie seine Unterhaltung bestritten werden solle, wie ein nie rastender Wurm nagte, kam eines Tages von unbekannter Hand, ohne eine Zeile weiterer Mittheilung eine bedeutende Summe mit der Post an, eine Summe, die hinreichte, ihre Schulden zu tilgen und selbst die Sorge um des Sohnes Erhaltung auf der Schule zu zerstreuen. Woher sie kam? Man rieth sogleich auf Kreymans, aber sie war in Frankfurt aufgegeben worden und es war Kreymans' Hand und Siegel nicht.

Diese den Armen wie ein Wunder erscheinende Hülfe wirkte unendlich beglückend.

Sie hofften, daß sich die Quelle aufklären würde, jedoch Alles blieb stille und von Kreymans verlautete schon lange nichts mehr. Nichts lüftete den Schleier. Sturm schrieb an Kreymans und sprach sein tiefstes Dankgefühl aus, aber Kreymans lehnte es in einer Weise ab, die am Ende Sturm glauben machen mußte, er wisse wirklich nichts davon.

Und doch war die nach Zeit und Umständen wohl berechnete Gabe sein Werk. — Sturm's war geholfen für lange Zeit. Aber Kreymans ließ nichts mehr von sich hören und das Band zwischen ihm und Sturm's löste sich endlich völlig.

Wie das bei Kreymans kam, läßt sich freilich erklären. Er war sogleich genöthigt, tüchtig in das Fabrikgeschäft einzugreifen, denn seinen Vater traf ein Schlag, der ihn völlig lähmte. Das Geschäft war blühend und ausgedehnt. Es forderte die volle Kraft, die ungetheilte Thätigkeit. So von allen Seiten in Anspruch genommen, trat die Vergangenheit mehr und mehr zurück. Es

blieb ihm keine Zeit, einen Privatbriefwechsel zu unterhalten. Als aber die Jahre 1816 und 1817 kamen mit ihrer Noth und ihrem Elende, da trat das Bild der bedrängten Familie in aller Lebhaftigkeit vor seine Seele, und er konnte es gar nicht los werden. Da nahm er eine bedeutende Summe und ließ sie durch Geschäftsfreunde in Frankfurt ihnen zufließen. Daß sie sie erhalten, daß sie ein rechter Segen für die Hartbedrängten war, entnahm er aus Sturm's Briefe. Er mußte es ablehnen, dazu zwang ihn sein Gefühl. Es beglückte ihn, geholfen zu haben, und das genügte. In dieser Zeit starb sein Vater. Er verheirathete sich. Die ganze Last des Geschäftes lag auf ihm. So kam es, daß er zwar oft an Sturm's Familie dachte, aber zum Schreiben kam er nicht. Verhältnisse und Ereignisse im eigenen Leben und Berufe ließen am Ende die Verbindung in den Hintergrund treten und — wie das Volk sagt: es wuchs Gras darüber. Es stehen solche Fälle im Leben nicht vereinzelt da. In Sturm's Hause wurde oft von ihm geredet, und Sturm selbst war mehr als einmal im Begriffe, an ihn zu schreiben, zumal Ernst sich für den Kaufmannsstand entschieden hatte, allein sein Schweigen hielt ihn zurück, und Ernst trat bei einem Handelshause in Mainz in die Lehre.

Trotz größeren Ausgaben besserten sich Sturm's Verhältnisse etwas. Die reiche Gabe Krepmans wirkte noch nach und gute Weinjahre halfen. Auch Carl, der zweite Sohn Sturm's wurde Kaufmann, da die Mittel fehlten, ihn studiren zu lassen, wozu er viele Neigung verrieth. Zwischen beiden Knaben war aber eine große Verschiedenheit. Carl war ernst und sinnig; Ernst dagegen leichtfertig und leichtsinnig. Dennoch war sein Betragen gut. Sein Principal war mit ihm zufrieden und als seine Lehrzeit vorüber war, blieb er als Gehülfe in dem Hause, und stand sich gut. Carl bestand auch seine Lehrzeit mit Ehren und erwarb sich das Vertrauen seines Hauses; auch er blieb nach der Lehre in dem Geschäfte.

Obgleich er nicht das ansehnliche Gehalt bezog, wie sein Bruder Ernst, unterstützte er fort und fort seine Familie von seinen Ersparnissen. Ernst konnte es dazu nie bringen, ja er hätte noch Unterstützung von Hause angenommen, wenn man sie ihm hätte geben können; doch die Erziehung der übrigen Kinder machte fort und fort den Eltern schwere Opfer nöthig.

Durch den Umgang mit einer windbeuteligen Sorte junger Kaufleute nahm Ernst ihr Wesen und Thun an und verbrauchte viel, und als er Reisender wurde, noch mehr. Sein Principal übersah dies leichte Wesen durch die kaufmännische Brauchbarkeit des jungen Menschen, seine große Gewandtheit und seine Treue.

Wie auch Carl den Bruder warnte, er war einmal so und ließ davon nicht ab, weil eben der Grund in seinem innersten Wesen lag.

Leider kamen gerade in dieser Zeit viele Unglücksfälle über Sturm. Langwierige Krankheiten, die er und seine Frau durchzumachen hatten, äußere Mißgeschicke und Verluste brachten sie weit zurück; wie sie sich auch einschränkten, Schulden häuften sich und Sturm sah den Zeitpunkt schweren Herzens nahen, wo er sein Gut veräußern mußte, um seine Schulden zu tilgen. Wovon er dann mit den Seinen leben sollte, war freilich schwer abzusehen, und das lag drückend auf seiner Seele. Hätte ihn Ernst, wie Carl, unterstützen können, vielleicht wäre dies harte Loos nicht über ihn gekommen.

3.

Zeiten des Friedens sind Zeiten des Segens, der freudigeren und rascheren Entwickelung des Handels und Verkehrs, wie des geistigen und sittlichen Lebens. Das erfuhr namentlich die Rhein-

provinz unter einer liebevollen, weisen und gerechten Regierung und erkannte es dankbar an. Ueberall regte sich ein frisches, kräftiges, geistiges Leben und auch das materielle gewann einen mächtigen Vorschub, auch das blödeste Auge mußte das erkennen und erkannte es. Es ist hier nicht der Ort, das in's Einzelne zu verfolgen und nachzuweisen. Nur Einzelnes trat in Bezug auf unsere Erzählung klar hervor.

Das Abschließen Preußens, ehe der Zollverein seine weiten Gebiete umschloß, lenkte besonders die Blicke auf den Weinhandel.

Ernst Sturm war gerade um diese Zeit mit seinem Hause in Mainz etwas zerfallen. Seine Pläne waren hochfliegend, keck, weitaussehend — schwindelig. Seines Vaters Wohnung hatte die herrlichsten Keller; sie lag in einer Gegend, wo trefflicher Wein gewonnen wurde,, dessen Ruf nicht etwa erst begründet werden mußte. Dort einen Weinhandel zu beginnen, war das Ziel, nach dem er mit aller Kraft steuerte. Freilich fehlte es dabei am Nöthigsten, nämlich am Gelde. Kredit ist eine hübsche Sache für den Kaufmann, ich meine aber, Geld eine viel hübschere, und wenn ein Weinhändler auf Kredit sein Geschäft gründen will, so scheint das Lagerholz für seine Weinfässer — faul. — Das erkannte wohl Ernst Sturm, aber es schreckte ihn noch nicht ab. Freilich sagte er auch, Kapital muß da sein, sonst gibt der Winzer seinen Wein nicht und der Weinhändler hat dann das nicht, womit er handeln soll. Das war so richtig, als daß zweimal zwei vier ist.

Am Wohnorte seines Vaters war Alles in bester Ordnung. Die beiden Brüder wollten in Compagnie handeln. Carl fand zwar viel Bedenkliches in Ernsts Denkweise und Gehaben; allein die Bitten der Eltern vermochten Alles über ihn. Der beste Wein des Dorfes wurde versucht und zu hohen Preisen gekauft; das Bezahlen war gesichert. Ernst hatte in Frankfurt ein sehr hohes

Kapital von einem Manne als Darlehen erhalten, der die Zinsen in Anschlag brachte, welche Ernst Sturm vollbackig bot. Er sah in den glänzenden Ergebnissen seines Weinabsatzes, namentlich im Norden von Deutschland, die sichern Quellen, Kapital und Zinsen in nicht langer Zeit völlig zu tilgen. Wie überhaupt Ernst sich und Alles, was ihm gefiel, maßlos überschätzte, so war er auch hier auf demselben Wege. Carl, sein Bruder, tadelte das auf's Stärkste; zog seinen Flug zur Erde, wo er konnte; setzte ihm mit allen Waffen seines ruhigen Prüfens, Ueberlegens und Berechnens zu, bis endlich Ernst selbst erkennen mußte, er spiele ein gewagtes Spiel und ein Bankerutt werde sie Alle rettungslos in's Verderben stürzen. Das lag denn doch damals schwer auf seiner Seele, als er mit einer Summe von Zehntausend Gulden in Gold Frankfurt verließ.

In Wiesbaden wohnte ein Freund, dem er Hundert Gulden schuldete, die er bezahlen und den er besuchen wollte, weil er ihm manches Vortheilhafte mittheilen konnte. Der kleine Abstecher wurde gemacht. Leider war der Freund abwesend und kam erst am folgenden Tage wieder. Um die Reise nicht noch einmal machen zu müssen, da mündliche Besprechung gerade das Nothwendigste war, blieb Ernst am Orte und schlenderte in den Anlagen umher, sich die Zeit zu vertreiben. Da kam denn der ruhige Gedankengang seines Bruders Carl stärker über ihn, als je, und er konnte eine gewisse Bangigkeit vor der Zukunft nicht los werden. Bei seinem Uebermuthe war solch ein Kleinmuth zwar nichts Außerordentliches. Es lag ziemlich nahe; aber es war diese Stimmung zunächst eine Frucht des Einflusses seines Bruders, welcher den Grundsatz stets im Auge hatte, welcher sich in den drei Worten: „Klein und Rein" ausspricht. Ernst gehörte indessen zu den Menschen nicht, welche sich, wie er sich ausdrückte, durch solche spießbürgerliche Rücksichten lange drücken lassen. Er schnellte blitzschnell wieder in die Höhe, war wieder der Alte, und die Goldrollen

in seinen Taschen, das Glück, welches ihn bis jetzt wirklich begünstigt hatte, gaben ihm sein keckes Wesen wieder. Und so trat er guten Muthes in den Kursaal, wo am Spieltische eine bunte Menge ihr wechselndes Glück versuchte. —

Ich muß hier den Gang der Erzählung scheinbar unterbrechen, um meine Leser auf einen anderen Schauplatz für's Erste zu geleiten.

Das Dampfschiff Concordia, das erste, welches mit seinen Rädern die Wellen des Rheines schlug, ging damals erst kurze Zeit seinen Gang zwischen Cöln und Mainz. Der Zug der Reisenden war noch bei Weitem nicht, was er heute geworden ist; dennoch war an einem schönen Julitage das Verdeck ziemlich reichlich besetzt.

An dem gegen den Schiffsschnabel gerichteten Ende des rechten Radkastens lehnte ein Reisender, dessen Kleidung und äußeres Erscheinen den reichen Mann schnell erkennen ließen. Er war groß, schlank, aber von einem leidenden Aussehen. Wenn er mit dem rechten Fuße auftrat, dann zuckte und verzog sich sein Gesicht einen Augenblick. Das war unzweifelhaft ein Zeichen, daß das Auftreten, auch wenn es noch so vorsichtig und leise geschah, ihm Schmerz verursachte.

Er lehnte, wie gesagt, am Radkasten und blickte nach dem linken Ufer des Rheines hinüber, dessen schön geformte Felsen an seinem sinnenden Blicke vorübergingen. Jetzt kam das Schiff in eine Gegend, die dem Manne interessanter sein mußte, denn der Ausdruck seines Gesichtes verrieth es deutlich und unverkennbar. Ein altes, mit Mauern und Thürmen umgebenes, von den Ruinen einer Burg beherrschtes Städtchen flog vorbei. Felspartieen, Weinberge, Pflanzfelder folgten; dann wieder hoch oben eine Ruine mit einem prächtigen Frit oder Hauptthurme, und untenbran ein Dörfchen, das ebenfalls wehrhafte Mauern dem Rheine zukehrt und am südlichen Ende noch einen niederen, aber sehr starken Thurm

hat, hinter dem der Blick in ein mit Reben bepflanztes Thal schweift. Das Alles ging mit stets wachsender Theilnahme an seinem Blicke vorüber.

Der Reisende wandte sich in diesem Augenblicke rasch zu dem Capitän, einem kleinen, schwarzen Manne, und sagte: „Kann ich hier nicht ausgesetzt werden?“ —

Die Frage wurde so heftig heraus gestoßen, daß man sah, es trieb sie eine heftige Erregung hervor. Der Capitän blickte ihn darum fragend an und sagte artig: „Es thut mir leid, die Frage verneinen zu müssen. Sie hätten das tiefer unten sagen müssen; wir würden dann signalisirt haben, daß Jemand wolle abgeholt sein!“ —

Der Reisende wandte sich wieder um, aber der Dampfer war schon vorüber, das Dörfchen lag schon zurück, das Thal war schon dem Blicke entzogen.

Tief bewegt blickte der Reisende in die aufzischende Fluth, und wer ihm in's Auge gesehen hätte, würde einer Thräne begegnet sein!

„Wie doch das Herz so leicht das Gute vergißt!“ sagte er zu sich selbst. „Ich bin ein Undankbarer! Aber so ist es; mit einer Geldsumme, die wir in der Noth spenden, finden wir uns mit unserer Pflicht ab. Kann ich denn je vergelten, was diese edlen Menschen an mir, dem kranken Fremdling, gethan? Und ich lasse Jahre vorübergehen — Jahrzehnte schier, und frage nicht: „Wie steht's um Euch?“ Ich habe kein Wort der Liebe für ihre Thaten der Liebe? Ach, Gott vergib mir den Undank! Ich will gewiß nicht heimkehren, ehe ich über ihre Schwelle getreten und sie an mein Herz gedrückt habe! Wie mag es ihnen ergangen sein seit jenen Tagen des Sturmes und der Leiden? Leben sie noch? Ach, wenn ich ihre Gräber fände?“ — Und das bleiche Gesicht wurde noch bleicher. Der ernste Ausdruck wurde wehmüthig. Die reizende Gegend, durch welche der Dampfer fuhr, sprach ihn nicht mehr an.

Er ging hinab in die Cajüte, setzte sich auf eine Polsterbank und legte den Arm auf den Tisch, den Kopf oben drauf, und blieb in dieser Lage.

„Der schläft!“ dachte Mancher, der ihn so sitzen und liegen sah; aber der Ausspruch war unrichtig. Er schlief nicht; vielmehr gingen gar manche Bilder aus früheren Tagen an seinem Geiste vorüber und gar manche Selbstanklage folgte nach, wie er oben auf dem Verdecke sie sich selbst vorgehalten.

Dem Gemüthe war's Ernst mit seiner Reue und dem Gerichte, das er über sich selbst in diesen Stunden hielt. — Es reiften Entschlüsse für die Zukunft, die ebenso ehrenwerth für dies Gemüth Zeugniß ablegten, wie die tiefempfundene Reue es that.

Er nahm an nichts mehr Theil und erst, als Einer der Reisenden sagte: „Wir sind in Mainz,“ richtete er sich auf und bemerkte jetzt erst, daß die Dämmerung nicht ferne sei.

Als er aus dem Schiffe trat, kam ein Kasseler Kutscher zu ihm und fragte: „Will der Herr vielleicht noch nach Wiesbaden?“

„Gewiß!“ erwiederte der Reisende.

Sie wurden schnell einig und der Kutscher lief von dannen, um seinen Wagen zu holen.

Es währte nicht sehr lange, so saß der Reisende in dem leichten Kabriolet und war auf dem Wege nach der Heilquelle, an der er Genesung für seine Leiden suchte.

Der Erfolg war über Hoffen und Erwarten günstig. Er konnte nach kaum vierzehn Tagen ohne Schmerz auftreten, ja selbst ziemlich weit in den schönen Umgebungen lustwandeln. Darum verlängerte er auch seinen auf eine geringere Zeit berechneten Aufenthalt in Wiesbaden und hatte täglich Ursache, Gott für seine fortschreitende Genesung zu danken.

Endlich aber war dennoch der entfernteste Zeitpunkt erreicht, welchen ihm seine Geschäftsverhältnisse zugestanden, und er rüstete sich zur Heimkehr.

An einem der letzten Tage seines Aufenthaltes hatte er noch einmal seinen Lieblingsspaziergang, den nach Sonnenberg hin, gemacht, und kam recht ermüdet und von der Hitze gedrückt nach den Anlagen zurück, welche sich hinter dem Kursaale hinziehen. Das Bedürfniß, sich zu erfrischen, trieb ihn in den Saal hinein, und nachdem er sich erquickt und ausgeruht, schlenderte er in den Saal, wo das Roulette-Spiel seine verführerischen Zaubermächte ausübt.

Er hatte diesen Ort bis jetzt absichtlich nur sehr selten besucht. Ihm that es niemals wohl, das schauderhafte Treiben menschlicher Leidenschaften an dieser Spielhölle zu beobachten und Zeuge zu sein, wie dies verderbende Spiel mit allen seinen trügerischen Launen die Thoren in den Abgrund hinabreißt; noch weniger aber mochte er jene kalten Spieler von Profession beobachten, welche der inneren, kaum dem fremden Blicke erkennbaren, künstlichen Aufregung bedürfen, um eben in irgend einer Weise gereizt zu werden.

Heute zog ihn Etwas, das er sich gar nicht ausdeuten konnte, an diesen Ort, wo so manches Glück für immer zerstört wird.

Er trat zu dem Spieltische, hielt sich jedoch etwas hinter denen, welche mit gierigen Blicken dem Laufe der Kugel folgten. Da saßen und standen die Spieler, auf deren Gesichtern sich alle Mächte der Leidenschaft abspiegelten, in denen man Gewinn oder Verlust in dem Zucken der Muskeln lesen konnte, oder in dem Anflug von Röthe und dem leichenähnlichen Erblassen; da saßen und standen sie, die Spieler, mit marmorkalten Gesichtern, die, erstarrt in diesem heillosen Treiben, nur innerlich erregt waren, während diese Gesichter keine Spur davon verriethen, höchstens etwa ein Aufblitzen des Auges in unheimlichem Feuer; aber was ihn tiefer bewegte, das waren Frauen, die aller edlen Weiblichkeit zum himmelschreienden Hohne hier spielten, mit einer Begierde und Leidenschaft, die ein Grauen in die Seele derer jagen mußte, die sie beobachteten.

Er wollte sich mit all' dem sittlichen Ekel und Abscheu eben wegwenden, als sein Blick auf dem glühenden Gesichte eines jungen Mannes wie festgebannt weilen blieb. — Es war ein sehr schöner, junger Mann von höchstens sieben und zwanzig Jahren, gut gekleidet und ganz von dem Aussehen eines jungen Kaufmannsgehülfen. Die schönen Gesichtszüge waren heftig geröthet und erhitzt, das Auge sprühete von wildem, leidenschaftlichem Ausdrucke. Ein Blick reichte hin, zu erkennen, daß er kein Spieler von Profession war, vielmehr drängte sich dem Beobachter die Muthmaßung auf, daß er vielleicht zum ersten Male in diese teuflischen Netze sittlichen Verderbens und in diese Stricke der Hölle gerathen war. Er spielte sehr unsicher, sehr schwankend — aber ein Goldstück nach dem andern verschwand in den Händen der Spielhalter. Niemand kannte den jungen Mann, der sicher auf dem Wege war, in den tiefsten Abgrund zu stürzen; Viele sahen ihm mitleidsvoll, Andere mit Entsetzen zu; Einige hatten ihn gebeten, doch nachzulassen, aber er hatte sie schnöde abgewiesen und desto hitziger gespielt.

Der Herr, welcher einen so großen Antheil an ihm nahm, beobachtete kaum mehr sein Spiel. Dies Gesicht, diese Züge waren es, die seine ganze Aufmerksamkeit fesselten.

„Wer ist der junge Mann dort?" fragte er hier und da; aber Niemand konnte ihm Auskunft geben. — Diese Züge waren ihm so bekannt, und doch wußte er in diesem Augenblicke nicht, wohin er sie, wie man zu sagen pflegt, thun sollte. Er sann nach. Plötzlich tagte es in seiner Erinnerung. Das waren die Züge Sturm's! „Wie war es möglich," sagte er zu sich selbst, „daß ich so lange in Zweifel sein konnte! Es ist Ernst!" sagte er dann und das Bild des blonden, schönen Knaben, der einst sein besonderer Liebling gewesen war, trat wieder lebendig vor seine Seele. Er rechnete nach und das Alter traf vollkommen zu. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte ihn jetzt der Gedanke: „Seine Eltern sind in so drückender Lage und der leichtsinnige Mensch verspielt

hier große Summen in Gold? Vielleicht das Eigenthum seines Principals? Großer Gott!" rief er fast laut, „ich muß ihn retten!"

Er drängte sich durch und stand bald an Ernsts Seite.

Er legte ihm die Hand auf die Schulter. Ernst fuhr herum und starrte den Fremden an.

„Mein Herr," sagte der Fremde, „ich habe einen Auftrag an Sie, darf ich um einige Minuten bitten?"

„Jetzt nicht!" stieß Ernst heraus und wollte wieder setzen.

Der Fremde faßte seine Hand. — Ernst stieß sie zurück.

„Was wollen Sie mit mir, daß Sie sich an mich herandrängen?" rief er zornig.

„Ich habe einen Auftrag von Ihren Eltern an Sie, Herr Sturm," sagte der Fremde scharf betont.

Ernst erbleichte, aber er sammelte sich schnell wieder. „Ich kenne Sie nicht," rief er; „lassen Sie mich in Ruhe!"

„Ich heiße Krepmans," sagte der Fremde. „Der Name kann Ihnen nicht ganz fremd sein. Ernst Sturm muß ihn kennen!"

In diesem Augenblicke erkannte ihn Ernst wieder — und eine Reihe Bilder gingen an seiner Seele, schnell wie der Blitz, vorüber, die einen unermeßlichen Eindruck auf ihn machten. Er wurde bleich, wie ein Todter, starrte Krepmans, denn er war es, einige Augenblicke an, dann taumelte er und sank ohnmächtig in dessen Arme, die ihn auffingen.

Der Auftritt machte eine so große Sensation, daß das Spiel aufhörte.

„Darf ich um menschenfreundliche Hülfe bitten!" rief Krepmans in den Kreis hinein und augenblicklich sprangen einige Männer herzu und halfen den Ohnmächtigen hinaustragen.

„Einen Wagen!" rief Krepmans, „schnell einen Wagen!"

Einige entfernten sich nach der Stadt. Ein fremder Arzt, der ebenfalls Ernst heraustragen geholfen hatte, untersuchte ihn

und sagte zu Krepmans: „Es hat nichts zu sagen, es ist eine Ohnmacht, sie wird bald vorübergehen."

Die Versuche aber, ihn zu wecken, blieben dennoch für's Erste erfolglos. Der Arzt war menschenfreundlich genug, mit Krepmans zu fahren. Als sie seine Wohnung erreichten, wurde Ernst auf Krepmans' Zimmer getragen und dort gelang es dem Arzte, ihn in's Bewußtsein zu rufen, worauf der Arzt sich schnell entfernte.

Ernst lag stille auf dem Sopha. Plötzlich aber brach ein lautes Weinen den Bann, der auf seiner Seele zu liegen schien. Krepmans saß neben ihm und hielt seine Hand in der Seinen. Er sprach kein Wort, weil er es für gut hielt, dem Schmerze des Verirrten seinen vollen Lauf und Ausbruch zu lassen.

Lange, lange schluchzte Ernst in ungeheurem Weh. Endlich richtete er sich auf und blickte in Krepmans' tiefbekümmertes Auge.

„O meine armen, guten Eltern!" rief er aus und bedeckte seine Augen mit seinen Händen.

„Gottlob," sagte Krepmans, „mit dieser Erinnerung beginnt Ihre Rettung, liebster Ernst."

„Rettung?" rief er jetzt aufspringend aus. „Nein, nein, ich bin verloren, es gibt keine Rettung für mich! Was meine guten Eltern und mich retten konnte, habe ich in einer unseligen Verblendung verspielt."

„Lieber Ernst," sagte Krepmans, seine Hand drückend, „seien Sie einmal offen gegen den, der Ihr treuester Freund ist, der Ihren theuern Eltern, nächst Gott, sein Leben verdankt. Ich muß Alles wissen. Verhehlen Sie mir nichts!"

„Ja, ja," sagte Ernst mit unsäglichem Schmerze, „es wird mir wohlthun, wenn ich Ihnen Alles beichten kann. Ich will es, wahr und treu!"

Und er that es ohne Rückhalt. Er bekannte, wie er leichtsinnig dahin gelebt und was er verdient, auch verbraucht, statt seine armen Eltern zu unterstützen, wie es sein Bruder Carl

gethan. Dies Bekenntniß zeugte von tiefer Reue und die es begleitenden Thränen waren das Siegel, daß das, was jetzt Ernst's Seele bewegte, nicht vergeßliche, weltliche Traurigkeit war, sondern jene göttliche, die eine Reue wirket, die Niemand gereuet, wie Paulus, der Apostel des Herrn, sagt. Darauf kam er zu dem Projecte, einen Weinhandel zu gründen, und legte die Gründe dar, die ihn dazu bewogen, und fuhr dann fort, wie er das Geld bei einem Wucherer geliehen. Hier, in Wiesbaden, habe er eine Schuld von Hundert Gulden bei einem Freunde gehabt, der das Seine auch brauche, diese habe er bezahlen und dann heimreisen wollen. Das sei aber sein Unglück gewesen, daß er den Freund nicht gleich angetroffen, denn dadurch sei er in die Nähe der Spielhölle gekommen und an den Spieltisch getreten.

Gerade da habe ein Franzose vieles Geld gewonnen, und als er eine Summe von vielleicht Dreitausend Gulden gewonnen, habe er sein Geld genommen und sei weggegangen.

Da habe ihm der Versucher in's Ohr geraunt: Wie? Wenn Du die Hundert Gulden, die Du dem Freunde schuldest, gewönnest? Dann bliebe Dein Kapital unverkürzt! Er habe gar nicht mehr ruhen können von dem Augenblicke an, da dieser Gedanke seine Seele zu beherrschen begonnen. Es sei ihm so zur Gewißheit geworden, daß er gewinnen würde, daß kein Zweifel mehr habe aufkommen können. Gleich Anfangs habe er bedeutend gewonnen, aber die Kraft, wie der Franzose mit seinem Gelde sich zu entfernen, habe ihm gefehlt, da alle Leidenschaften auf's Heftigste in ihm gewühlt hätten. Von da an habe er verloren und das unselige Streben, das Verlorene wieder zu gewinnen, habe ihm die schrecklichsten Verluste gemacht. Nun seien alle seine Hoffnungen zertrümmert. Und mit diesen Worten brach wieder der brennendste Schmerz seiner Seele in wilden Anklagen und Selbstvorwürfen hervor. —

Kreymans hielt, innerlich erschüttert, seine Hand.

„Seien Sie ruhig, Ernst," sagte er. „Wenn die Reue, welche jetzt in Ihnen lebt, die ächte ist, so beginnt für Sie von heute an ein neues Leben." —

„O das soll, das wird es!" unterbrach ihn der Unglückliche. „Gott wird mir ja Kraft verleihen, die Entschlüsse meiner Seele auszuführen!"

„Ja, das wird er," sagte gerührt Krepmans, „aber Sie selbst müssen fest werden und mit Macht an Ihrer Besserung arbeiten; dann wird Gottes Kraft in Ihnen mächtig werden! Aber für jetzt müssen wir sehen, was Sie noch haben!"

Ernst griff in seine Taschen und legte hin auf den Tisch, was er noch hatte. Krepmans zählte es.

„Gottlob," sagte er, nachdem er die Rollen untersucht, „Ihr Verlust ist geringer, als ich befürchtet hatte. Es fehlen etwa Zweitausend Gulden."

„O ist das nicht genug, um mich zur Verzweifelung zu bringen?" rief Ernst außer sich und raufte sein Haar.

„Seien Sie ruhig, Ernst," sprach fest Krepmans. „Es ist Hülfe möglich und sie wird mit Gottes Hülfe kommen. Das Erste ist, daß Sie mir nach Frankfurt folgen. Die fehlende Summe werde ich zuschießen. Der Wucherer muß sein Geld wieder haben. Solche Menschen sind schlimmer, als reißende Thiere; sie lassen ihr Opfer langsam unter ihren teuflischen Krallen verbluten und freuen sich ihres Gewinnes, wenn auch an Leib und Seele ihr Opfer zu Grunde geht."

Ernst starrte ihn an und seufzte tief auf. „Ach ja," sagte er, „Sie haben Recht, edler Mann; wir wären doch auf keinen grünen Zweig gekommen, denn unsern Gewinn hätte er verschlungen."

„Ohnehin," fuhr Krepmans fort, „müssen wir beide hier den Leuten aus den Augen."

Er packte, so schnell er konnte, seine Sachen, bezahlte den Wirth und bestellte einen Wagen nach Frankfurt.

Noch an diesem Tage reisten sie ab.

In Frankfurt angekommen, ging Krepmans zu dem Wucherer und sagte ihm, er sei beauftragt, die Summe, welche er dem jungen Sturm geliehen, zurück zu zahlen.

Der alte Wucherer, ein Jude, wollte davon Nichts wissen.

Krepmans sah ihn scharf an.

„Soll Ihnen der Senat die Summe auszahlen?“ fragte er scharf betont.

Der Wucherer verstand ihn und erschrack. Nach einigen Winkelzügen, die Krepmans schnell abschnitt, erklärte er sich endlich bereit, das Geld wieder zurückzunehmen, aber anders nicht, als gegen eine namhafte Entschädigung, da er in den acht Tagen an der Börse bedeutenden Gewinn mit der Summe hätte machen können.

Krepmans nahm seinen Hut. „Ich sehe,“ sagte er, „Sie wollen Ihr eigenes Verderben. Wohlan! Ich gehe: aber nun wird Ihr teuflisches Treiben enthüllt, verlassen Sie sich darauf!“

Diese Entschiedenheit machte dem Widerstand ein Ende. Der Jude stürzte ihm nach und zog ihn mit Gewalt wieder in das Gemach. Jetzt nahm er ohne Widerrede das Geld, händigte die Verschreibung aus und bat flehentlich, keinen Gebrauch davon zu machen.

Mit der tiefsten Verachtung verließ Krepmans den Schurken und kehrte zu Ernst zurück, der in tiefer Trauer in einer Ecke saß.

Er gab ihm die Verschreibung zurück, aber nicht ohne mit heiligem Ernste ihn auf sein heillos leichtsinniges Verfahren hinzuweisen, in solcher Weise ein Geschäft haben beginnen zu wollen. Er sagte ihm, wie darauf der ganze Fluch eines sicheren Bankrutts schon im Beginne gelegen. Ernst hörte gesenkten Hauptes die Strafpredigt an, die ihm wie ein Schwert durch die Seele ging und die durch Klarheit und Wahrheit der Gründe, durch ihre sittlich-religiöse Kraft, ihn bis in's Innerste traf.

Krepmans war nicht der Mann, der beugen wollte, ohne wieder aufzurichten. — Er setzte sich zu Ernst und überlegte nun mit ihm, was jetzt zu thun sei. — Seine Meinung war, auf dem kürzesten Wege zu Ernsts Eltern zu reisen; dort müsse sich ja allein der ganze Verhalt der Lage ermessen lassen.

Ernst willigte unbedingt ein, und so reisten sie nach wenigen Stunden ab.

Krepmans war ein unermeßlich reicher Mann, daß er aber selbst helfen wolle, sagte er Ernst nicht. Es war ihm für's Erste darum zu thun, Ernsts Bruder, Carl, kennen zu lernen. Auf Ernst hatte er wenig Vertrauen; sollte er ganz genesen, so durfte er jetzt nicht selbstständig werden, sondern mußte in einer gediegenen Schule, unter scharfer Aufsicht und strenger Leitung in der Richtung befestigt werden, welche er gewonnen durch die traurige Erfahrung, die er in Wiesbaden gemacht hatte. Sein Plan stand fest; allein er wollte an Ort und Stelle prüfen und dann seinem Herzen ein Genüge thun.

Es war eben zwischen Tag und Dunkel, als sie bei Sturm's eintrafen. Innig und herzlich wurde der Sohn aufgenommen, mit offener Freundlichkeit der Fremde, den er als seinen Freund vorstellte, ohne seinen Namen zu nennen. Eine Tochter Sturm's, ein sehr liebliches Mädchen, brachte Licht. Dennoch erkannten Sturm's den Ehrengarbisten nicht, den sie einst verpflegt mit so viel Hingebung und christlicher Liebe. Nur Sturm sah ihn oft sehr nachdenklich und forschend an, gerade als ob er dieser Züge sich dennoch entsinne, nur noch nicht mit voller Klarheit.

Krepmans mußte sein Gefühl bemeistern mit einer Kraft, die ihm die größte Anstrengung kostete.

Ach, wie Vieles hatte sich im Laufe der Jahre hier geändert!

Die Einrichtung des Hauses war in allen Stücken noch die alte; aber es sprach sich in Allem eine mit der Zeit zunehmende

Beschränkung, ja unverkennbar eine Armuth aus, die vergeblich sich hinter den früheren Einrichtungen zu verbergen strebte, und die darum, weil sie unverschuldet war, einen höchst schmerzlichen Eindruck auf den scharfen Beobachter machte. Sturm trug die Zeichen des rasch gekommenen Alters zur Schau. Sein Haar war weiß, seine einst so stattliche Gestalt war gebeugt, seine Züge konnten den kummervollen Ausdruck, der ihnen eigen geworden war im schweren Kampfe mit Noth und Sorge, nicht entfernen, wie freundlich sie auch dem Gaste entgegen leuchteten.

Frau Sturm war ein altes Mütterchen geworden, aber sie hatte mit dem starken Herzen voll Glauben an des Herrn liebevolles Walten die Mißgeschicke ruhiger ertragen. Ihre Züge waren frischer geblieben, ihre Kraft schien weniger gebrochen, ihre Thätigkeit war noch dieselbe, wie früher. Die Kinder waren herangewachsen zu blühenden Jünglingen und Jungfrauen. Carl war ernst und sinnig, was er sprach, war bedacht, klar, bestimmt; er sprach wenig, aber dies Wenige nahm für ihn ein.

Krepmans hielt sich ritterlich bis — zu Einem Momente. —

Er hatte bis jetzt gestanden, wie man ihn auch gebeten, Platz zu nehmen. Als aber Mutter und Tochter den Tisch zum Abendbrode bereiteten und er in dem alten Lehnsessel sich niederlassen mußte, in dem er zuerst gesessen, als er in dies ihm theuere Haus eintrat, da brachen seine Thränen mit aller Macht hervor. Er breitete seine Arme gegen Sturm aus und rief: „Kennen Sie mich denn nicht mehr? — “

„Krepmans!“ rief der alte Mann aus, dem nun mit einem Male ein Licht aufging, und sank an seine Brust.

Die Mutter hatte draußen den Ausruf ihres Gatten in der nahen Küche gehört, ohne ihn verstanden zu haben. Sie war erschrocken, weil sie etwas Schlimmes befürchtete, in das Wohnzimmer geeilt und sah nun, voll Erstaunen, wie ihr Gatte an der Brust des Fremden lag, der wie ein Kind weinte!

Kaum erblickte sie Krepmans, als er seine Hand ihr entgegenstreckte.

„Mutter! Meine zweite Mutter!" rief er — „kennen denn auch Sie den nicht mehr, den Sie gepflegt mit liebevoller Treue, als er leidend in Ihr Haus trat?" —

„Allmächt'ger Gott!" rief sie aus — „Herr Krepmans?" —

„Ja, er ist's!" rief ihr Gatte; und nun eilte auch sie, Theil zu nehmen an der Freude und Wonne des Wiedersehens.

Wenn der langentfernte Bruder, der schmerzlich entbehrte Sohn, heimkehrt in's Vaterhaus, die Freude des Wiedersehens ist groß und reich; aber sie kann kaum größer sein, als sie in diesem Augenblicke die Herzen im Hause Sturm's erfüllte. —

Es ging eine geraume Zeit vorüber, ehe sich die Wellen der hochgehenden Freude glätteten und legten.

So unaussprechlich glücklich auch Frau Sturm war, so machte ihr es doch Kummer, daß die Früchte ihrer Kochkunst während dieses Wiedererkennens und seiner Freude, erkaltet waren; aber Niemand, als sie, merkte es, und sie beruhigte sich erst, als sie sah, wie gut es doch Allen schmeckte.

Es läßt sich denken, daß in gegenseitigem Erzählen der Abend hinging und selbst ein Theil der Nacht. Die Kinder erinnerten sich ja Alle „des Rothen" noch, wie sie einst Krepmans wegen seiner rothen Uniform genannt, und sein Andenken war in der Familie gar oft erneuert worden, und so lebhaft bei Allen geblieben.

Krepmans hatte Ernst verboten, von der Katastrophe etwas zu sagen, die er in Wiesbaden erlebt. Sie waren einig geworden, daß er, wenn Carl ihn wegen der Gelder fragen würde, ihm sagen solle, es sei Alles in Ordnung und das Geld werde ehestens eintreffen. So geschah es denn auch, und die Sorge, die schwer auf Carls Seele lag und sein Wesen verdüsterte, wich gänzlich; aber nur mühsam konnte Ernst in der allgemeinen Freude das verbergen, was ihn innerlich wie eine kaum zu ertragende Last niederbeugte.

4.

Früh am anderen Morgen sah Kreymans Carl im Garten beschäftigt. Ihn näher zu erforschen, war ihm eine hochwichtige Aufgabe. Er hatte zwar schon am Abende vorher einen sehr günstigen Eindruck empfangen; aber der welterfahrene Mann war nicht gewohnt, dem ersten Eindrucke einen entscheidenden Einfluß auf sein Urtheil zu gestatten. Er kleidete sich schnell an und eilte in den Garten, wo ein lieblicher Morgen alle Blumen wundervoll duften machte, und eine erquickende Kühle ihn umpfing.

Dem gewandten Manne wurde es leicht, bald einen Uebergang zu ernsten Dingen zu finden. Carl war eine offene, treue Seele, besonnen zwar, aber ohne Rückhalt. Er erzählte dem Freunde des Hauses seinen Bildungsgang als Kaufmann, und dieser verwickelte ihn bald in ein Gespräch über manche Dinge des Handels, die Carls ungewöhnliche Einsicht, sein klares Urtheil, seine lauteren Grundsätze an den Tag zu legen ungesuchte und natürliche Gelegenheit gaben.

Kreymans hatte seine helle Freude an dem gediegenen Wesen und Erkennen Carls. Er kam natürlich auch auf den Plan des zu gründenden Weinhandels und die Aussichten für ein reelles Gelingen. Carl sprach seine bescheidenen Hoffnungen aus, ließ aber auch, wenngleich sehr milde und zart, das Bedenken durchblicken, mit fremden Mitteln ein Geschäft zu gründen. Und zugleich deutete er darauf hin, wie er die sicheren Hoffnungen seines Bruders nicht theile, auch nicht recht daran gewollt habe. Noch wisse er nicht, sagte er, unter welchen Bedingungen Ernst die Hülfsmittel flüssig gemacht habe.

Kreymans war in diesem Punkte zurückhaltend, wünschte aber den Wein zu probiren, den sie gekauft.

Nach dem Frühstücke geschah das und Kreymans fand, daß die Käufe trefflich waren. Er kannte die Verhältnisse dieses Handels

und die Aussichten, welche ihm in Preußen gegeben waren und gewann, bei Carls Ruhe und Klarheit, bei seiner Besonnenheit und Thätigkeit die Ueberzeugung eines glücklichen Erfolges.

„Wir wollen diese Angelegenheit weiter besprechen,“ sagte er zu Carl, als die Mutter zum Frühstücke einlud.

Nach diesem bat er Sturm und seine Söhne, mit ihm einen Spaziergang zu machen.

Sie gingen durch das Dorf hinauf in das schöne Felsenthal, welches sich über demselben eröffnete.

Die Sonne stieg empor, die Hitze nahm zu. Da schlug Krepmans vor, an einem Wiesenabhange, dessen Gras schon abgemäht war, unter dem tiefen Schatten eines weitastigen Wallnußbaumes sich niederzulassen.

Das geschah, und jetzt nahm er das Gespräch wieder auf, welches er mit Carl am Morgen im Garten geführt hatte.

Krepmans schwieg einige Augenblicke, nachdem sie sich erwartungsvoll niedergesetzt hatten; er wollte seine Gedanken sammeln, ehe er so Wichtiges ausspräche.

„Meine theuern Freunde,“ hob er endlich an, „es liegt mir Etwas auf der Seele, was ich gerne im tiefsten Vertrauen mit Ihnen allein besprechen möchte. Der Weinhandel, den Sie unternehmen wollen, hat günstige Aussichten, wenn ihn eine besonnene, ernste Einsicht leitet. Das sage ich weniger auf den Betrieb hier, als auf den Absatz draußen. Unser junger Freund Carl eignet sich, meines Dafürhaltens, besonders dazu; Vater Sturm ist im Stande, Alles, was hier am Orte zu leiten ist, zu besorgen. So wäre diese Sache geordnet.“ —

„Und Ernst?“ fragte betroffen Sturm.

„Darauf wollte ich eben übergehen,“ fuhr Krepmans fort. „Unser guter Ernst hat durch die Beziehungen, in welche er zu dem verachtungswürdigen Wucherer trat, um Geld zu Zinssätzen zu erlangen, die den unabweisbaren Fall des Geschäftes in sich

geschlossen hätten, bewiesen, daß er noch zu rasch — er nimmt mir's nicht übel — zu unbesonnen und leichtfertig in den Tag hinein handelt. Ich habe dies Geschäft zu Nichte gemacht.“ —

„Allmächtiger Gott, was hör' ich?“ rief Carl erbleichend.

„Eine gute Nachricht,“ sagte Krepmans, „für die Sie mir danken werden bei ruhiger Prüfung. Ich biete mich Ihnen als Theilnehmer am Geschäfte an und schieße die sämmtlichen Gelder, nicht wie sie Ernst aufgenommen, zu spitzbübischen, sondern zu drei Procent vor, wo Sie, lieber Carl, nur die Hälfte zu verzinsen haben.“

Carl faßte seine Hand und drückte sie innig. „Aber“ — sagte er — „erlauben Sie mir nur Eine Frage: Ist Ernst ausgeschlossen vom Geschäfte? Und warum?“

„Ernst ist mit mir einverstanden,“ sagte Krepmans. „Er geht mit mir unter sehr günstigen Bedingungen; bleibt einige Jahre in meinem Geschäfte und dann werden wir sehen, wie es sich gestaltet.“

Vater und Bruder blickten Ernst betroffen an.

Er richtete jetzt sein Haupt empor. Thränen standen in seinen Augen. „Was mein Arzt verordnet, muß ich, um geheilt zu werden, dankbar befolgen,“ sagte er. „Ich bin Euch, mein theurer Vater und Bruder, ein Bekenntniß schuldig,“ fuhr er fort, „welches die edlen Absichten dieses Ehrenmannes in's hellste Licht stellen wird.“ — Und nun erzählte er mit tiefster Beschämung und zu seiner Selbststrafe die ganze Reihe heilloser Begebenheiten, die er sich selbst bereitet, die aber durch gnädige Fügung Gottes zum Guten verwendet worden waren.

Starr vor Entsetzen hörten ihm Vater und Bruder zu und Sturm fiel, als er geendet, weinend um Krepmans' Hals. Reden konnte er nicht, aber Krepmans verstand die stumme Sprache des Gefühles vollständig.

„Und nun,“ sagte Krepmans, „habe ich das männliche Versprechen zu fordern, daß nie wieder ein Wort über Ernsts Vergehen gesprochen wird, die Mutter, Niemand in summa, darf

etwas davon wissen; es ist begraben, wie Ernsts leichtsinnige Vergangenheit. Er wird mit Gott auferstehen zu einem neuen Leben, dazu biete ich ihm die Freundeshand, die er mit festem Vorsatz ergriffen hat. Es ist ihm ein rechter Ernst und möge ihn sein bedeutungsvoller Taufname alle Tage an den Ernst des Lebens, an den Ernst der Pflicht, an den Ernst eines künftigen Gerichtes und an den Ernst seiner Vorsätze mahnen, den er nicht mehr vergessen darf, ohne sich zeitlich und ewig elend zu machen."

„Hier vor dem Auge Gottes und Euch, theueren Menschen, schwöre ich es auf's Neue," rief Ernst, tief erschüttert, „daß ich ein neues Leben beginnen werde!"

Und er umarmte sie Alle nach der Reihe, und wie er, so waren sie Alle ergriffen. Es bedurfte einiger Zeit, ehe das ruhige Geleise wieder gefunden war. Nun wurde vollends das Geschäftliche besprochen und beendet.

Krepmans hatte schon von Wiesbaden aus um die nöthigen Gelder nach Hause geschrieben. Sie kamen denn nach wenigen Tagen an und nun wurden die Weine bezahlt und in Sturm's Kellern gelagert. Die Küfer wurden mit den kleinen Fässern beauftragt, und an einem Tage reisten Krepmans, Ernst und Carl ab, um ihrem Berufe sich mit neuen Kräften zu widmen. Krepmans nahm selbst viele Proben mit in seine Heimath und konnte bald die allerzahlreichsten Bestellungen einsenden, welche der alte Sturm, glücklich, sich einer neuen, hoffnungsvollen Thätigkeit widmen zu können, mit der größten Pünktlichkeit und Treue und zur größten Zufriedenheit der Abnehmer, ausführte. Auch Carl sandte überraschend viele Bestellungen ein, die alle baldigst ausgeführt wurden. Schon nach einem halben Jahre schrieb Krepmans an Sturm, er möge den ganzen Vorrath des trefflichen Weines, den das Dorf zog, aufkaufen, was er mit Vorsicht, und, da im Handel

augenblicklich eine Stockung eintrat, mit großem Gewinne gegen den ersten Kauf vollzog.

Das Geschäft gewann täglich an Ausbreitung und Absatz, und Carls Briefe, sowohl an Krepmans, als an seinen Vater, waren voll freudiger Aussichten. Carl verfuhr mit einer so ruhigen Umsicht, gewann durch sein Zutrauen einflößendes Wesen so viele Kunden, daß das Geschäft eins der blühendsten zu werden verhieß.

Wie es mit Ernst stand, theilte Krepmans in vertraulichen Briefen dem Vater Sturm mit.

„Er ist ein tüchtiger Geschäftsmann," schrieb er, „dem es weder an Kenntnissen noch an Erfahrung und Umsicht fehlt. Was er für ein Unglück ansah, und wir selbst als solches erkannten, war in der Hand des allbarmherzigen Gottes eine Schule des Heils für ihn. Er ist sehr gedrückt, und das ist gut. Ich bin sparsam mit meinem Troste; denn je tiefer er es fühlt, desto heilsamer wird es für ihn werden. Unermüdet erfüllt er seine Pflichten, jede Zerstreuung, wie sie die Jugend liebt, vermeidet er, um die Zeit dem Lesen guter, bildender Schriften zuzuwenden. Ist Gesellschaft in meinem Hause, so zieht er sich gerne bescheiden zurück und hat es am Liebsten, wenn er mit einem erfahrenen Manne in ein Gespräch kommen kann, das den Gesichtskreis seines Erkennens erweitert. Geld gibt er fast gar nicht aus, und bittet mich, sein Gehalt ihm irgend verzinslich anzulegen. Er hat sich durch sein Benehmen viele Freunde erworben, besonders auch das Wohlwollen meiner Frau, die immer meint, ich solle ihn seinem Alleinsitzen, seinem stillen Hinbrüten entziehen, dadurch, daß ich ihn mehr in den Kreis des geselligen Lebens nöthigte. Das hab' ich ihr aber ausgeredet. Es gehört zu seiner Buße, daß er über sein Thun nachdenke, um es recht zu beurtheilen. Ich hoffe zu Gott, daß er geheilt werden wird!" —

Das schrieb er Sturm, und wenn es der alte Mann mit

den Briefen Ernsts verglich, so konnte er nur Gott danken, der Alles so gefügt, wie es ihnen Allen gut war. Ernst rühmte die Liebe und Güte, die ihm Krepmans erwiese, und das, was dieser selbst sagte und die Aeußerung Ernsts bewiesen, daß Ernst es fühlte, wie wenig er darauf zählte, mit Liebe behandelt zu werden.

Wie völlig seine innerliche Umänderung gewesen, und wie sehr Krepmans auf die Umwandlung baute, erwies sich nach Ablauf zweier Jahre. Da nämlich starb Krepmans' alter, würdiger, hochgeehrter Buchhalter und er trat am Tage des Begräbnisses Abends zu Ernst, nahm ihn bei der Hand und führte ihn zu seiner Frau.

„Ich stelle Dir hier meinen neuen Buchhalter vor, liebe Frau," sagte er.

Ernst prallte zurück und sah verwirrt in seines Principals Auge. „Sie scherzen grausam!" rief er aus.

Krepmans hielt seine Hand fest, die er ihm entziehen wollte. „Der heutige Tag," sagte er ernst, „ist nicht dazu angethan, daß ich scherzte, wenn ich auch Lust trüge, solchen Scherz, der nicht zu rechtfertigen wäre, mir zu erlauben. Heute habe ich meinen treuesten Diener in's Grab legen müssen, der schon meinem seligen Vater durch's ganze Leben treu gedient hatte; und heute war es, an diesem Tage, als ich im Jahre 1813, mit dem Keime einer tödtlichen Krankheit in meinen Gliedern, in das Haus Ihrer Eltern trat, wo ich Vater= und Mutterliebe von Ihren Eltern empfing. Begreifen Sie, lieber Ernst, daß es mir nicht um's Scherzen ist, am wenigsten in der unerhörten Weise, die Sie mir zutrauten? Sie sind mein Buchhalter von heute an und ich weiß, in wessen Hand ich das gewichtigste und verantwortungsreichste Amt meines Geschäftes lege!"

Ernst stand still da und gesenkten Hauptes, Thränen perlten über seine Wangen zur Erde. Dann richtete er sich auf und sagte,

Krepmans Hand drückend: „Sie geben mich heute mir selbst, der Welt und dem Glücke wieder, das ich nicht mehr zu finden hoffte. Gott vergelte, Gott lohne es Ihnen!"

Als Buchhalter gehörte er nach Krepmans' Hausordnung zum engsten Familienkreise, und so blieb er diesen Abend schon in diesem Kreise. Das that seinem Herzen in zwiefacher Weise wohl. Einmal sah er darin das volle Vertrauen des Mannes, den er, wie seinen Vater liebte und ehrte, und — Krepmans hatte zwei Töchter, die sechzehn und siebzehn Jahre alt waren. Zu der Aeltesten, einem sehr liebenswürdigen Mädchen, trug Ernst eine herzliche Liebe. Ihr näher zu sein, war es, was er heiß gewünscht und doch stets vermieden hatte, weil er eine Hoffnung nicht nähren wollte, die in ihrem Ziele ihm unerreichbar erschien.

Er blieb den Abend im Familienkreise; er begleitete mit seiner Violine, die er sehr gut spielte, Emiliens Gesang und Clavierspiel und der Abend flog Allen gar angenehm hin, obwohl es draußen stürmte und der Wind den ersten Schnee durch die Lüfte peitschte, wie damals, als Krepmans zum ersten Male in Sturm's heimlicher Stube saß, mit dem ganzen Wohlgefühle der Gemüthlichkeit. Das erzählte er heute wieder und hielt Ernsts Eltern eine begeisterte Lobrede, die dann zuletzt, komischer Weise, mit einer Lobrede auf Sturm's Lehnsessel endete.

„Nein, liebe Frau," schloß er, „alle diese Polstersitze, selbst der schöne Sessel, den Du mir gestickt hast, sind alle Nichts gegen dieses Ideal eines bequemen Großvaterstuhles!"

Obgleich sie alle gerührt über Krepmans' Mittheilungen waren, so blieb doch das Lächeln nicht aus bei dieser humoristischen Wendung, mit der er eben dem Weichwerden einen Damm entgegensetzen wollte.

„Es ist recht unartig von Dir," sagte seine treffliche Frau, „daß Du mir seit so vielen Jahren immer von den beiden

trefflichen Menschen redest, und mir es nie möglich gemacht hast, daß auch ich Ihnen meine Liebe beweisen könne!"

„Du hast Recht, Liebe," sagte Krepmans; „aber Du sollst mir diesen Vorwurf nicht noch einmal machen. Nächstes Frühjahr, und Gott wolle sie und uns es in Gnaden erleben lassen — muß ich hinauf, um unsern Weinhandel mit Carl zu besprechen. Da sollt Ihr Alle mit!"

„Wir halten Dich beim Worte!" riefen Mutter und Töchter. Er lächelte vergnüglich und versicherte es nochmals.

Dann wandte er sich an Ernst. „Die Erweiterung des Zollvereins," sagte er, „hat unserem Geschäfte einen Stoß gegeben. Es geht nicht mehr so blühend, wie in den ersten Jahren. Es sind dadurch der Verkaufenden mehr geworden." Ernst nickte bejahend. „Es ist eine fatale Wendung der Sache für den Weinhandel," sagte er.

„Nun, es wird sich, wenn der Zollverein im Norden sich erweitert, vielleicht ausgleichen durch ebenfalls sich erweiternden Markt. Ist das nicht, nun so wird es vielleicht andere Wege geben, auf denen man mit Kraft, Muth und Einsicht einher gehen kann." Damit brach er ab, aber man sah es ihm an, daß er mancherlei Gedanken in seinem Herzen bewegte.

Von nun an war Ernst der tägliche Genosse der Familie, welche ihn mit Liebe und Achtung behandelte. Sein eifrigstes Bestreben war es, dieser Liebe und Achtung stets würdig zu bleiben, sowohl durch treue Pflichterfüllung, als durch sein Betragen. Die Wahrnehmung, daß Caroline, Krepmans' älteste Tochter, ihn auszeichnete vor allen jungen Männern, welche mit ihr in Berührung kamen, war etwas überaus Beglückendes für ihn. Dennoch hielt er sich stets in einer gewissen Ferne von ihr, ohne darum ihr weniger seine Zuneigung zu verbergen.

Ob die Eltern es wahrnahmen? — Sie äußerten Nichts und schienen es auch gar nicht zu bemerken.

Es war etwa um die Mitte des Monats December, als

eines Abends ein Wagen vor dem Hause hielt. Ein junger Mann stieg aus und trat bald darauf an Ernsts Hand in die Stube.

„Carl!“ rief freudig aufspringend Krepmans. Er begrüßte ihn sehr herzlich und stellte ihn seiner Frau und seinen Töchtern als seinen Compagnon Carl Sturm vor.

„Ich muß mit den Büchern zu Ihnen kommen,“ sagte Carl lächelnd, „denn Sie fragen ja gar nicht, wie es um unser Geschäft steht?“

„Das ist wahr,“ sagte Krepmans darauf; „aber vergessen hatte ich es noch nicht. Ich wollte gegen Neujahr meinen Buchhalter zu Ihnen senden, und glaubte zugleich Ihnen damit eine Freude zu machen, weil er ein Jugendgenosse von Ihnen ist.“

„Von mir?“ fragte gespannt Carl.

„Freilich,“ erwiederte Krepmans. „Sie kennen ihn ganz gewiß, wenn ich Ihnen seinen Namen nenne.“

„Und der wäre?“

„Ernst Sturm.“

„Ernst? Ernst Ihr Buchhalter?“ —

„Ei, da möcht' ich doch fragen: Warum denn nicht? Ernst hat sich mein ganzes Vertrauen und mehr noch, meine Liebe erworben. Das dürfen sie den guten Eltern sagen.“

Carl umarmte freudig seinen Bruder.

„Sie werden nicht müde, uns glücklich zu machen!“ sagte er, Krepmans beide Hände innig drückend.

Die Männer kamen nun schnell in's Gespräch über ihre Geschäftsangelegenheiten, und Krepmans war es, der Carl in dies Gebiet zog.

Endlich sagte seine Frau: „Du bist doch ein eingefleischter Geschäftsmann, daß Du auch schon die ersten Augenblicke damit beginnest!“

„Den Vorwurf verdiene ich,“ sagte Krepmans. „Wer diesen

Abend noch Ein Wort vom Geschäfte redet, muß eine Buße erlegen. Punktum!"

Und nun war bald ein freundliches, lebhaftes Gespräch im Gange. Carl mußte Frau Krepmans von seinen Eltern erzählen und von seinen Geschwistern, was er mit so inniger Liebe und Freude that, daß es wohlthuend für die war, welche mit so großer Theilnahme ihm zuhörten.

Der Abend verfloß in der heitersten Unterhaltung, zu welcher Carl besonders viel beitrug. Er hatte eine sehr schöne Stimme und sein Vortrag der herzigen, deutschen Volkslieder erfreute besonders seine Zuhörerinnen.

Am anderen Morgen saßen die Männer über den Büchern, die in strengster Ordnung geführt, vor Krepmans Blicken lagen. Es stellte sich ein so unerwartet großer Gewinn heraus, daß Carl an Krepmans seinen Antheil des eingeliehenen Capitals mit Zinsen zurückgeben konnte und das volle Weinlager ein gemeinsames Gut und Besitzthum war. Freudig schloß Krepmans die Bücher ab, und drückte Carl seine volle Zufriedenheit aus.

Während die Männer schon im Geschäfte waren und die Mutter gar Vielerlei zu besorgen hatte, saßen die beiden Mädchen bei einander, harmlos plaudernd. Besonders war es die lebhafte Emilie, die Jüngste von beiden, die heute besonders aufgeräumt und plauderlustig war.

„Höre, Caroline," sagte sie, „sage mir doch, welcher von den beiden Brüdern Dir am Besten gefällt? — Doch" — fiel sie sich selbst in die Rede, „wie frag' ich doch dumm. Ich weiß ja schon lange, daß Dir der Buchhalter wohlgefällt, und Du ihn lieb hast."

Caroline war, wie mit Blut übergossen.

„Ach, Du!" sagte sie halb zürnend und schlug die plauderhafte Schwester mit der kleinen Hand auf die Schulter.

„Nun?" fragte diese. „Warum schlägst Du mich denn?

Meinst Du, ich wüßte das nicht? Und wenn ich's nicht merkte an Allem, so verriethest Du es im Schlafe. Du weißt, daß Du im Schlafe sprichst? Nun, da nennst Du so oft und so zart den Namen Ernst, daß ich doch taub und blind sein müßte, wenn ich" —

„Du garstige Plaudertasche!" rief glühend Caroline. „Was Du da für Albernheiten sprichst!"

„Jetzt sollen's Albernheiten sein?" rief das neckische Ding. „Warum willst Du's verbergen und geheim halten? Wenn ich einmal einen Mann lieb habe, werde ich es gleich sagen. Die Mutter hat ja auch den Vater lieb, so ist's ja kein Unrecht! Nun, siehst Du, mir gefiele der Carl am besten. An den blonden Haaren, wie sie die Deutschen haben, find' ich keinen Gefallen. Carls braunes, lockiges Haar, seine dunklen, großen Augen, seine frische, blühende Farbe, gefällt mir besser. Und wie er schön singt! Du mußt mir nicht böse werden, Liebe, denn ich will ja Ernst nicht häßlich nennen. Dafür sieht er seinem Bruder viel zu ähnlich. Er ist ein schöner Mann, für Dich der Schönste auf der Welt. Ich glaube aber für mich ist das der Carl!" —

„Wenn Du aber nun nicht stille bist" — rief Caroline, die gar nicht aus dem Erröthen kam —

„Was dann?" fragte die Schwester — „Dann — geb' ich Dir einen Kuß!" Und Caroline fiel ihr um den Hals und küßte sie herzlich.

Caroline blieb den ganzen Tag über zerstreut und stille. Emilie zupfte sie oft am Kleide, dann erröthete sie wieder. Die Kleine hatte gar kein Hehl, daß ihr Carl gar wohlgefiel. Leider waren die Männer gar zu viel mit ihren Angelegenheiten beschäftigt, daß sie sie nur bei Tische sah. Sie äußerte aber ihr Wohlgefallen an dem hübschen Carl so unumwunden, daß Krepmans heimlich lachte, die Mutter ihr aber recht ernste Vorstellungen machen mußte.

„Ei," sagte sie ganz erstaunt, „Carolinen gefällt ja Ernst

auch. Warum soll mir denn Carl nicht gefallen, der doch hübscher als Ernst ist? — Und Dir gefällt ja auch der Vater?" —

Die Mutter gerieth in eine peinliche Verlegenheit, sie wand sich so gut aus der Geschichte, als es gehen wollte, aber es gelang ihr durchaus nicht, Emilien zu überzeugen, daß es sich doch gar nicht für ein Mädchen schicke, ihr Wohlgefallen an einem jungen Manne so offen zu zeigen.

Sie schüttelte den schönen Kopf und meinte zuletzt, ob es denn etwas Unrechtes sei — und steigerte mit der Frage die Verlegenheit der Mutter, die oft kaum den Lachreiz unterdrücken konnte, noch mehr.

Nach langem Hin- und Herreden überzeugte sie sie denn doch so weit, daß sie sich in Acht zu nehmen versprach, was ihr freilich nicht immer gelang.

Carl blieb einige Tage, dann reiste er ab, zu Emiliens großem Verdrusse. Sie ließ lange Zeit das fröhliche Köpfchen hängen und wurde erst wieder heiter, als sie sich dachte, daß sie zum Frühjahre an den Rhein reisen würden.

5.

Als Carl weggereist war, erzählte Krepmans seine Frau ihre Unterredung mit Emilien. Er wollte bersten vor Lachen.

„Höre," sagte er dann, „ich will Dir einfach sagen, daß, wenn es Gott so fügte, daß Emilie und Carl sich lieb gewönnen, ich nicht das Mindeste gegen diese Verbindung hätte; denn Carl ist ein tüchtiger, liebenswürdiger Mensch, der eine schöne Zukunft vor sich hat. Mir ist noch kein junger Mann von diesem Alter vorgekommen, der gesetzter wäre, achtungswürdigere Grundsätze hätte und tüchtiger im Geschäfte wäre, als er. Du weißt, ich sehe nicht auf Geld. Solche Eigenschaften sind ein höheres Capital, als das,

welches wir zusammen addiren können. Und weiter, Söhne habe ich nicht, die einst mein ausgebreitetes und noch einer weiteren Ausbreitung fähiges Fabrikwesen in Gemeinschaft übernehmen könnten. Da muß ich es doch einst Schwiegersöhnen übergeben. Carl aber wäre mir höchst willkommen!"

„Glückliche Emilie!" sagte die Mutter; „denn täuscht mich mein weiblicher Scharfblick nicht, so hat Carl ein unverkennbares Wohlgefallen an dem Kinde bewiesen. Aber Caroline? Sie liebt Ernst, daran kann ich nicht mehr zweifeln." —

„Und er sie," sagte lächelnd Kreymans.

„Ihr stilles, sinniges Gemüth würde namenlos unglücklich," fuhr die Mutter fort, „wenn Du gegen ihre Liebe wärest?"

„Aber wem fällt denn das ein?" fragte lachend der Vater. „Gibt es bessere Compagnons, als diese zwei Brüder? Wenn ich dagegen wäre, dann würde ich andere Maßregeln ergriffen haben," fuhr er fort, „das darfst Du mir glauben. Ich würde Carolinen entfernt haben, ehe der Keim der Neigung in dem Gemüthe des Mädchens sich entwickelt hätte. Du kennst Ernsts früheres Leben. Unbescholten war es in jeder anderen Beziehung — denn ich habe genaue Erkundigungen eingezogen, bis auf seinen Leichtsinn, den er im Spiele so schwer gebüßt hat. Gottlob, er hat Wort gehalten und ich habe mich nicht getäuscht in ihm. Es ist eine gründliche Umwandlung in ihm vorgegangen. Ich habe ihn zu meinem Buchhalter gemacht, weil seine Besserung entschieden und kein Rückfall zu befürchten steht; aber es war auch noch ein anderer Grund, den ich Dir nun aussprechen will. Ich kenne keine Familie, die meinem Herzen theurer wäre, als die Sturm's. Du weißt, was ich ihr schulde und zu danken habe. Leider ließ ich sie zu lange aus meinem Gesichtskreise treten, und das ist mir wie eine Centnerlast auf das Gewissen gefallen, als ich zum ersten Male an dem Thale vorüber fuhr. Damals stand es unerschütterlich fest, daß ich auf der Rückreise sie aufsuchen müsse. Gottes Gnade

fügte es anders. Ich fand Ernst in einer schrecklichen Stunde am Rande eines Abgrundes, der ihn verschlungen habe würde. Seine Familienzüge ließen mich ihn erkennen und Gottes Gnade wollte mich als Werkzeug seiner Rettung gebrauchen und mir zugleich Gelegenheit geben, meine Dankbarkeit gegen die edle Familie zu bewähren. Innig danke ich ihm dafür und werde ihm innig danken, denn ich glaube seine heiligen Absichten zu erkennen, unsere und Sturm's Familie eng, innig und unzertrennlich zu verbinden. Und in dieser gnädigen Fügung wird zugleich mein höchster Wunsch erfüllt."

Frau Krepmans hatte mit wachsender Rührung die Worte ihres Mannes gehört; als er geendet hatte, sank sie an seine Brust und er drückte sie liebevoll an sein Herz. Dann sagte er: „Nun aber bitte ich Dich, laß uns nichts thun, was meine Pläne fördern könnte. Menschen, auch wenn sie die besten Absichten haben, könnten da mehr verderben, als nützen. Laß Gott walten! Will er in Gnaden es so fügen, und hat er es in seinem ewigen Rathschlusse so bestimmt, dann wird es werden, wie ich, und ich glaube auch, wie Du es wünschest. Wir wollen es ihm im Gebete anheimstellen. Er wird's wohl machen!" Und in diesem frommen Entschlusse einigten sich beide Ehegatten und hielten ihn fest im Auge; allein ehe noch der Frühling sein Blüthenfüllhorn über das Land ausschüttete, war es zwischen Ernst und Carolinen zu einer Erklärung und innigem Verständnisse gekommen. Die plauderhafte Emilie, die Alles wußte, plauderte aus der Schule, die Beiden mußten reden und — die Eltern segneten den Herzensbund der beiden glücklichen Menschen.

Mit hoher Freude vernahmen Ernsts Eltern diese erfreuliche Begebenheit und sprachen ihren glühenden Wunsch aus, das theure Paar zu segnen.

Am Verlobungstage flüsterte Emilie der glücklichen Schwester zu: „Gib Acht, ich werde doch noch Deine Schwägerin!"

Caroline drückte sie an ihre Brust und sagte: „Gott gebe es!“

Als endlich der Mai die Rheinufer mit Farbenpracht schmückte, traten die Glücklichen die Reise an.

Als sie in Sturm's stille, bescheidene Wohnung traten, war da eine Freude, wie sie kaum jemals in diesen Räumen laut geworden war. Die glücklichen Alten segneten ihre Kinder, und als Krepmans im Sessel saß, wie Anno 1813, da fiel weinend seine Frau um Frau Sturm's Hals. „Sie, Sie haben mir den theuern Mann, nächst Gott, erhalten,“ sagte sie. –

„Und Sie legen Ihr theures Kind an meines Kindes Herz, und begründen unser Glück,“ flüsterte Frau Sturm — „wer ist's da, der danken muß?“

Jetzt kamen die alten Zeiten wieder zur Sprache und Krepmans wurde nicht müde, der guten Mutter Sturm Verlegenheiten dadurch zu bereiten, daß er ihre treue Mutterliebe und Muttersorge unabläßig pries.

Carl war zu Emiliens großem Leide abwesend, aber die Eltern erwarteten ihn stündlich. Sie stand stundenlang auf der Lauer, bis sie ihn möchte kommen sehen.

Als sie eines Tages Alle im Garten saßen beim Kaffee, knarrte das Pförtchen am Garten.

„Carl!“ rief Sturm freudig.

Da sprang Emilie auf und ihm mit ausgebreiteten Armen entgegen; aber als sie vor ihm stand, sanken ihre Arme plötzlich herab, sie wurde bleich, wie eine weiße Rose — denn in der Laube erschallte, von Krepmans angeführt, ein unwillkürlich hervorbrechendes Gelächter.

Emilie konnte nicht von der Stelle; aber sie brach in ein bitteres Weinen aus.

„Warum wollen denn diese lieben Arme mich nicht umpfangen, die mir geöffnet waren?“ fragte Carl leise das trostlose Mädchen.

Sie schwieg, weil ihre Brust zum Bersten voll war. Da zog er sie, überwältigt von seinem eigenen Gefühle, an seine Brust und sagte: „Meine Emilie!"

Dies Wort brachte wieder Leben in das Mädchen.

„Ja, Dein!" sagte sie. „Dein auf ewig!" Und jubelnd preßte sie Carl an seine Brust, und trug sie mehr als sie ging, zur Laube.

„O Euer Lachen," sagte er, „hat die schönste Blüthe, die sich eben erschließen wollte, in ihrem Entfalten gestört! und doch hat sie sich erschlossen! Emilie will mein sein auf ewig. Sie hat es gesagt. Väter und Mütter, Euer Segen kann noch ein Paar glücklich machen! Versagt ihn uns nicht!"

„Nein, nein," rief Krepmans, „den Meinen habt Ihr schon lange!" Und sie segneten sie und Alle waren glücklich und Emilie vergab das Lachen, das sie so unglücklich gemacht und doch die Pforte ihres Glückes war.

In den acht Tagen, welche die glücklichen Menschen zusammen blieben, brachte denn Krepmans seinen Plan zur Sprache, daß auch Carl seinen Weinhandel aufgebe und in sein Fabrikgeschäft eintrete. „Natürlich," sagte er, „ziehen die lieben Eltern mit zu uns und veräußern hier Alles!"

Das war für Sturm eine schwere Aufgabe; doch — allein hier zu bleiben, fern von seinen Söhnen — das ging ihm auch an die Seele. Dennoch veräußerte er sein Besitzthum nicht, da die älteste seiner Töchter sich mit einem wackern Manne vermählte und im väterlichen Erbe blieb. Mit den übrigen Kindern zogen sie dann im folgenden Jahre zu Krepmans und feierten dort das Doppelfest der Vermählung ihrer Söhne.

Niemand war glücklicher als Krepmans.

„Die Familienzüge sollen leben!" rief er am Vermählungsfeste

aus, sein Glas erhebend. „Durch sie habe ich meinen Ernst gefunden und sie sind's, die mein Familienglück begründeten!“

Und es blühte fort und fort ungestört. Sturm's übrige Kinder wurden alle wohlversorgt, und als des Herrn Ruf ihn und seine Frau kurz nach einander aus dem Kreise der Liebe abrief, da folgte ihnen der innigste Dank, die reichste Liebe und Krepmans erbte den Großvaterstuhl, dem er so oft die Lobrede gehalten!

Der Grenzwächter.

Eine Geschichte aus den zwanziger Jahren.

1.

An einer der Grenzen der Preußischen Rheinprovinz läuft ein kleiner Fluß hin, welcher eben die Grenze an den meisten Stellen bildet, obwohl das jenseitige Gebiet an anderen über den Fluß herüberreicht.

Wie alle Gebirgswasser ist er unendlich launisch; ändert seinen Lauf in manchem Winter bedeutend und legt sein, alles Pflanzenleben und alle Cultur vernichtendes Rollgestein, oft hoch über weite Strecken, die der Pflug gefurcht oder auf denen saftige Wiesen ihr duftiges Heu gespendet hatten. An anderen frißt er gierig das schönste Land weg, um es wieder an anderen Stellen anzulegen, wo er vielleicht im letzten Jahre ebenso zerstörend gewirkt haben mochte.

Im Sommer wird er so seicht, daß die ländlichen Anwohner, leicht geschürzt, ihn ohne alle Mühe durchwaten; aber wenn der Herbst den Schooß seiner Wolken öffnet, wenn der Winter seinen Schnee einmal schmilzt, oder wenn der lange lagernde im nahenden Frühlinge der Sonne weicht, oder endlich wenn heftige Gewitterregen sich entladen, dann schwillt er an mit wilder Macht, raset mit seinen rothen Wellen dahin und droht Unheil und Verderben, wo ihm irgend ein Hinderniß in den Weg tritt.

An diesem kleinen Grenzflusse war, ehe noch der Zollverein seine Arme um weitere Gebiete geschlungen hatte, so recht die Stätte des Schmuggels, und dies gesetzwidrige, das Volk sittlich verderbende Treiben hatte an seinen Ufern eine Höhe und Keckheit

erreicht, welche die Wachsamkeit der Grenzbeamten höchlich in Anspruch nahm, den Dienst bis zur Unerträglichkeit steigerte und die Besetzung der Grenze in doppelter Zahl dringendst heischte.

Obgleich dem vollkommen genügt wurde; obgleich die Beamten Tag und Nacht auf den Beinen waren, selbst bis zur völligen Erschöpfung leiblicher Kraft; obgleich man nichts versäumte, die fein ersonnenen Listen der Schmuggler zu durchschauen: die niederen Ufer, an denen Erlen, Pappeln und Weiden hundert Verstecke abgaben, die hundert und hundert Helfershelfer, der außerordentliche Gewinn, machten alle Bestrebungen der Beamten zu nichte, und es war für sie zum Ausderhautfahren, wenn sie wußten, wie der Schmuggel blühte, und doch ihm nicht wehren konnten. Abgesehen von anderen Produkten der Industrie &c., war es besonders Wein und der das Volk langsam vergiftende Branntwein, deren Einschmuggeln Hunderte von Leuten in der Ausdehnung der Grenze beschäftigte.

Besonders war es eine Stelle, wo der Schmuggel am Eifrigsten betrieben wurde, und mit einem unbegreiflichen Erfolge.

Etwa einige Tausend Schritte, und stellenweise nicht so weit, schloß der Fluß ein reiches, herrliches Gelände ein in ziemlich weitem Bogen, und schier in der Mitte dieses Bogens lag ein altes, aber sehr gewerbthätiges Städtchen, welches sich mit dem Rücken an ziemlich hochansteigende, meist dichtbewaldete Berge lehnte. Hatten die Schmugglerbanden die kurze Ebene des Thales durchschritten und jene Waldhöhen erreicht, dann war ihre Spur nicht mehr zu verfolgen. Am jenseitigen Ufer aber trat dichtbewaldetes Gebirge nahe bis zum Flußufer. Und wenn auch der Hochwald nur die Gipfel und Kuppen der Berge deckte, so zog sich an deren abfallenden Seiten der dichte Niederwald herab, nicht weniger zum Verstecke geeignet, als der dunkle Forst. Obwohl es in dem Städtchen ein Zollamt gab, das mit äußerst thätigen Beamten besetzt war; obwohl es von geriebenen Grenzwächtern wimmelte — die halbe Bevölkerung bestand aus Schmugglern, die sich in alter

Weise in die Hände arbeiteten und ihr ruchloses Geschäft mit einer so durchgesiebten Pfiffigkeit trieben, daß, obgleich man sie kannte, dennoch alle Schlauheit fruchtlos blieb, die ihnen die Beamten entgegensetzten.

Eine Stelle des Ufergebiets in der Nähe dieses Städtchens diente dem Schmuggel vorzüglich als Uebergangspunkt.

Der Fluß machte an dieser Stelle eine kurze Krümmung in's diesseitige Gebiet. Beide Ufer waren von Weiden und Erlen dicht bewaldet und eine ziemliche Strecke zogen sich Korbweidenpflanzungen vom Ufer in's Land. Dort lag eine Mühle, deren Mahlgänge in steter Thätigkeit waren. Durch die Korbweidenpflanzung, die theilweise dem Müller eigen war und sich über einen Landstrich ausdehnte, welchen vor etwa fünfzehn Jahren der Fluß hier angelegt, während er jenseits tief in das Land hineingerissen, zog sich der Mühlgraben, welcher den Rädern ihre Triebkraft sehr reichlich zuführte. Er war schmal, aber tief, und seine beiden Ränder waren dicht mit Erlen bepflanzt. Unterhalb der Mühle floß er mit kurzer Schwenkung zum Fluß und mündete in denselben wieder ein.

Die schöne Mühle hieß daher die Erlenmühle. Sie lag wunderhübsch an einer Wiese, die sich zum Flußufer zog; ein schöner Garten grenzte an die Wiese und jener Erlenkranz des Mühlteichs schloß die Mühle so vollkommen von der breiten, ebenen Thalsohle ab, daß man kaum ihr Dach erblickte.

Wer die Lage der Mühle sah, mußte bekennen, daß es keinen Ort gab, der zum Schmuggel zweckmäßiger hätte sein können. Wurde durch den Müller nachgeholfen, so konnte man am ganzen, schmalen Mühlenteich, wo es Einem beliebte, einen Steg überwerfen; dann war man in den Weiden und dann war es ja leicht, den Wald zu erreichen, wo Alles ein Ende hatte.

Der Müller Kerrmann stand allerdings im Ruf eines ehrbaren Mannes. Man achtete ihn allgemein. Wie reich er auch anerkannter Maßen war, so war er kein Geldmops, kein Mammonsknecht, am wenigsten ein Thalerraßler. Wenn nun auch

Alles für Kerrmann's Unbescholtenheit sprach, die Zollpartei war dennoch anderer Meinung.

Besonders war es der Inspektor. Früher war er Polizei-Commissarius in der Hauptstadt gewesen. Das will Etwas sagen. Die Feinnasigkeit der Polizei ist bekannt und berühmt, und Einen, der auf die Nase gefallen war, machte man gewiß nicht zum Polizei-Commissarius. Er that sich auf seine absonderliche Pfiffigkeit etwas zu gut, und hatte sich gerühmt, als er in das Städtchen kam, er würde die Schmuggler schon recht kuranzen und dem Unwesen ein schnelles, glänzendes Ende machen; aber trotz der feinen Polizeinase hänselten ihn die Schmuggler ganz heiter, und er kam schier vor Aerger nicht mehr zurecht. Sie nannten ihn mit einem landesüblichen Ausdruck für solche Gesellen, den „Spinnenfresser," und dieser Name war das einzige und nicht einmal noch obenhin anerkannte Siegeszeichen, das er nach einer volljährigen Thätigkeit erzielt. Er gönnte sich keine Nacht die Ruhe; war fast immer auf den Beinen; revidirte die Posten noch einmal; lag manche laue Sommernacht im Freien und erwischte Nichts. — Das brachte ihn aus Halt und Fugen.

Durch die allergenauesten Ortsuntersuchungen war er mit jedem Handbreit Erde am Ufergebiet vertraut. Oft saß er halbe Tage auf einer erhöhten Stelle und suchte der Orte Gelegenheit zum Schmuggel zu erforschen. Da war er denn zu der Ueberzeugung gekommen, daß, und selbst wenn der Müller einen Heiligenschein trüge, so umfangreich und geschwollen, wie der in der Apollinaris-Kirche bei Remagen, er die Hand im Spiele habe. Er untersuchte sein Haus, aber er fand nichts; er umstellte es so enge, daß keine Maus durch den Kreis konnte, und er konnte nichts auf ihn bringen; ja, als dies geschah und er alle seine Mannschaft dazu aufbot, gingen die Schmuggler grade vor dem Städtchen in Schaaren über und brachten mehr verbotene Waaren in's Land in der Einen Nacht, als sonst in Monaten.

Hier war Verrath im Spiel; aber von wem, durch wen, wie? Das waren Fragen, an deren Antwort alle Schlauheit des ehemaligen Polizeimannes Schiffbruch litt. Und dennoch schwor er, der Müller sei der Hauptbahn, mochte man sagen, was man wollte. Daß die Schmuggler selbst so üppig wurden, daß sie dem eifrigen Inspektor allerlei ätzenden Spott anhingen, ihn durch allerlei lustige Possen, die sie ihm spielten, uzten, das war sein stets wachsender Zorn. Er hatte, denn der lange, dürre, vornehm wachsbleiche Mann war außerordentlich ehrgeizig, durch seine erträumten Pfiffigkeitssiege mit Sicherheit gehofft, binnen Jahresfrist Steuerrath zu sein, und nun blieb das Alles aus, ja, er errang nicht einmal ein Zeichen der Anerkenntniß. Das schlaue Volk der Schmuggler mußte ihm diesen Naturfehler, den Ehrgeiz nämlich, abgelauscht haben: sie sagten, wenn es der Inspektor zum Steuerrad*) bringe, so mache er sicher, daß das Schiff strande. Das hörte der arme Mann wieder und zog es sich heillos zu Gemüthe.

Im Aerger über all' das Mißlingen, meinte er, die Beamten seien alle Krautköpfe und nörgelte so lange, bis man ihm die Schlauesten von der holländischen und luxemburgischen Grenze schickte; aber auch mit denen — blieb's, wie es war.

Grade, als er es dahin gebracht hatte, daß man ihm recht geriebene Bursche sandte, war ihm Einer zugesichert, der für den gewandtesten an der luxemburgischen Grenze gegolten hatte. Der Mensch hieß Weber und genoß des besten Rufes.

Der Inspektor war grade in der letzten Nacht wieder auf eine sehr empfindliche Weise gehänselt worden. Ein Brief ohne Namen zeigte ihm an, die Schmuggler würden in großer Zahl an der Sturmecke, wie eine Stelle hieß, übergehen. Er möge seine Maßregeln treffen.

Aha! dachte er, das ist wieder ein Lumpenstreich, dich zu

*) Denn eben in dem d am Ende lag der Schifferwitz.

äffen. Sie erwarten, du gingest mit deinen Leuten dorthin und bei der Erlenmühle gehen sie dann sicher über!

Er also mit aller Macht an die Mühle; aber das hatten die Schmuggler vorausberechnet und gingen wirklich an der Sturmecke herüber, und der geprellte Inspektor lag bis Tag mit aller Mannschaft an der Erlenmühle und — dort regte sich kein Weidenblättlein. Als er aber heimkam, gab ihm die Hausmagd einen Brief, den sie bei'm Oeffnen der Thüre gefunden. Darin dankten ihm die Schmuggler für seine Güte, ihnen an der Sturmecke so ganz freien und fröhlichen Uebergang gelassen zu haben.

Vor Aerger ging er nicht mehr zu Bette, sondern setzte sich an seinen Schreibtisch, um durch Arbeit die Grillen zu scheuchen; allein die Macht der Natur war größer, als die der Grillen — er stützte den Kopf auf die Hand und schlief ein.

Es mochte nahezu eilf Uhr des Morgens sein, als es an seiner Thüre leise und bescheiden anklopfte. Er erwachte, rief und bald trat ein schöner, kräftiger, junger Mann in Grenzwächteruniform herein, grüßte militärisch mit feinem Anstand und stellte sich als den hierherversetzten Grenzwächter Weber vor.

Sehr freundlich sagte der Inspektor: „Es ist mir sehr lieb, daß Sie da sind, mein lieber Weber. Es geht Ihnen ein sehr guter Ruf voraus."

Weber verbeugte sich.

„Ich hoffe, Sie werden ihn hier noch erhöhen!" sprach der Inspektor.

„Werde meine Pflicht thun!" war die Antwort.

„Setzen Sie sich," fuhr der Inspektor fort. „Ich muß Sie mit der Lage der Dinge hier bekannt machen; alsdann werden Sie gleich morgen frühe die ganze Grenzlinie, welche hier zu bewachen ist, sich ansehen, prüfen, studiren, und dann erst den Dienst antreten."

„Zu Befehl!" sagte Weber und nahm auf einen nochmaligen

Wink seines Vorgesetzten Platz. Dieser legte ihm nun Alles aus, wie es stand, und wie es die Racker, die Schmuggler nämlich, trieben. Der pflichttreue Mann redete sich aber so in den Zorn hinein, daß es für Weber schier Mühe kostete, der komischen Wirkung Widerstand zu leisten. Indessen lernte er denn doch die großen Schwierigkeiten des Dienstes dadurch zur Genüge kennen.

Die Dazwischenkunft eines andern Beamten, der eine Meldung zu machen hatte, wollte der junge Weber benutzen, um sich zu beurlauben, allein der Inspektor gebot ihm zu bleiben.

Die Unterredung mit dem Beamten besänftigte den Inspektor wieder, und als der Beamte weggegangen war, setzte er sich in gemüthlicher Stimmung zu Weber und es entspann sich ein Gespräch, dessen Inhalt uns mit Weber's Geschicken vertraut macht.

„Sind Sie lange im Dienste?"

„Drei Jahre."

„So kurz erst? Sie haben gedient?"

„Ja, Herr Inspektor."

„Wo?"

„Bei der Garde."

„Ja, ja, Sie haben eine stattliche Figur."

„Wo zu Hause?"

„In Langensalza."

„Leben Ihre Eltern noch?"

„Ich bin seit meiner frühesten Kindheit verwaist und stehe allein in der Welt, ohne alle Verwandte."

„Mein Gott! Von wem sind Sie denn erzogen worden?"

„Von meines Vaters Bruder."

„Der war?"

„Müller bei Langensalza."

„Da wundert's mich, daß Sie nicht Müller geworden sind. Er hätte sie Ihnen ja vermachen können?"

„Es war eine Lehensmühle. Ich wäre gerne Müller geworden,

aber mein Oheim sagte: „Es ist ein staubig Geschäft und es ist die Frage, ob Du es je zu einer eigenen Mühle bringst? Denn dazu gehört, wie Montecuculi vom Kriege sagte: Erstens Geld, und zweitens Geld und drittens viel Geld."

Der Inspector sah ihn kurios an, von wegen des Montecuculi.

„That er denn nichts für Sie?" fragte er weiter in alter Gewohnheit, Alles auszufragen.

„Gott lohn' es ihm!" sagte Weber. „Er hat mich das Gymnasium meiner Vaterstadt durchlaufen lassen bis an die Schwelle der Prima. Da starb er."

„Und Sie?"

„Ich konnte die Schule nicht länger besuchen, denn ich war blutarm."

„Schade für Sie? Was machten Sie nun?"

„Ich wurde Schreiber am Amte und verdiente kümmerlich mein Brod."

„Und dann?"

„Wurde ich Soldat."

„Auf Avancement?"

„Entschuldigen Sie, Herr Inspector. Dazu fehlten mir die Mittel. Ich trat, weil ich keine Mittel hatte, dreijährig ein: schrieb bei'm Auditeur und Rechnungsführer, und wurde Corporal, und vertrat zuletzt Feldwebelsdienste, weil dieser erkrankt war."

„Warum blieben Sie nicht in der Carriere?"

„Weil mich der Major chikanirte."

„Sie nahmen Ihren Abschied?"

„Weil es meine Ehre forderte, mich nicht mißhandeln zu lassen."

„S — o? — Und dann traten Sie in unsere Partie?"

„So ist es."

„Daran haben Sie wohl gethan. Ich hoffe, Sie werden hier die Racker erwischen."

„Werde meine Pflicht thun."

„Der Allerschlimmste ist der Erlenmüller, wie ich Ihnen sagte. Dem müssen Sie aufpassen. Er ist schlau. Haben Sie schon eine Wohnung?“

„Ich bin vor einer halben Stunde angekommen und mein Erstes war es, mich dem Herrn Inspektor pflichtschuldigst vorzustellen und mich zu Befehl zu melden.“

Der Inspektor nickte beifällig. „Da Sie noch keine Wohnung haben, so will ich Ihnen einen Rath geben, den Sie mir noch danken werden. In der Marktgasse wohnt eine betagte Wittwe, die ganz allein in der Welt steht, die Wittwe Kerrmann, eine grundbrave Frau. Die vermiethet eine freundliche Stube, wie ich mir habe sagen lassen; gibt auch die Kost. Sie ist die Wittwe eines Spezereikrämers, der aber zurückgegangen ist und dann starb. Sie ist — das will ich ihnen im Vertrauen sagen — die Schwägerin des Erlenmüllers. Setzen Sie sich bei ihr in's Vertrauen, so können Sie, bei einiger Schlauheit, ihr Vieles ablocken von ihrem Schwager, was Sie für den Dienst herrlich benutzen können.“

Weber sah den Inspektor fest an, so fest, daß dieser sein Auge niederschlug.

„Das werde ich nicht thun, Herr Inspektor,“ sagte er fest.

„Und warum nicht?“ fragte der Inspektor scharf.

„Weil es ein Judasstreich wäre!“

„Aber die Pflicht?“

„Fordert keine Judasstreiche, sondern Treue!“

Der Inspektor sah etwas verblüfft drein.

„Nun, nun,“ sagte er, „so haarscharfe Distinctionen hätte ich nicht erwartet.“

„Sie sind ganz einfach,“ versetzte Weber. „Meine Grundsätze stehen fest. Ich kenne meine Pflicht und werde sie mit aufopfernder, hingebender Treue ausüben — aber zu solchen Dingen, die nach etwas Anderem schmecken, bin ich nicht gemacht und nicht berufen!“

Der Inspektor sah, daß er sich verfahren hatte. Er lenkte ein

und suchte es so darzustellen, als sei es von ihm so eine Probe gewesen. Er pflege es so mit einem Beamten zu halten.

Weber zuckte die Achseln und schwieg.

Der Inspektor fühlte seine unbehagliche Lage und stand auf. „Lassen Sie das bei Seite,“ sagte er dann sehr väterlich, „und miethen Sie sich bei Frau Kerrmann ein. Sie werden es mir Dank wissen. Ich kenne die Leute des Städtchens durch und durch. Adieu!“

Weber grüßte militärisch und entfernte sich.

Der Inspektor kratzte sich hinter dem Ohr. Da hat mir der fatale Polizei-Commissarius einen unangenehmen Streich gespielt, sagte er zu sich selbst. Der Kerl hat Haare auf den Zähnen und ein scharfes Gebiß. Item, er scheint ein tüchtiger Mensch. Ich werde mir ihn schon zu verpflichten wissen, daß er einen falschen Tritt vergißt. Unangenehm aber ist's mir doch! Blamirt bin ich und abscheulich blamirt, und der Mensch hat Charakter und Kenntnisse. Das ist und bleibt höchst eklig! Ich gäbe Viel darum, wenn's nicht geschehen wäre!

2.

Dem steckt der Polizei-Commissarius noch in allen Knochen! sagte Weber zu sich, als er wegging. Irrt sich in mir! Zum Spion bin ich nicht angethan. Ich denke, ich habe ihm die Zähne gewiesen. Er wird daran genug haben und mich in Ruhe lassen.

Unter solchem stillen Selbstgespräche kam er zu dem bescheidenen Wirthshause, in dem er eingekehrt war.

Nachdem er gegessen, fragte er die Wirthin, die eine sanfte, liebe Frau war und ihm Vertrauen eingeflößt hatte, nach einer Wohnung. Sie nannte ihm verschiedene. Darunter auch die bei der Wittwe Kerrmann in der Marktgasse.

Auf seine Frage, was diese für eine Frau sei? erhielt er eine volle Bestätigung dessen, was der Inspektor gesagt. Die Wirthin rieth ihm sehr, sich dort, wo möglich, einzumiethen, weil er nirgends besser gehalten sein würde. Es war ihm lieb, dies zu hören, denn wenn er wo anders sich eingemiethet hätte, konnte es leicht sein, daß es der Inspektor als eine absichtliche Widersetzlichkeit gegen seinen Rath angesehen und ihm falsch geworden wäre, und das wollte er doch nicht haben. Zwar schien ihm der Inspektor ein ganz guter Mensch zu sein, der aber noch in der Polizeigewohnheit stecke. Freilich hatte er anderweitig sich die Meinung gebildet, daß er, trotz aller Pfiffigkeit, denn doch das Pulver nicht erfunden habe; indessen, fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, ist ja das auch nicht nöthig, weil es erfunden ist, und der alte Freiburger Mönch allen sogenannten Klugpfiffern die Mühe erspart hat! Uebrigens, dachte er, wisse man doch noch nicht, was der Inspektor hinter den Ohren habe und, da nun auch die Wirthin in das Lob desselben in Betreff der Wohnung und Vermietherin eingestimmt, sei es in jedem Falle gut, wenn er sich als gehorsam darstelle.

Er schritt denn nun, da ihm die Wirthin das Haus genauest bezeichnet hatte, der Marktgasse zu, fand das Haus und trat ein.

Der Zoll, der in aller Welt die Leute ungemüthlich macht, hatte es auch in der Gegend bewirkt, in welcher Weber jetzt sich einheimisch machen wollte. Es ist eine Erfahrung, die schon in Israel sich erprobte, wo man die Zollerheber gemeinhin: Sünder nannte, daß die Abneigung gegen die Sache sich im Volke auch auf die Menschen überträgt, welche ihr dienen. Waren doch ebenso die französischen Douaniers verhaßt gewesen. Auch die Grenzwächter trugen jenen Volksunwillen, jene Abneigung schwer.

Selbst Frau Kerrmann, sonst eine treue, milde Seele, sah doch etwas säuerlich drein, als der junge Grenzwächter in ihre Stube trat und sie mit ansprechender Höflichkeit grüßte. Sie hatte vorausgesehen, was ihn zu ihr führte, und hätte, so sehr ihre Lage

das Vermiethen ihres Zimmers wünschenswerth machte, doch lieber jeden Andern als Miether gesehen, als einen Grenzwächter. Ihre Abneigung hatte überdies einen sehr nahe liegenden Grund.

Sie lebte fast großentheils von der Güte ihres Schwagers, des Erlenmüllers Kerrmann, und hielt mit Grund viel auf den Mann, der sich so ehrenwerth gegen sie betrug, daß die gute Alte von Dankbarkeit gegen ihn ganz durchdrungen war und nicht höher schwur, denn bei ihm. Nun hatte die Zollpartie dem Schwager Kerrmann übel mitgespielt. Sie, die Wittwe, glaubte nichts weniger in der Welt, als daß ihr Schwager mit den Schmugglern im Bunde sei, weil er es entschieden ablehnte. Und doch hatten sie ihn so auf der Mucke, bewachten ihn, wie einen Dachs in der Höhle, durchsuchten schon zu verschiedenen Malen sein Haus vom Keller bis zur Dachfirste und mißhandelten ihn wahrhaft durch ihren Argwohn. Kerrmann haßte diese Grünröcke, wie er sie nannte, und so folgte es naturgemäß, daß sie sie nicht liebte. Das lag jedenfalls sehr nahe.

Indessen verfehlt ein bescheidenes, ehrliches, treuherziges Wesen niemals, einen guten Eindruck zu machen; als daher die alte, gutmüthige Frau in das offene, ehrliche Auge Weber's geblickt hatte, und er so bescheiden und treuherzig fragte, da wurde jener säuerliche Ausdruck im Gesichte des guten Mütterchens immer milder, und als er sich zu ihr setzte und ihr sagte, wie er ein stiller Mensch sei, Keiner, der in die Wirthshäuser gehe, und so weiter, da vergaß sie die Abneigung gegen den Stand durch das Liebenswürdige der Person.

Anfangs war sie in Zweifel gewesen, ob sie ihm das Zimmer nur zeigen sollte, ohne mit ihrem Schwager Kerrmann geredet und sich versichert zu haben, daß ihm ein Grenzwächter als Miethsmann bei ihr nicht ein Dorn im Auge sei. Weber's gewinnende Weise aber bestach die gute Alte so sehr, daß sie ihm das Zimmer ohne Weiteres zeigte und sehr geneigt wurde, es ihm zu vermiethen. — Sie traten ein.

Es hatte das Gemach jenen Charakter, der es Einem in so

einem Raume auf der Stelle heimisch werden läßt. Liegt es in der Form des Gemaches, in seiner Höhe, Breite, Helle? — Oder hat dies wunderbar wirkende Wesen eines solchen Raumes eine sich aufdrängende Aehnlichkeit mit einem anderen, in dem wir uns einst glücklich und wohl fühlten? — Ich weiß es nicht; aber das weiß ich von mir, daß es höchst elegante Räume gibt, in denen ich keines vernünftigen Gedankens fähig wäre, in denen mir alle Behaglichkeit abginge; und wieder andere, in denen ich bis an das Ziel meiner Tage wohnen und arbeiten möchte, ohne daß Einrichtung zc. mich bestechen könnte. Ob es Anderen auch so geht, weiß ich nicht; aber dem jungen Weber ging es justement gerade so in diesem hellen, freundlichen, reinlichen Gemache. Es hatte so eine mittlere Größe. Die geräthliche Einrichtung war ungemein einfach, ja, man konnte sagen, ärmlich. In der Nähe des Ofens stand ein uralter, lederbezogener Ohrensessel, in dem sicher der Urgroßvater der Frau Kerrmann schon mit seinen Sorgen stillen, stirnrunzelnden Verkehr gehabt; aber das Herz Weber's begrüßte ihn mit Freuden, denn gerade so einen hatte er sich gewünscht, und wo ihn auch die Laune seiner Vorgesetzten hingeschleudert, nie hatte er ihn gefunden, als hier. Ein alter, geisbeiniger Tisch, in dessen Gebeinen die Anopien ihre nie müßige Arbeit begonnen hatten; eine alte, geschweifte, eingelegte Kommode mit Messingbeschlag an den Schiebekästen, ein paar Stühle von Anno 1750 — kurz es war sehr einfach: aber reinlich wie geblasen. Ein Büchergestellchen war auch da, und ein Kleiderschränklein, für einen Einspänner groß genug. — Die Fenster waren groß und helle, und ihre steinernen Gewänder boten Raum, um ein Dutzend und mehr Blumentöpfe darauf zu stellen, woran Weber seine Liebhaberei hatte — in Summa — es gefiel ihm, wie nie ein anderes ihm gefallen hatte.

Frau Kerrmann forderte sehr anständig und Weber sagte zu. Dieser Handel war fertig. Noch aber war er nicht vollendet; denn der arme Weber wollte essen und trinken, wie andere ehrliche Leute auch.

In seiner einnehmenden, von glatter Zungenfertigkeit weit entfernten Weise, begann er, als er wieder in die Stube der Frau Kerrmann zurückgekehrt war, davon zu reden. Er sagte der guten alten Frau, sein Vater sei Lehrer, sein ihn erziehender Oheim Müller gewesen, der nicht einmal in glänzenden Umständen sich befunden habe, und leitete davon die Versicherung ab, wie er auch mit dem Allereinfachsten und Allerbescheidensten zufrieden sein, überhaupt, daß es sein Bestreben sein würde, mit ihr wie ein Sohn mit der Mutter zu leben. Es war ihm, der keine Redensarten liebte, Ernst mit der Sache. Die alte Frau Kerrmann hatte ihm auf den ersten Blick eine freundliche Zuneigung eingeflößt. Seine ehrliche Weise konnte aber auch keine andere Frucht tragen, als die des mütterlichen Wohlwollens von ihrer Seite, und so war denn auch dieses Geschäft schnell beendet zu beiderseitiger Zufriedenheit.

Weber ließ nun seinen Koffer und die drei Käfige mit Kanarienvögeln, die er sehr liebte und worin seine ganze Habe bestand, in's Haus bringen und packte aus. Er hing seine lieben Sänger an den Wänden auf, versorgte sie mit frischem Futter und Wasser, und ging alsdann zu einem Gärtner, um sich blühende, hübsche Gewächse zu kaufen, die er an seinen Fenstern aufstellte und die Fenster öffnete, damit die Luft hereinwalle. Auf das Bücherbrettchen stellte er seine Bücher auf, meist ausgezeichnete Werke, und dann war Alles fertig, und er ging nun, dem Inspektor zu melden, wo er wohne und seine weiteren Befehle in Empfang zu nehmen. Als der Inspektor ihn sah, überfiel ihn wieder eine Verlegenheit wegen des letzten Gespräches und der angemutheten Judasstreiche. Er kämpfte sie so ritterlich hinunter, als er konnte, und die edle Dreistigkeit des „Berliner Urnaturells“ half wacker. So trat er ihm gesammelt entgegen, äußerte seine Freude über seine Wohnung und bezeichnete ihm die Grenzstrecke genau, die dann Weber zu besichtigen ging, um sich ein wenig zurecht zu finden.

Die Gegend um das Grenzstädtchen ist reizend und mannig-

faltig; bald wild, bald anmuthig. Mit wachsendem Interesse sah sie sich Weber an.

Besonders aber war es die Lage der Mühle, welche ihn fesselte. Er war immer der Meinung gewesen, des Oheims Lehensmühle sei, in Betrachtung ihrer zauberisch schönen Lage, das Schönste, was man sich denken könne; aber das sah er hier denn doch um das Hundertfache übertroffen. Er durchschritt das seichte Wasser des Flüßchens, stieg an dem jenseitigen Ufer in die Gebüsche, suchte sich da einen Felsen, auf dem er einen Sitz fand und überschaute die wundervolle Gegend, die wie ein Rundgemälde sich vor ihm ausbreitete.

Weber hatte bei seiner höhern Bildung viel Sinn für Naturschönheit und hatte ihn recht gepflegt auf den Wegen, die ihn sein Beruf gehen hieß, und durch das Lesen guter Schriften. So konnte er sich in einen solchen Anblick ganz vertiefen, und Alles vergessen, was ihn drückte.

Wie auch sein Blick auf Berg und Thal, Wald und Flur, Wiese und Weinberg, in der buntesten Mischung vor ihm ausgebreitet, umherschweifte, immer weilte er wieder auf der Mühle, die vor ihm lag, wie sie sich an den Erlenkranz anschmiegte, wie der blühende Garten zur Seite sich hinzog; zur andern aber ein Obstgarten mit Rasen, und vor dem Hause die üppige Wiese.

Da belebte sich der Anblick auf's Anmuthigste und fesselte sein Auge ungetheilt.

Ein Mädchen sprang aus dem Hause neben dem Garten her und ein Zug von Hühnern und Enten und ein ungeheurer Schwarm Tauben folgte ihr im buntesten Gewimmel, lärmend und schreiend. Sie neckte sich mit ihnen herum. Die Tauben setzten sich auf ihre Achseln und ihren Kopf und schwärmten dann, wenn sie sie verdrängte, um sie im engsten Kreise herum. Es war das Anmuthigste, was man sehen konnte. Neckend und spielend führte sie die Thiere bis an eine sandige Stelle des Ufers, und dort streute sie

ihnen das Futter hin, und fing sich dann bald eine Taube, bald ein Huhn, das sie liebkoste. Er saß zu weit entfernt, um die Gesichtszüge des Mädchens zu sehen; aber er sah die schönste Gestalt, und die beweglichste, und freute sich an dieser natürlichen, ungekünstelten Anmuth, die jede Bewegung umfloß. Plötzlich erinnerte er sich, daß er ein kleines, aber sehr gutes Fernrohr bei sich trage, welches ihm schon manchmal auf seinen Wachposten gute Dienste geleistet hatte, da sein Auge in die Ferne nicht sehr scharf war.

Schnell zog er es heraus und richtete es auf das Mädchen. Es war eine jugendlich frische, schöne Gestalt, in der Fülle der blühendsten Gesundheit. Um ein liebliches, gutmüthiges Gesichtchen war ein reiches, blondes Haar, einfach aber zierlich gelegt. Sie trug die Kleidung, wie man sie im Städtchen trug, ohne modische Geziertheit, einfach und schmucklos, aber sie kleidete sich schön und Alles athmete Zucht und Demuth, die den Beschauer sehr anzog. Er konnte sein Auge nicht wegwenden, so lange er das Mädchen sah.

Als sie die Thiere gefüttert hatte, ging sie langsam nach dem Hause zurück. Die Enten gingen in den Fluß; die Tauben schwangen sich in weiten Kreisen in die Lüfte und richteten dann ihren Flug in die Flur, während die Hühner im üppigen Grase der Wiese umherschritten und ihre Nahrung suchten.

Lange noch haftete Weber's Blick auf der Stelle, wo das liebliche Mädchen, die er für des Müllers Tochter halten mußte, geweilt hatte, und erst, als die sich zum Niedergange neigende Sonne auch die Stelle erreichte, wo er bis jetzt im Schatten gesessen, verließ er sie und kehrte in das Städtchen zurück, doch schwebte ihm immer das schöne Bild vor dem Auge, an dem er sich so sehr ergötzt hatte.

Frau Kerrmann kam ihm freundlich entgegen. Er weilte nach dem Abendbrode noch ein Stündchen, dann ging er zur Ruhe, um morgen frühe auf den Beinen zu sein, da sein Dienst begann.

3.

Dem Inspektor wurmte es je länger, je mehr, daß er sich vor seinem Untergebenen auf eine so fatale Weise bloßgestellt und dieser Mensch ihm so keck es unter die Nase zu sagen gewagt hatte, zu solchen Judasstreichen, wie er sie ihm zumuthe, biete er seine Hand nicht.

Anfänglich war er mehr betroffen und verblüfft im richtigen Gefühle, wie wahr es doch eigentlich sei, was Weber ihm bemerkt hatte; allein je länger er es überlegte, wie fatal das Licht sei, in das er sich bei dem jungen Manne gestellt, desto unangenehmer wurde es ihm. Er fühlte es mit vollem Unbehagen, daß er sich, trotz seiner feinen Klugheit, die er wenigstens sich selber beimaß, doch allzu täppisch und dumm aus der Falle gezogen hatte, in die er durch seine eigene Schuld gerathen war.

Statt, daß er als rechtlicher, redlicher Mann in sich gegangen wäre, um vor ähnlichen Handlungen seine Seele zu wahren, die doch vor dem inneren Richter so wenig bestehen konnten, wie vor dem droben im Himmel, warf er einen Haß auf Weber, der ihn mit so großem Ernste zurückgewiesen hatte. Seine Eitelkeit war tief verwundet, und das vergaß er so leicht nicht, und Weber mußte entgelten, was er verschuldet.

Er stand am Fenster, als Weber kam, seine Befehle zu holen.

Da kommt der miserable Mensch, sagte der Inspektor zu sich selbst. Warte, du kecker Bursche, du sollst mich noch kennen lernen! Jetzt will ich dir den Streich spielen, der dich an die Judasstreiche gemahnen soll!

Weber trat mit aller Ehrerbietung ein.

Eine Weile ließ ihn der Inspektor stehen, nachdem er seinen Gruß mit einem vornehmen Kopfnicken erwiedert, und dann sagte er: „Haben Sie sich die Grenze angesehen?"

„Zu Befehl!"

„Wo glauben Sie wohl die gefährlichste Stelle zu finden?"

„Ohne Zweifel bei der Mühle."

„So! so! Nun, dort ist hinter der Mühle rechts die Höhe, von der man die Umgebung überschaut. Es sind Hecken da, sich zu verbergen. Sie finden da Ihren Collegen Lips. Haben Sie scharfe Augen?"

„In die Ferne nicht sehr."

„Dann hätten Sie unsern Dienst nicht wählen sollen," sagte mit Unmuth der Inspektor. „Kurzsichtige können wir nicht brauchen."

Weber sah ihn erstaunt an. Das war ein anderer Ton, als er ihn bis jetzt gehört, und es schien ihm, er klinge nach den „Judasstreichen." Um etwa Einem und dem Andern vorzubeugen, erwiederte er so sanft als möglich: „Ich habe anderthalb Jahre in Emmerich zur vollen Zufriedenheit meiner hohen Vorgesetzten gestanden, und ebenso lange an der luxemburgischen Grenze mit gleichem Erfolge. Nie ging mir Etwas durch. Indessen habe ich für besondere Fälle ein sehr gutes Fernrohr in der Tasche. Ich hoffe, es soll hier auch gehen."

„Wollen sehen!" sagte der Inspektor mit sichtlichem Unwillen; dann setzte er hinzu: „Uebermuth thut niemals gut. Nehmen Sie sich in Acht! Gehen Sie auf Ihren Posten. Dort bleiben Sie mit Lips bis acht Uhr diesen Abend. Niemand darf ahnen, daß Sie dort liegen."

Weber verbeugte sich und ging.

Kecker Bursche, rief zornig der Inspektor aus, warte nur, ich beschneide dir die Flügel noch gehörig!

Weber eilte nach Hause, nahm sich ein Stück zu essen mit und sagte der Frau Kerrmann, daß er vor acht Uhr nicht heimkehren würde.

Er ließ sich von einem anderen Grenzwächter den Weg bezeichnen und fand die Stelle. Unausgesetzt belugte er die Mühle und ihre Umgebung, weniger in der Hoffnung, Schmuggler zu entdecken, als das liebenswürdige Mädchen dort zu finden, das er gestern gesehen. Aber Alles blieb stille und ruhig, keine verdächtige

Spur ließ sich blicken; als aber der Abend nahte, sah Weber die schöne Müllerstochter aus dem Dunkel der Erlen hervortreten und nach der Stadt gehen. So lange er sie mit seinem Fernrohr erreichen konnte, folgte ihr sein Blick.

Sein College Lips schlief wie ein Murmelthier während des ganzen Nachmittags. Als er ihm darüber Vorstellungen machte, erwiederte dieser: „Warten Sie nur einmal ein paar Tage, so wollen wir sehen, ob Sie das aushalten. Der Inspektor hetzt uns Tag und Nacht, und man kommt in kein Bette mehr. Da überfällt Einem der Schlaf, wie ein übermächtiger Feind, und man kann ihm nicht widerstehen. Man ist ja doch auch ein Mensch."

Er hatte dies kaum halblaut geäußert, so raschelte es im Laube und der Inspektor kam zu ihnen.

Lips erschrack, aber er hatte nichts gehört.

Erst überschaute er die Gegend; dann sagte er zu Weber: „Geben Sie mir einmal Ihr Fernrohr!"

Er reichte es ihm ehrerbietig.

„Sehr gut," versetzte der Inspektor. „Alles richtig?"

„Wir haben nichts bemerkt," entgegnete Lips.

„Hm! So? Nun der Tag ist freilich keine rechte Zeit für die Schmuggler. Indessen fürchte ich, daß diese Nacht wieder heillos geschmuggelt werden wird. Ich habe die Mannschaft getheilt. Die Hälfte umstellt die Sturmecke; die andere stößt zu Ihnen. Sie bleiben bis Tag hier und umstellen die Mühle."

„Erlauben Sie, Herr Inspektor, daß ich mir zu Hause ein Abendbrod holen darf, ehe es dunkelt?" fragte Weber.

„Ich will es ausnahmsweise heute gestatten," erwiederte der Inspektor unmuthig. „Morgen nehmen Sie sich Mundvorrath für den Tag mit, wenn es nöthig werden sollte, Ihnen einen besonderen Auftrag zu ertheilen."

„Ich werde es pünktlich ausführen," sagte Weber, und der Inspektor ging brummend von dannen.

„Bei dem spinnen Sie auch keine Seide," sagte Lips als der Inspektor weit genug weg war.

„Hat nichts zu bedeuten," versetzte Weber. „Ich will meine Pflicht thun, mehr kann ich nicht und mehr darf er nicht fordern."

Lips blieb auf dem Posten und Weber ging nach der Stadt. Auf halbem Wege begegnete ihm das Mädchen, welches aus der Stadt zurückkehrte. Er grüßte achtungsvoll und sie dankte erröthend. Sie hatten sich beide nur mit Einem Blicke angesehen; aber der Blick war dennoch hinreichend gewesen, sich gegenseitig ganz zu sehen und der Eindruck, den er hinterließ, war ein sehr angenehmer für beide.

Weber bekannte sich, nie ein Mädchen gesehen zu haben, das ihm so gefiele, als dieses, und Müllers Mariechen sagte zu sich: Wenn das nicht der junge, neue Grenzaufseher ist, der bei der Tante wohnt, so will ich verloren haben. Sie lobt ihn ungemein. Ich glaube, sie hat Recht. Er sieht so treu und gutmüthig aus und — schön ist er, das muß ihm sein Feind zugestehen, wenn er einen hat! Sie hätte gerne noch einmal sich nach ihm umgesehen, ob er nicht nach ihr umsehe — aber das schickte sich nicht. Hätte sie aber gegen das, was sich schickt, wirklich sich umgesehen, sie würde dem Blick des jungen Mannes begegnet sein, der mehr als einmal ihn der leicht dahinschreitenden, schönen Gestalt nachsandte.

Als er heimkehrte, sagte er der Frau Kerrmann den Befehl des Inspektors.

„Ach, das ist ein harter Mann," versetzte die alte, gute Frau. „Er quält Jeden, der mit ihm zu thun hat und ist in der Stadt seines Hochmuths und seiner Quälereien wegen recht verhaßt. Doch," setzte sie begütigend hinzu, „es ist Ihr Vorgesetzter und mich geht's einmal Nichts an!"

Weber schwieg stille, nahm sein Abendbrod, seine Büchse, die er lud, und seine zwei Pistolen, die er stets trug, seit er einmal an der luxemburgischen Grenze von drei boshaften Wallonen überfallen worden war, und ging mit dem Wunsche einer guten Nacht für die

Frau Kerrmann, die ihn herzlich bemitleidete, daß er die Nachtruhe dem Dienste opfern müsse, seinem Beruf nach.

Als er wieder zur Stelle kam, wo Lips noch stand, erschien der quecksilberne Inspektor wieder.

„Sind lange ausgeblieben, Weber," bemerkte er bissig und scharf.

Weber, der sich bewußt war, nichts versäumt zu haben, hatte nicht übel Lust ihm das zu sagen; doch schwieg er und der Inspektor ärgerte sich, weil er auf eine Antwort gerechnet hatte, die ihm Gelegenheit gäbe, Weber zu demüthigen.

„Weber," sagte er nach einer Pause, „Sie allein gehen, wenn es dunkel geworden, hinunter zum Städtchen, und stellen sich außerhalb der Mauer so, daß Sie die beiden Wege, die am Flusse dorthin führen, im Auge behalten. Sehen Sie zu, daß Ihnen nichts entgeht, ich mache Sie verantwortlich!"

„Zu Befehl!" sagte Weber und stand stille da.

Der Inspektor ging endlich weg, um sich in der Nähe der Mühle einen sichern Versteck zu suchen. Sein Zorn über den Müller war seit gestern über die Maßen gewachsen. Abends nämlich pflegte sich der Herr Inspektor so tief herabzulassen, daß er mit den übrigen Beamten des Zollamtes in die bürgerliche Gesellschaft ging, welche sich im goldenen Hecht, dem ersten Gasthofe, zu einem Schoppen versammelte. Dahin kam auch der Müller Kerrmann.

So lange der Inspektor nicht da war, unterhielten sich die Bürger gerne mit den übrigen Beamten des Zollamtes, welche nette Leute waren. Sobald er aber kam, war das wie abgeschnitten, denn er würde es den Beamten, welche unter ihm standen, nicht vergeben haben, mit den Bürgern sich einzulassen.

Das wußten die Bürger wohl und rächten sich durch allerlei indirekte Neckereien, Anspielungen, Witzpfeile, die bei dem Manne allemal festsaßen. So sagte Einer der unabhängigsten Bürger, man erzähle sich von einer ungeheueren Schmuggelei, welche an einem entfernten Grenzorte vorgekommen sei in diesen Tagen.

„Wieder nicht erwischt?" rief der Müller Kerrmann aus. „Das ist doch zu toll! Man meint, die Kerle könnten sich unsichtbar machen, wie der mit dem Ringe im Mährchen. Vielleicht gibt's aber auch Ringe, die andere Leute blind machen?"

Ein Gelächter folgte und der Inspektor, der, ob er gleich mit den Beamten sich unterhielt, doch mit Einem Ohre herüber horchte, wurde bleich vor Zorn, denn er wußte wohl, wem der unblutige Stich galt.

Wart! Hallunke, dich kriege ich doch noch! sprach er in sich hinein, stand auf und ging weg.

Natürlich wurde jetzt noch mehr gelacht, und das hörte er noch im Weggehen und drohte alles Verderben dem Müller. Die Beamten wußten, wie es stand, und unterdrückten mühsam ihr Lachen.

Darum sollte nun einmal eine Reihe von Nächten die Mühle so umstellt werden, daß er sicher sein konnte, es könne ihm Nichts entgehen. Das hatte sich der Inspektor vorgenommen.

Kaum dunkelte es, als Weber nach seinem Posten ging.

Er fand dort hinter dem dicken Stamme eines Birnbaumes einen prächtigen Versteck, von wo er dennoch Alles überschaute.

Alles blieb ruhig bis gegen Mitternacht.

Da schien es Weber'n, als sähe er eine Reihe Gestalten vom Flusse herkommen. Rasch warf er sich auf die Erde und hielt das Ohr an den sehr ausgetrockneten Boden. Da war es denn keinem Zweifel mehr unterworfen, daß er viele Leute gegen sich herankommen hörte. Zu beiden Seiten des Weges wogten herrliche Kornfelder, die in dem guten Boden zu fast Mannshöhe ihre Halme erhoben. Leise schlich er in das Kornfeld und horchte. Sie kamen näher, leise unter einander flüsternd. Jetzt waren sie nahe bei ihm. Es waren Schmuggler mit Bündeln.

„Halt!" rief er mit seiner starken Stimme, und löste zwei Pistolen nach einander. Die Schmuggler, denn sie waren es, und zwar ihrer zwölfe, meinend, es seien viele Grenzaufseher hier versteckt,

warfen im Schrecken ihre Ballen ab und entsprangen. Weber schoß mit seiner Doppelbüchse noch zwei Schüsse in die Luft, was hinreichte, die Schmuggler zur eiligsten Flucht zu treiben.

Rasch lud er wieder und schoß noch zweimal in großer Schnelle nach einander, um Hülfe zu bekommen.

Von dem Orte, wo er stand, bis zur Erlenmühle war nur eine mäßige Entfernung.

Als der Inspektor die Schüsse hörte, fuhr er auf und sagte zu dem Grenzwächter, den er wohlweislich an seiner Seite hielt: „Das ist Weber gewesen! Ist der Kerl des Teufels? Wo bringt er die vielen Schüsse her? Oder sollten, gegen meinen Befehl, die Andern von der Sturmecke zu ihm gestoßen sein? Auf, wir müssen ihm zu Hülfe eilen!"

Als sie bei ihm ankamen, saß Weber gemüthlich auf einem Ballen und rauchte seine Pfeife.

„Was zum Kukuk machen Sie für einen Lärm?" rief er ihm heftig zu.

„Sie haben mich allein an diesen Posten gestellt," sagte Weber, und ich darf die zwölf Waarenballen, die ich den Schmugglern abgenommen habe, doch nicht hier liegen lassen und fortlaufen, um Hülfe zu holen. Die Schmuggler würden uns dann das Nachsehen ohne Zweifel gelassen haben."

So sprach scharf betont Weber, den die Bemerkung über den Lärm geärgert hatte. „Da mußte ich doch Signale geben, denke ich!"

Der Inspektor verschluckte die Pille.

„Zwölf Ballen!" rief er. „Und lauter Kaffee! Sie haben viel Glück, Weber, und Ihre Prämie wird sehr anständig sein."

„Schon gut," erwiederte Weber. „Schaffen Sie gefälligst Hülfe herbei, daß wir Alles auf's Zollhaus bringen."

Das Gewicht war zu schwer, es zu tragen. Daher ging einer von den Grenzaufsehern weg, einen Wagen zu holen.

Das währte sehr lange; der Inspektor aber blieb da, doch redete er kein Wort mehr.

Als die Waaren im Hofe des Zollhauses waren, sagte der Inspektor: „Gehen Sie nun zu Bette. Für diese Nacht ist nichts zu erwarten. Ich gehe nach der Mühle zurück.“

Am andern Morgen kam der Befehl, Weber solle die nächste Nacht am Sturmeck den Posten beziehen; alle Andern die Mühle umstellen. Die Nacht ging indessen ohne alle Störung vorüber. Die Schmuggler hatten eine bittere Lehre; aber ihr Haß warf sich auf Weber, den sie von da ab wie das Feuer fürchteten.

War er zu Hause, so sah man bis spät in die Nacht Licht in seinem Zimmer, weil er noch zu lesen pflegte. Das war schon in der ersten Woche ausgekundschaftet und Weber ahnte es, weil es ihm auf seiner früheren Stelle auch so gegangen war.

Es war am Montage der folgenden Woche, als wieder Weber allein am Sturmeck stehen sollte. Der Inspektor ließ einmal von seiner Ratte nicht ab, den Müller zu fangen. Schon acht volle Tage hatte man die Mühle umgarnt und nichts Verdächtiges bemerkt. Das sollte nun aber unausgesetzt so bleiben, bis man den Vogel würde auf dem Neste gefangen haben. Daß das nicht verschwiegen blieb, war sicher. Der Müller lachte in's Fäustchen, und die Schmuggler auch, die nur den Weber und den mehr, als die Andern alle fürchteten, und die Uebrigen, außer ihm, vom Leibe hatten.

Weber war an dem Montage Abends noch ziemlich spät zu Hause, und als er wegging, ließ er absichtlich sein Licht brennen. Das machte den Kundschafter sicher, Weber sei zu Hause diese Nacht, und da die Schmugglerbande wußte, daß die Mühle wieder umstellt war, trauten sie dem pfiffigen Inspektor zu, er habe die Furth am Sturmeck und die bei der Stadt vielleicht nicht einmal mit Wache bestellt; Weber wenigstens war zu Hause. Andere fürchteten sie nicht. So meinten sie.

Weber, obgleich berüchtigt, Kugeln zu laden, seit lebensgefähr-

liche Angriffe auf die Grenzaufseher versucht worden waren, lud doch nur dünne Schrote und ging dann unbemerkt aus dem Hause, als es dunkel war, und löste seinen Kameraden am Sturmecke ab. Er hatte sich gehörig vorgesehen, denn diesmal konnte er, da das Sturmeck viel entfernter, flußabwärts, lag, auf schnelle Hülfe nicht rechnen.

Die Schmuggler trauten übrigens doch nicht ganz, denn um zehn Uhr hatte Frau Kerrmann das Licht in Weber's Zimmer gesehen und es aus Furcht vor Brandgefahr und aus Sparsamkeit arglos ausgelöscht. Sie waren nicht sicher, ob Weber zu Hause sei und wo er stehe. Daher theilten sie sich, und eine Abtheilung wollte auf der Furth am Sturmeck den Fluß überschreiten, die andere bei dem Städtchen. Durch Zeichen, die sie allein kannten, wurde das nach dem Walde hinüber signalisirt und Alles war in Ordnung.

Weber saß am Sturmeck und fand schon jetzt, wie richtig die Bemerkung seines Kameraden Lips war. Der Schlaf übermannte ihn schier und besiegte ihn endlich. Zum Glück ging der Weg vom nächsten Dorfe nach dem Städtchen hier vorüber. Es kamen Leute, die durch ihr lautes Gespräch ihn weckten. Eine Viertelstunde später wäre er in die Klauen des Inspektors gefallen, denn er kam herangeschlichen, in der Hoffnung, Webern schlafend zu finden.

Der sah ihn kommen und nahm sich vor, ihn einmal in Schrecken zu setzen. Er kniete nieder und hielt ihm den Lauf seines Gewehrs entgegen und auf zehn Schritte rief er: „Halt!“

„Ich bin's!“ sagte der Inspektor erschrocken.

„Halt!“ donnerte ihm Weber zu, „oder ich schieße!“

Zitternd stand der Inspektor, bis Weber zu ihm kam.

„Sind Sie des Teufels?“ rief er. „Hätten mich am Ende niedergeschossen?“

„Warum nicht?“ sagte Weber möglichst gleichgültig. „Seit ich an der luxemburgischen Grenze mehr als einmal in Lebensgefahr gewesen bin, verstehe ich keinen Spaß. Ich war Soldat und weiß, was dem Wachposten ziemt, und hier kenne ich mein Recht

und meine Pflicht. Es ist nicht in der Ordnung, Herr Inspektor," sagte er scharf betont, „daß Sie nicht jeden Tag Parole und Feldgeschrei ausgeben. Sie riskiren am meisten. Nehmen Sie sich bei mir in Acht! Ich spasse auf dem Posten nicht, und schieße nieder, was mir zu nahe kommt!"

Es lief dem Inspektor, der an Muth keinen Ueberfluß hatte, eiskalt durch die Adern.

„Schon gut," sagte er sich sammelnd und ging. Er war indessen keine Fünfhundert Schritte von Weber entfernt, so flog ein Hagel derber Steine um seinen Kopf. Sie kamen von dem Berge her, an dem der Weg hinführte. Einer traf ihn, daß er fast zur Erde gesunken wäre. Eiligst kam er zu Weber zurück und klagte ihm seine Noth.

Weber sagte: „Da sehen Sie, daß es auch hier Ernst wird! Bleiben Sie auf meinem Posten, ich will die da oben schon fortschaffen."

Sogleich schlich er die Höhe hinauf. Die, welche den Inspektor verfolgt hatten, merkten seine Ankunft erst, als er ihnen in schußweiter Entfernung sein „Halt!" zurief. Aber von Todesschrecken ergriffen, flohen sie gegen die Stadt, wohin sie Weber verfolgte und ihnen zwei Schüsse nachsandte, ohne Jemanden zu treffen oder auch Einen einzufangen.

Er ließ absichtlich den Inspektor in Todesangst auf dem Posten.

Als er zurückkam, fluchte derselbe wie ein Türke über sein Ausbleiben.

„Gut," sagte Weber, „so werde ich Sie in Zukunft allein gehen lassen! Mag Sie dann treffen, was da will!"

Der Inspektor sah wohl ein, daß er einlenken müsse und that es. Weber begleitete ihn noch bis zur Stadt und kehrte auf seinen Posten zurück.

Am andern Morgen erhielt Weber die Kunde, daß er einen

Tag und eine Nacht vom Dienste frei sein solle. Dies war ihm willkommen, und, wie es schien, eine Belohnung.

Als er Morgens nach seinen Thierchen sah, die er zu füttern vergessen hatte, was ihm schwer auf's Herz gefallen war, fand er sie mit Allem bestens versorgt. Auch seine Blumen waren begossen. Er dachte, das hat die gute Frau Kerrmann gethan! — Aber auffallend war es ihm doch, daß Schiller's Gedichte auf dem Tische neben dem Sessel lagen — und — als er sich in denselben setzen wollte — fand er ein reines, weißes Taschentuch, das ihm nicht gehörte und die Buchstaben M. K. in der Ecke trug, indessen war es möglich, daß die gute Alte einmal nach der Arbeit ein Stündchen darin mochte gelesen haben.

Als die Zeit des Frühstücks kam, ging er herunter.

„Haben Sie denn heute einmal Ruhe?“ fragte sie.

Weber bejahte. „Ich bin Ihnen großen Dank schuldig,“ sagte er. „Sie haben meine Vögelchen gefüttert und meine lechzenden Blumen begossen.“

„Ach,“ sagte die Frau Kerrmann, „ich darf mir ein Verdienst nicht anrechnen, das ich nicht habe. Unser Mariechen kam gestern gegen Abend zu mir. Sie sah gleich, daß die Blumen ihre Köpfchen hängen ließen und meinte, Sie hätten sie wohl vergessen. Es wäre doch schade, sie vertrocknen zu lassen. Sie ist so ein wispelig Ding, das gleich Alles in Ordnung bringen muß. Da ist sie denn gelaufen, hat Wasser geholt und die Blumen begossen, und, wie ihr denn nichts entgeht, so sah sie auch gleich, daß die schönen Thierchen Mangel litten und fütterte reichlich; gab ihnen auch Salat, den sie sehr lieben. Sie hat's doch gut gemacht?“

„Vortrefflich!“

„Ja, sehen Sie, Herr Weber, das gute Kind wollte mir den Gang die Stiege herauf ersparen. Sie ist gar zu gut!“

„Dann gehört ihr auch ganz gewiß dies Taschentuch?“ sagte Weber.

„Freilich," entgegnete Frau Kerrmann. „Das hat sie vergessen und wird sie recht quälen, denn sie bat mich, es Sie doch gar nicht wissen zu lassen, daß sie in Ihrer Stube gewesen sei."

„Dagegen habe ich ja nicht das Geringste einzuwenden, und es war eine rechte Wohlthat, daß sie darinnen war, denn meine Thierchen und Blumen hätten ohne ihre Güte Noth gelitten. Ich hatte in der Eile Beides vergessen," bemerkte Weber.

Die Alte wurde gar nicht müde, die Tugenden Mariechens zu preisen, und man sah es recht, wie sie ihrem eigenen Herzen damit ein Genüge that.

Nach dem Frühstücke ging Weber auf seine Stube, las, schrieb und schlief den ganzen Nachmittag. Auch die folgende Nacht hatte er Ruhe. Darum, und weil er nicht ausgehen mochte, ging er gegen Abend herab zur Frau Kerrmann.

Als er eintrat, saß ein stattlicher, ernster Mann bei ihr.

Als Weber eintrat, stand er rasch auf und nahm seine Mütze, um sich zu entfernen. Es war der Erlenmüller, wie Weber mit Grund vermuthete.

„Ich will nicht stören," sagte Weber, verbeugte sich und ging gegen die Thüre.

„Sie stören nicht," sagte Kerrmann barsch. „Ich wollte eben gehen."

„Ich muß es doch glauben, daß mein Kommen unangenehm ist" — bemerkte Weber, „und das ist für mich so drückend, als für Sie." Er öffnete rasch die Thüre und entfernte sich.

Kerrmann ging ihm rasch nach.

„Bleiben Sie," sagte er; „ich will bleiben, um Ihnen zu zeigen, daß Sie im Irrthume sind."

„Ich erkenne meinen Fehler gerne," sprach Weber und trat wieder in die Stube.

Sie setzten sich; aber es war doch gegenseitig einige Verlegenheit.

Endlich sagte Kerrmann, das unangenehme Schweigen brechend: „Sie sind neu hierher gekommen — wie gefällt es Ihnen hier?“ —

„Es hat Alles zwei Seiten,“ sagte Weber. „Die Frage in Betreff der Gegend kann ich mit Freuden so beantworten: Ungemein gut. Die Gegend ist wunderschön. Ich kann mich nicht satt daran sehen, besonders die Gegend um die Mühle. Ein schöneres Fleckchen Erde hab' ich kaum irgendwo gesehen, und es zieht mich um so mehr an, als ich selbst in einer Mühle aufgewachsen bin.“

„Sie?“ fragte Kerrmann mit Theilnahme.

„Gewiß,“ sagte Weber, „und ich kenne das Geschäft durch und durch, denn ich habe wacker darin geholfen, auch Manches darüber gelesen.“

„Ei, der Tausend!“ sagte Kerrmann. „War denn Ihr Vater Müller?“

„Mein Vater war Lehrer und starb mir, wie meine Mutter, frühe. Da nahm mich ein kinderloser Oheim zu sich, der Müller war, und dort wuchs ich empor.“

„Hatten aber nicht Lust, Müller zu werden?“

„Warum nicht?“ entgegnete Weber. „Eine so unabhängige, freie Stellung in der einsamen Mühle; eine so recht frische Werkthätigkeit hätte mir schon sehr zugesagt; aber die Umstände waren nicht darnach angethan. Ich war arm und die Mühle meines Oheims war eine Lehensmühle —“

„Lehensmühle? Was ist das?“ fragte Kerrmann, dem der bescheidene junge Mann sehr gefiel, und der diese Sache gar nicht kannte.

„Ich glaube wohl,“ sagte er, „daß Sie das nicht kennen. Solche Verhältnisse sind hier, im Lande freien Verkehrs, ganz unbekannt.“ Er setzte nun dem Müller auseinander, wie die Mühle und Mahlgerechtigkeit seines Oheims ihm nicht eigen, sondern Eigenthum des Staates gewesen, der sie einst in früheren Tagen einem Vorfahren seines Oheims als Erblehen gegen gewisse Abgaben über-

tragen; daß aber mit dem Erlöschen der männlichen Nachkommen die Mühle an den Staat zurückfiel, wenn der Oheim starb. Er, als das Kind einer nicht zum Erben des Lehens berechtigten Schwester des Oheims, habe keine Erbansprüche erheben können. Sein Oheim habe zwar Alles versucht, aber es sei erfolglos geblieben. Da habe ihn denn der Oheim, der durch den Krieg, der die Mühle hart mitgenommen habe, arm geworden, in die Schule seiner Vaterstadt gesendet, und so habe er dem Wunsche, Müller zu werden, entsagen müssen. „Sie wissen wohl," schloß er, „ein Mühlknappe ohne Vermögen ist ein armer Schelm. Eine Mühle kriegt er nie, und so muß er dienen, ohne Aussicht auf ein Ziel. Das ist ein trauriges Loos, dem mich der gute Oheim nicht wollte anheim fallen lassen."

„Das ist freilich wahr," sagte Kerrmann, „und da hatten Sie wohl Recht, daß Sie einen andern Stand wählten."

„Nun mit dem Wählen ist es so eine Sache," sagte darauf Weber. „Man nimmt, wenn man arm ist, was sich darbietet, sonst — "

„Hätten Sie denn Ihren Stand nicht gewählt?" fiel Kerrmann ihm ein.

„Wahrlich nein!" sagte Weber mit einem Ausdrucke, der es kundgab, wie wenig er mit seinem Berufe zufrieden sei.

Kerrmann schwieg sinnend.

„Wie sollte ich," nahm Weber das Wort wieder, „einen Stand freiwillig gewählt haben, auf dem der Unwille der großen Mehrheit der nicht urtheilsfähigen Bevölkerung ruht? — Die Vernünftigen, die es beurtheilen können, scheiden zwischen der unangenehmen Sache und dem Menschen, welcher ihr dienen muß; die Andern werfen Eins mit dem Andern über Bord."

„Das ist wahr," sagte Kerrmann nachdenkend, und setzte dann nach einer Pause hinzu: „Es ist wahr, die Zollverhältnisse drücken Viele unschuldig und machen das Volk schlecht."

Weber verstand ihn wohl; aber er mochte nicht darauf eingehen. „Leider," sagte er, „ist das Letzte eine sehr betrübende Wahrheit." —

„Warum nicht auch das Erste?" fragte Kerrmann heftig.

„Es mag auch sein," sagte er, „doch steht es mir nicht zu, über Maßregeln, die der Staat für nothwendig erachtet, zu urtheilen."

„So mein' ich's nicht," fuhr heftig der Müller fort. „Man muß einen Unterschied machen, wie es mir scheinen will, unter dem, was das Gesetz ordnet und wie es die Menschen anwenden."

„Das ist eben die menschliche Unvollkommenheit" — sagte Weber.

„Sie wählen einen milden Ausdruck," versetzte Kerrmann. „Ich würde einen schärferen nehmen."

„Sehr möglich," sagte Weber ausweichend. „Sie haben vielleicht ausreichenden Grund dazu?"

„Kennen Sie mich denn?" fragte Kerrmann.

Weber verneinte es.

„Nun," sagte noch immer in dem gereizten Tone Kerrmann, „ich bin der Erlenmüller, der Besitzer der Mühle, welcher Sie vorhin ein so großes Lob wegen ihrer schönen Lage gespendet haben, und doch gäbe ich sie gerne weg, wenn ich einen Käufer fände, eben dieser Lage wegen!"

„Das verstehe ich nicht," versetzte Weber.

„Nun, das wissen Sie doch gewiß schon, daß ich, weil die Lage der Mühle dem Schmuggel günstig ist und mehrmals Schmugglerbanden diese Lage benutzten, ein Schmuggler sein muß, ohne daß ich es will? Ohne alle meine Schuld?"

Weber war zu ehrlich, etwas zu verleugnen, was er wußte. So unangenehm ihm aber auch die Wendung war, die das Gespräch genommen hatte, abbrechen konnte er es nicht, ohne dadurch gerade zu beweisen, daß er auch den Müller für schuldig hielt.

„Es ist freilich eine eigenthümliche Lage, welche Sie da bezeichnen," versetzte er.

„Das ist zu wenig," fiel ihm Kerrmann in die Rede. „Es ist eine unerträgliche! Und wer macht sie dazu? Nicht das Gesetz, nicht der Zoll, nein, der Inspektor, der einmal einen Pick auf mich hat. Er ist ein — doch — er ist Ihr Vorgesetzter!" verbesserte er sich und schwieg eine Weile, in der auch Weber eigentlich nicht recht wußte, was er sagen sollte.

„Ich weiß es wohl," nahm dann der Müller wieder das Wort, daß jede Nacht meine Mühle umstellt ist, und noch lange bleiben wird, als wäre sie eine Diebs- oder Mörderhöhle. So wird mein ehrlicher Name muthwillig untergraben, mein Ruf heillos gefährdet. Kann man das so ruhig hinnehmen?"

„Es ist schwer," sagte Weber, der den Mann für völlig schuldlos hielt. „Es ist schwer, wahrhaftig, und das gute Gewissen reicht kaum aus, so etwas geduldig zu tragen."

„Sie haben Recht," rief Kerrmann aus, „das macht's leichter; aber man kann sich doch nicht immer so darüber hinaussetzen! Das ist aber nicht Alles; der Mann hat schon zu zweien Malen mein Haus durchwühlt, daß es himmelschreiend war. Ich habe reklamirt, aber — es blieb dabei, weil ich verdächtig war."

Weber sann eine Weile nach, dann sagte er mit einer Miene, die es deutlich verrieth, es sei ihm ein Gedanke gekommen, der Hülfe leistet: „Wollen Sie einem jungen Manne ein Wort gestatten — das — vielleicht ein Mittel wäre, aus dieser Stellung zu kommen? Und darf ich darauf rechnen, daß nie, nie irgend Jemand erfährt, von wem der Rath kam?"

Kerrmann sah ihn betroffen an. Weber's Auge leuchtete; er blickte den Müller so eigenthümlich freudig an, daß dieser seine Hand ihm reichte und sagte: „Reden Sie, Sie sind, das sagt mir mein Herz, ein ehrlicher Mann; Sie sollen mein Wort haben, daß ich darüber unverbrüchlich schweige, was Sie mir sagen!"

„Nun denn, in Gottes Namen!" sprach Weber. „Ich würde an Ihrer Stelle bei dem Hauptzollamt darauf antragen, daß ein Posten vor Ihrer Mühle, auf der Wiese, die den ganzen Raum vom Beginne des Mühlteiches bis zu seiner Ausmündung in den Fluß überblicken läßt, als ständig besetzt werde. Das wird alle die Angebereien mit einem Male enden, und Ihre Gesinnung erhärten."

Der Müller sah ihn gespannt an, als er so sprach. Er schien jedes Wort Weber's auf die Wagschale zu legen, und als dieser geendet hatte, rief er aus: „Wahrlich, Sie sind ein guter Rathgeber! Ich danke Ihnen! Schon morgen führe ich es aus. Das ist der einzige Weg zum Frieden für mich!"

Er stand auf, drückte Weber's Hand, sagte seiner Schwägerin gute Nacht und entfernte sich, nach der Mühle zugehend.

Weber saß lange in tiefes Sinnen verloren.

4.

Der Inspektor saß einige Tage später an seinem Schreibtische, als ihm die Briefschaften von der Post gebracht wurden. Er las sie durch. Bei einem hielt er ein und verfärbte sich. Er las laut: „Der Müller Kerrmann hat bittere Beschwerde geführt, daß Sie länger als fünf Tage seine Mühle wie eine Diebeshöhle und Mördergrube umstellten, und ihn, gegen den Nichts vorliege, um seinen guten Namen und Credit brächten. Er verlangt, daß vor seiner Mühle ein beständiger Posten errichtet werde, der Tag und Nacht besetzt bleibe. Er bezeichnet selbst die Stelle, wo man das ganze Gebiet, das dem Schmuggel dienlich sein könne, nach allen Richtungen überblicken könne. Wenn wir auch Ihren Diensteifer in den Maßregeln erkennen, welche Sie getroffen haben, so können wir sie doch um so weniger billigen, als durch das Wiederkehrende, ja eine

Zeitlang Feststehende einer Maßregel, diese völlig erfolglos ist, was Sie selbst hätten einsehen müssen, und überdies die übrigen Posten entblößt werden, wo dann die List der Schmuggler es nicht unterlassen wird, Nutzen zu ziehen. Wäre z. B. der Grenzaufseher Weber nicht ein so tapferer Mensch, so würde die Schmugglerbande, welcher er allein eine so beträchtliche Menge werthvoller Waaren abnahm, sicherlich ihr Ziel erreicht haben. Wir geben Ihnen auf, dem Antrage des Müllers Kerrmann sofort zu genügen, die Posten mehr zu vertheilen und nur je Zweie an einen Ort zu stellen, die Anderen aber in angemessener Entfernung zu Zweien patrouilliren zu lassen, und schließlich uns, wie sie das ausgeführt, zu berichten."

Der Inspektor sprang auf, als ob ihn ein giftiges Gewürm gestochen hätte. Sein Kopf glühte. Er warf das Schreiben auf die Erde und stampfte mit dem Fuße darauf, kurz — er geberdete sich wie ein Wahnsinniger.

„Verdammt soll dieser Hallunke von Müller sein! Will sich weißbrennen, der Spitzbube, wo er sieht, daß es nicht mehr geht und ich ihm die Pulsadern unterbunden habe! Wirft nun die Schuld auf mich! Und die — am Hauptzollamt! wischen mir Eins aus, und das ist der Lohn für meinen Eifer! O, ich unglücklicher Mann!" Er rannte die Stube auf und ab. Plötzlich blieb er stehen. „Wer dem Müller den Rath gegeben? Am Ende der Weber, dem ich nur dreiviertel traue! — Wohnt da bei des Müllers Schwägerin, und ich bin Schuld daran! Meint man denn, daß Einer, der Polizei-Commissarius war, so kurzsichtig sein und so etwas nicht hätte voraus berechnen können? Dahin kommt doch sicher der Müller bisweilen?" — Er stand eine Weile stille. Dann stampfte er wieder mit dem Fuße auf.

„Es ist gewiß so, wie ich vermuthe! Aber ich komme dahinter, so wahr ich Polizei-Commissarius war! Und dann soll den kecken Burschen dieser und der holen! — Will ihn kuranzen!"

Wenn der Inspektor einmal eine Meinung gefaßt hatte, so war

sie niet- und nagelfest. Er verrannte sich dann so in der engen Sackgasse seiner Meinung, daß er den Ausweg nicht mehr zu finden im Stande war. So erging es ihm jetzt hier. Er zog Leute aus der Reihe der Aufsichtsbeamten, die ihm ergeben waren, in das Geheimniß und suchte so Gewißheit zu finden. Das gelang zwar durchaus nicht; aber das that auch nichts. Seine Meinung blieb unbeweglich fest, wie er sie einmal gefaßt.

Von da an wurde Weber mit aller Absicht von ihm gequält, wo und wie er nur konnte. Weber that seine Pflicht ohne Murren, ohne Vorwurf. Er fing mehr Waaren ein, als früher alle hier weilenden Beamten, da er die List der Schmuggler durch List überbot und sie so in ihren eigenen Schlingen fing.

Weber kam manchmal in acht Tagen in kein Bette, ja nicht aus den Kleidern. Fand ihn dann der arglistige Inspektor auf dem Posten eingenickt, dann brauste der Sturm und das Wetter auf sein Haupt. Er verfolgte ihn mit bissigen Sticheleien, blos um ihn zu reizen, damit er sich einen Subordinationsfehler zu Schulden kommen lasse. Weber trug Alles stille und suchte ihn durch Pflichttreue zu entwaffnen; aber er wußte nicht, daß er eine lange Nase gesehen hatte, und daß er ihn für die Ursache derselben ansah und ihn darum so sehr haßte und verfolgte.

Und gerade dies Schweigen bei seinen Kränkungen, dies geduldige Erfüllen quälender Dienstleistungen machte den Inspektor noch toller, denn er wußte nicht, wie er ihm beikommen solle, da er ihm Pflichtwidrigkeiten nicht nachweisen konnte.

Endlich kam es denn doch einmal so arg, daß Weber es leiblich nicht mehr ertragen konnte. Es mußte anders werden, das fühlte Weber.

Er trat zu dem Inspektor in seine Stube.

„Was gibt's?" fragte dieser bissig und hochfahrend.

„Nichts, Herr Inspektor, als die Frage, ob Sie es sich vorgenommen haben, mich umzubringen?"

„Wie? Was?“ schrie der Inspektor und sprang auf.

„Ich habe Ihnen blos anzeigen wollen, daß ich persönlich an das Hauptzollamt gehen will und bitte um Urlaub. Es ist der erste, den ich mir erbitte und den Sie mir nicht versagen werden!“

Weber sprach ruhig und bestimmt, aber der Inspektor sah, wie es stand.

Der Inspektor litt nicht am Ueberflusse des Muthes. Er war zum Hauptzollamt ohnehin in eine schiefe Stellung gerathen. Kam nun Weber's Klage, zu der Grund genug vorlag, das konnte er nicht leugnen, so konnte Schlimmes erfolgen. Das fiel ihm auf's Herz, und dieses, wie man bildlich zu sagen pflegt, ihm in die Schuhe. Er war indessen zu klug, das merken zu lassen und hielt sich gut, wenigstens meinte er es.

„Sie können keinen Urlaub kriegen,“ sagte er barsch. „Wollen Sie Beschwerde gegen Ihren Vorgesetzten führen, so thun Sie es schriftlich. Uebrigens, wenn Sie die Anstrengungen des Dienstes, die ich großentheils theile, nicht ertragen können, warum schweigen Sie dazu? Ich bin kein Unmensch — und habe Niemanden ein Leid zufügen wollen. Gehen Sie hin und erholen Sie sich. Sie sollen zwei Tage dienstfrei sein, selbst länger, wenn Sie es wünschen.“ —

„Das will ich nicht,“ sagte Weber. „Ich thue meine Pflicht gerne, aber mißhandeln kann ich mich nicht lassen. Es sind Andere, die über die andere Nacht Ruhe haben; seit sieben Nächten habe ich nicht geschlafen! Warum trifft mich das allein?“

„Wer sagt, daß ich das gewollt?“ — rief der Inspektor um Vieles milder aus. Kam das vor das Hauptzollamt, das erkannte er, so fiel's übel aus.

„Sie haben es befohlen!“ sagte Weber. „Ohne Ihren Befehl geschieht nichts.“

„So ist es ein Versehen; so wußte ich es nicht und ich kenne

Sie als brauchbaren Mann. — That ich Ihnen zu viel, so — ist mir's leid!"

„Warum reizen Sie mich alle Tage, daß ich mich vergessen solle?"

„Ich?" fragte der Inspektor kleinlaut, weil ihn sein Gewissen schlug.

Weber sah ihn verächtlich an und schwieg.

„Lieber Weber," hob er endlich an, „ich bin ein heftiger Mann. Seien Sie überzeugt, es soll Sie nichts mehr verletzen. Nun gehen Sie. Ich — will es Ihnen nicht mehr so schwer im Dienste machen. Verlassen Sie sich darauf!"

Weber ging, aber sein Gesicht, das nicht lügen konnte, zeigte, wie er den Menschen verachtete, und beschämt blieb der Inspektor zurück.

Er ging heim, aber die Ueberspannung seiner Kräfte warf ihn auf's Krankenlager.

Frau Kerrmann pflegte ihn mit mütterlicher Liebe und Treue. Ach, hätte Weber gewußt, wie ihm Mariechen Alles zutrug, was ihn erquicken konnte, wie sie im Hause alle Arbeit that, damit die Tante ihn recht pflegen könne, das würde seine Seele erquickt haben! Seine Gesundheit war tief erschüttert! jedoch die treue Pflege, die Sorgfalt des Arztes, aber mehr seine ungeschwächte Natur, rissen ihn wieder heraus. Die Genesung aber schritt nur langsam vor.

Schon früher hatte er bisweilen das schöne Müllerskind Abends bei der Tante ein Stündchen getroffen und gesprochen. Aber so lieb er sie im Herzen hatte, so war er doch nie ihr näher gekommen, weil er daran nie denken konnte, ihre Hand zu gewinnen. Zu einer Liebelei achtete er das treffliche Mädchen zu hoch und hielt zu viel auf seinen eignen Werth. Nur in der letzten Zeit glaubte er Spuren zu finden, daß sie ihm inniglich gut sei. Wenn er den Posten an der Mühle hatte, war sie gewiß im Garten und suchte ein freundlich Gespräch mit ihm einzuleiten. Sie brachte ihm köstliches Obst,

plauderte mit ihm über ihre Blumen und ihr zahmes Geflügel und dergleichen. Traf er sie einmal bei Frau Kerrmann, so hatte sie alle frühere Scheu abgelegt, ja, sie bat ihn sogar um Bücher, die er ihr mit Freuden lieh.

So war ein Verkehr eingeleitet, der die jungen Leute sich um Vieles näher brachte. Frau Kerrmann, die gerne plauderte, konnte es auch, als Weber wieder außer Bette sein konnte, nicht unterlassen, ihm zu sagen, wie groß Mariechens Theilnahme an ihm gewesen.

Selbst der Erlenmüller besuchte ihn jetzt einmal, und brachte trefflichen alten Wein zu seiner Stärkung, den Weber in der Art und Weise, wie er ihn gab, nicht ablehnen konnte.

So war denn ein Verhältniß entstanden, das sich sehr angenehm für Weber gestaltete. Indessen kannte Weber zu gut seine Stellung, als daß er sich eine Annäherung erlaubt hätte. Nie betrat er die Mühle, nicht einmal den Garten. Stundenlang plauderte er mit dem Müller, der sich sehr gerne mit ihm unterhielt. Er hatte Webern achten gelernt, sowohl in Bezug auf seine Denk- und Handlungsweise, als auch auf seine Kenntnisse. Was ihn am Meisten wunderte, waren seine Kenntnisse des Mühlwesens und besonders in Bezug auf das Mechanische desselben. Weber brachte ihn selbst auf Gedanken, die er noch nicht erwogen, nämlich, wie leicht er bei der ungeheuren Wasserkraft die Einrichtung der amerikanischen Mühle, die er ihm auseinandersetzte, anwenden könne; er wunderte sich, daß er, Kerrmann nämlich, diese Wasserkraft nicht benutze, um eine Oel- und Gypsmühle mit einer amerikanischen Mahlmühle zu verbinden.

Das waren Dinge, die Kerrmann auffaßte, um sie im folgenden Frühlinge jedenfalls in's Leben zu rufen. Er bat Webern, ihm, so viel er könne, mit Rath und That dabei zu dienen. Das hatte freilich sein Bedenken bei der, jetzt aus Furcht vor Weber mehr verschleierten Denkweise des Inspektors; aber die Zeichnung dazu versprach er ihm zu machen und hielt auch Wort.

In dieser Weise trat Weber mehr und mehr in Gemeinschaft

mit Kerrmann, die sich indessen doch nur auf den Umgang im Hause der Wittwe Kerrmann bezog. Der Müller so gut, wie Weber selbst, wußte, daß sie mit arglistigen Augen fort und fort beobachtet wurden. Dennoch unterbrach nichts diesen Verkehr.

Wie er dem Müller lieb war, bewies dieser dadurch, daß er viel öfter in das Haus seiner Schwägerin kam, als das sonst geschehen war, und länger verweilte; ja, wenn er einmal Webern nicht traf, weil diesen der Dienst herausrief, sah man es ihm an, wie ihn das unangenehm berührte.

In dem Maße, in welchem Weber in der Gunst des Vaters stieg, gewann er auch im Wohlwollen der Tochter. Sie las seine Bücher mit großer Aufmerksamkeit; aber es blieb dem einfachen Mädchen Manches dunkel, denn ihre Bildung hatte sie in der Mädchenschule des Städtchens gewonnen; allein sie gehörte geistig zu jenem bildsamen Stoffe, der sich nicht nur durch seine natürlichen Anlagen und Gaben leicht selbst eine Bahn bricht, sondern auch mit großem Erfolge das benutzt, was ihm von Anderen geboten wird. War ihr eine Stelle dunkel, so nahm sie ihre Zuflucht zu Weber, dem es unsägliche Freude machte, mit seinem Wissen ihr da Licht zu geben, wo ihr das richtige Verständniß mangelte.

Da gab es denn natürlich Gelegenheit zu weiterem Ausholen. Die wißbegierige, leicht und klar fassende Schülerin war dann ganz Ohr; ihr begeistertes Auge las jedes Wort von seiner Lippe weg und mit jedem Augenblicke wuchs ihre Achtung vor dem wohlunterrichteten jungen Manne, dem in der Stille ihr Herz schon gehörte. Da riß denn manchmal gegen seine Grundsätze die Liebe den Jüngling hin, und nicht selten ruhte die kleine Hand des Mädchens in der Seinen, während er ihr eine Stelle klar machte, und sie wurde es erst mit Erröthen gewahr, wenn die Tante hereintrat, die selbst den jungen Mann wie ihren Sohn liebte und eigentlich ihre Freude an der Zuneigung der jungen Leute hatte.

Selbst dem Müller blieb es nicht fremd, wie es um das Herz

seines Mariechens stand. Freilich war ihm das nicht zu Sinne; denn einem der verhaßten Grünröcke hätte er unbedingt sein Kind nie gegeben. Darum suchte er entgegenzuwirken, so viel er konnte, ohne darum eine Abneigung gegen Weber zu hegen, der Alles sorgfältig zu meiden schien, ja wirklich nach Kräften mied, was eine innigere Anhänglichkeit fördern konnte; solche Fälle abgerechnet, wo ihm auch einmal das Herz den Kopf aus der vorgezeichneten Bahn hinausführte.

So war der Sommer und Herbst vorübergegangen. Der Inspektor maskirte seinen Haß gegen Weber, so gut es ging, und der Dienst war erträglicher für ihn. Jetzt aber nahte der Winter und er kam mit einer ungewöhnlichen Strenge. Ehe noch der December seine Herrschaft antrat, lag schon Feld, Flur und Fluß in den eisigen Banden des Frostes. Eine Schneedecke umhüllte Alles, und der festzugefrorene Fluß lieh dem Schmuggel tausend Wege und Gelegenheiten. Dadurch wurde Weber's Dienst wieder sehr schwer, aber er war für Alle gleich schwer, nicht für ihn allein.

Was ihn am schmerzlichsten traf, war, daß nun Mariechen viel seltener in die Stadt zur Tante kam; daß sie Abends nicht mehr kommen konnte, und er, wenn sie am Tage kam, in der Regel abwesend war. Auch Kerrmann sprach und traf ihn nur höchst selten. War dies dem Müller für seine eigene Person unangenehm, so gereichte es doch zu seiner Befriedigung, daß Weber und Mariechen sich höchst selten sahen.

Nur einmal besuchte Weber den Müller in der Mühle, um die Einrichtung des Mühlwerks und die Räume sich anzusehen, da er in freien Stunden an den Zeichnungen arbeitete, welche er dem Müller versprochen hatte. Er weilte natürlich länger in der Mühle, als zu einem bloßen Besuche nothwendig war. Beide sprachen nur über die mechanische Einrichtung. Mariechen war nicht zu Hause.

Dieser Besuch war von des Inspektors Spähern beobachtet worden und dem arglosen Weber wußten sie den Grund schon

herauszulocken, den er auch offen aussprach, da er nichts darin fand, was ihm dienstlich zum Vorwurfe gereichte, wenn er seine gewonnenen Kenntnisse dem Müller nutzbar machte.

Weber hatte Neider unter seinen Amtsgenossen. Die Fänge, welche er gemacht und die ihm schöne Prämien abwarfen, stellten die bisherigen Beamten, die ohnehin der Inspektor als Krautköpfe bezeichnete, in ein übles Licht. So entwickelte sich eine Feindschaft gegen Weber, die er nicht ahnete und die der Inspektor arglistig gegen ihn benutzte und auszubeuten verstand.

Er rieb freudig die Hände, als ihm Weber's langer Besuch in der Mühle gemeldet wurde. Gegen die Angeber äußerte er sich nicht; aber als sie weg waren, rief er freudig aus: „Da ist die gesuchte Handhabe! Victoria! Nun liegt es klar, wer dem Müller die Anschläge zur Klage gegen mich und zu dem fatalen Vorschlage eines Postens vor seiner Mühle gegeben hat! Ich müßte nicht Polizei-Commissarius gewesen sein, wenn solche Indicien nicht dienlich sein sollten, meine Schlüsse zu begründen! Das wird endlich ausreichen, meinen Plan mit einer Strafversetzung auszuführen, wenn's nicht zu Besserem noch dienen wird!"

5.

Die Herbsttage waren ungemein regnerisch gewesen und der November hatte noch die Regengüsse vermehrt. Mit den ersten Tagen des Decembers aber wandelte sich der Regen in Schnee und dieser lag im Gebirge des Hochwaldes ungemein hoch, als der Frost seine Fesseln allem Leben anlegte.

Das Flüßchen, dessen kurzer Lauf zum großen Theile durch Hochgebirge sich hinzieht, hat das Eigenthümliche, wie schon bemerkt wurde, daß es schnell anschwillt und dann eine gefährliche Natur annimmt, seinen Umgebungen vielfache Gefahr droht und nicht

selten großen Schaden bringt. Es war schnell mit Treibeis angefüllt und an den Rändern bildete sich Spiegeleis, das an Dicke mit dem fortschreitenden Froste wuchs. Immer gewaltiger wurden nun die drängenden Eisschollen im Strome des Wassers. Unter gewaltigem Krachen zerbrachen die Spiegeleisflächen des Ufers und nun schob sich Masse in Masse mit mächtigem Drucke, daß bald an einer Stelle, oberhalb der Mühle, wo am jenseitigen Ufer eine mächtige Felswand aus dem Flüßchen aufstieg, an welcher, da sie in den Strom desselben hineinreichte, die Fluth sich schäumend brach, eine ungeheure Eismasse, dicht in einander geschoben, sich aufthürmte und den Wasserstrom über die Wiese und in den Mühlenteich mit solcher Gewalt trieb, daß, wenn der Müller nicht mit Lebensgefahr den Ablaß seines Mühlenteiches, der durch eine Schleuße gebildet wurde, noch hätte öffnen können, sein Haus in der größten Gefahr geschwebt hätte. Das Wasser drängte sich nämlich mächtig hinter dem Gebäude her.

Durch diese entschlossene und muthige Handlung war vorerst die Gefahr abgewendet, aber der ganze, starke Wasserstrom floß über seine Wiese und ergoß sich erst unten, wo der Mühlteich in den Fluß mündete, wieder in das alte Bette. Der Müller sah mit Schrecken diese Stromänderung und rief die Hülfe seiner Mitbürger an, dem drohenden Unheil zu wehren.

Das geschah mit vereinter Kraft, allein Alles war unzureichend, wenn nicht jener Eiswall an der Felswand entfernt werden konnte, was ganz außerhalb der Grenzen des Möglichen lag.

Das waren trübe Aussichten, die den Müller recht drückten. Er sprach auch mit Weber davon. Dieser äußerte seine Meinung dahin, daß wohl bei der steigenden Kälte das Eis sich vollends stellen würde, wodurch die Gefahr für's Erste sich mindern würde. Das trat auch ein und das Wasser bildete sich unter der gewaltigen Eisdecke, die wild und kraus emporstand, einen Kanal, der sich wieder in's alte Flußbette wandte; aber ging das Eis mit Wassergewalt

auf, dann, und darauf machte Weber, der Aehnliches am Niederrheine öfters erlebt hatte, aufmerksam, drohte seinem Hause die größte Gefahr. Der Müller sah mit Schrecken, wie richtig das war. —

Weber rieth ihm darum, zeitig seine beste Habe zu seiner Schwägerin in das Städtchen zu retten, namentlich sein Vieh zeitig in deren Ställen unterzubringen und sich, wenn ein starkes Thauwetter einträte, auf eine schnelle Flucht gefaßt zu machen.

Kerrmann hatte zu der aus Erfahrung gereiften Einsicht Weber's ein großes Vertrauen. Er ging selbst mit ihm auf eine Uferhöhe, von der aus man die Wendung, welche der Eisgang nehmen mußte, beurtheilen konnte, und die traurige Wahrheit der Ansicht Weber's drängte sich ihm auf. Er traf daher vorbereitende Einrichtungen, so viel er vermochte und überließ dann vertrauensvoll dem Herrn im Himmel, der Alles lenket und auch das Schlimmste wenden kann, den weiteren Fortgang.

Der Frost wurde indessen immer heftiger; dann folgte neuer und starker Schneefall und wieder Frost, der nun fast ununterbrochen bis in die Hälfte des Monats Februar fortdauerte. Das war eine Zeit furchtbarer Anstrengungen für die Grenzwächter; denn jetzt war bei der ungeheuer festen Eisdecke der Uebergang überall, wo man Lust trug und sich sicher wußte, leicht und gefahrlos.

Das machten sich die Schmuggler zu Nutze. Nie wurde mehr eingeschmuggelt, als damals. Die Ueberlieferung aus der Zeit, da Napoleon die Grenzen seines weiten Reiches allen englischen Waaren und selbst denen, welche durch englische Vermittelung aus überseeischen Ländern eingeführt zu werden pflegten, durch eine dreifache Reihe von Grenzwächtern oder Douanen verschloß, waren nicht verloren gegangen. Damals hatten die Schmuggler den meist erfolgreichen Brauch, wenn der Rhein fest zugegangen war und Schnee die Rheinufer deckte, sich ganz schneeweiß zu kleiden; die Bündel, welche sie trugen, weiß zu umhüllen und so über das Eis einen am Rhein sehr gefährlichen Weg zu nehmen. Wie scharf auch die Douanen in

ihrem Dienste waren, sie wurden in dieser, der Farbe des Eises und schneebedeckten Landes völlig gleichen Umhüllung durchaus nicht bemerkt, und schwärzten eine ungeheure Menge Colonial- und Manufaktur-Produkte ein, die dem Auge der Douaniers entgingen.

Hier, wo das seichte Flüßchen an den meisten Stellen Grundeis hatte, das heißt, wo die Eismasse auf dem Boden auflag, war jede Gefahr entfernt. An ein Einbrechen und Versinken, wie es am Rheine wohl einmal vorgekommen war, konnte nicht im Entferntesten gedacht werden.

So ahmten sie denn auch hier jenen allbekannten Brauch nach und das Schmuggeln wurde mit einer Frechheit geübt, die höher nicht sich steigern, aber auch mit einem Erfolge, der größer nicht gedacht werden konnte. Da waren denn jede Nacht alle Beamten auf den Beinen; und doch gelang es höchst selten, einer Bande ihre gesetzwidrige Last abzujagen, denn kamen die Beamten, so legten sich die Schmuggler nur nieder, und auch das schärfste Auge konnte sie in duftigen Nächten, in denen der Himmel in ein dichtes Gewölke gehüllt war und der Duft in Nebelform Alles einhüllte, nicht wahrnehmen. Lange zu stehen, gestattete den Grenzaufsehern ohnehin die Kälte nicht.

Unter allen war es allein Weber, der mit schlauer Gewandtheit die Spuren, die sie im Schnee gelassen, untersuchte und sich merkte. Ihm allein gelang es, zu des feindseligen Inspektors Aerger, mehrere Male ganze Banden zum Abwerfen ihrer Bündel zu zwingen, denn auch er trug, wenn er auf seinen Posten ging, weiße Tücher bei sich, die er um sich schlug, und so nicht nur eine wärmere Umhüllung, sondern auch den Vortheil hatte, daß ihn die Schmuggler nicht bemerkten, bis sein donnerndes „Halt!“ sie mit Todesschrecken erfüllte, sie ihre Traglasten abwarfen und das Weite suchten, weil sie seine Kugeln fürchteten.

Der Inspektor konnte es lange nicht begreifen, wie das eigentlich zugehe, daß Weber allein solche Erfolge hatte, bis er ihn einmal

in seiner weißen Umhüllung auf dem Posten traf und er ihm die Augen über die List der Schmuggler öffnete, an die seine feine Polizeiweisheit nicht gedacht hatte. Von nun an mußten es alle Grenzaufseher ihm nachmachen, und — dem Schmuggel war mit einem Male ein schnelles und entschiedenes Ende gemacht, weil nun die Schmuggler jener Sicherheit ermangelten, auf die hin sie früher mit Grund bauen konnten.

Der Inspektor hütete sich freilich, die Methode, die er anwenden ließ, als eine von Weber erdachte darzustellen, sondern maß sich das Verdienst zu; allein, daß nur Weber die Schmuggler ertappt, und dann, als der Inspektor die Maßregel einführte, Niemand mehr ertappt wurde, wies das Hauptzollamt dennoch auf die rechte Fährte hin. Wie dem aber auch war, der Inspektor ließ nicht nach, ihn anzuschwärzen, und das Hauptzollamt sah wohl ein, daß beide nicht zusammenbleiben konnten. Bei den Verbindungen, welche der Inspektor hatte, war ihm freilich nicht gut beizukommen, und so war nur der nichts ahnende, pflichttreue, unermüdliche Weber es, über dessen Haupt sich ein Gewitter zusammenzog, von dem er kaum etwas ahnen konnte.

So standen die Sachen, als endlich aus Südwesten ein lauer Wind zu wehen begann und das Aufthauen auf den Höhen und in den Thälern mit wahrhaft reißender Schnelligkeit vor sich ging. Schon bog und senkte sich die Eisdecke an vielen Stellen und das Wasser sammelte sich auf derselben. Die Uferbewohner erwarteten einen glücklichen Eisgang, weil, wenn das Eis sich in dieser Weise senkt und das Wasser in der Mitte sich einen Kanal einfrißt, das hochaufgethürmte Ufereis in der Regel so lange sitzen bleibt, bis das Hochwasser es mitnimmt und in dieser Weise eine Ueberschwemmung der Ufer und die Gefahr entfernt wird, daß das Eis an einer Stelle sich festsetzt und das gewaltig nachdrückende Wasser es nur fester in sich macht, aber genöthigt ist, einen anderen Weg zu nehmen. Gerade durch Eisgänge dieser Art war es schon gar

manchmal geschehen, daß das Flüßchen, zum reisenden Strome angeschwollen, sich ein neues Bette mitten in die fruchtbarsten Gelände gegraben hatte.

Der Müller Kerrmann athmete frisch auf, als sich die Gefahr für sein Besitzthum so sichtbar verminderte. Doch seine und die Hoffnung aller bedrohten Uferbewohner sollte diesmal eine trügerische sein, denn schon in der Nacht, die auf den ersten, so hoffnungsvolle Anzeichen darbietenden Tag des Thauwetters folgte, fiel ein starker Regen, der schon matte, erweichte Schnee ging massenhaft in Wasser über und das furchtbare Brausen von dem Flüßchen her machte die Nachtwächter des Städtchens und die draußen auf ihrem Posten stehenden Grenzaufseher auf die drohende Gefahr aufmerksam, die unter Umständen dem Städtchen ebenso schädlich werden konnte, als den Wohnstätten, welche näher am Ufer lagen.

Weber hatte in dieser Nacht den Dienst nicht. Ihm ahnete es, daß verhängnißvolle Ereignisse für Kerrmann und Mariechen im Anzuge seien. Er richtete sich in seiner Kleidung auf alle mögliche Fälle, und ging, als in der Nacht das Brausen der Gewässer, die von oben her bei dem starken Falle des Landes ungeheuren Druck ausüben mußten, immer lauter und schrecklicher wurden, gegen die Mühle hin, um, sollte Gefahr drohen, bei der Hand zu sein. In die Mühle selbst ging er jedoch nicht.

Als er unter furchtbarem Regengusse in die Nähe der Mühle kam, hörte er einen Angstschrei von der Mühle her. Es war Mariechens Stimme.

Was Weber befürchtet und der Müller als überwunden angesehen hatte, war mit allen Schrecken und Gefahren eben eingetreten. Das Eis, an der Felswand aufgestaut, wurde durch neue Massen, welche die Fluth aus der höherliegenden Ufergegend mitgebracht, zu einem immer mächtigeren Walle aufgethürmt und nahm an Ausdehnung jede Minute zu. Das Wasser suchte sich, nachdem es

ebenfalls durch diese Eisblöcke aufgestaut worden war, einen Ausweg, den es eben lediglich nur gegen die Mühle finden konnte. Plötzlich brach es mit unsäglicher Gewalt durch und gegen das Haus. Allein diese fürchterlich tobende Fluth war es nicht allein, die dem Hause Gefahr drohte; auch durch den Mühlenteich drängte sich eine wild schäumende, stets wachsende Fluth und stürzte mit Brüllen in die unteren Räume des Hauses und drohte so seine Fundamente aufzuwühlen, daß es einstürzen mußte, wenn der Strom in dieser Richtung blieb.

Mit Entsetzen bemerkte Weber diese wachsende Noth und Gefahr.

Ohne sich einen Augenblick zu bedenken, eilte er an die Stelle, wo ein gemauerter Bogen über den Teich führte, über den der Eingang in den inneren Hof zu nehmen war. Da aber brauste schon die Fluth herein, daß sie ihm bis zur Hüfte reichte. Er drang indessen durch und in den Hof vor dem Hause.

„Heraus! heraus!" rief er, so laut er konnte. „Heraus, sonst seid Ihr verloren!"

Da hörte Mariechen den Ruf. „Das ist Weber!" rief sie ihrem Vater zu. „Komm Vater, wo der ist, da ist Rettung für uns. Wir werden sonst unter dem einstürzenden Hause begraben!"

Sie zog ihren Vater mit Gewalt hinab in das untere Haus, wo das Wasser eben den Boden zu überdecken anfing. Weber hatte sich die kurze Steinstiege heraufgearbeitet und trat eben triefend durch die Thüre, die er aufgestoßen hatte, in das Haus ein.

„Fort! Um Gottes willen!" rief er. „Die Gefahr wächst mit jeder Minute!" Und ohne alle Rücksicht erfaßte er das Mädchen und eilte hinaus. Mariechen schrie laut, als sie das Fluthengebrause, das Krachen des Eises, alle den schrecklichen Graus der Verwüstung sah und bemerkte, wie tief schon Weber im Wasser ging und wie er ringen mußte. Sie klammerte sich fest an ihren

Retter an und Kerrmann folgte, wie er, mit der Fluth im gräßlichen Dunkel ringend.

Jetzt faßte Kerrmann Weber's Hand. „Ich will sie leiten," sagte er, „daß Sie den Steg nicht verfehlen!" Weit mußten sie durchwaten und kaum vermochten sie, den nachdrängenden Fluthen Widerstand zu leisten.

Laut betete Mariechen um Gottes gnadenreichen Beistand.

Jetzt waren sie auf der Brücke; aber hier drängte auch die Fluth aus dem Mühlenteiche von der andern Seite und bildete einen Strubel.

Weber zauderte einen Augenblick. Sein Herz bebte.

„Allbarmherziger Gott," rief das bebende Mädchen, „sind wir verloren?"

„Nein, Mariechen," entgegnete Weber, „Gott wird uns gnädig durchhelfen! Nur Muth und Gottvertrauen!"

„Voran mit Gott!" rief er dann, faßte fester des Müllers Hand und schritt muthig in das strudelnde, brausende Wasser.

Mächtig kämpften sie; aber noch war das Ende der breiten Fluth nicht erreicht.

Jetzt erst kamen Leute aus der Stadt zu Hülfe. Sie sprangen in das an seinem jenseitigen Rande weniger tiefe Wasser und reichten ihnen die Hände und glücklich erreichten sie das Trockene.

Inniger drückte das Mädchen den Kopf des theuern Mannes an seine Brust; dann glitt sie herab und stand neben ihm, den der Frost furchtbar schüttelte. Auch Kerrmann bebte vor Frost und Angst.

„Hier ist nichts zu helfen," sagte Weber. „Ueberlassen Sie der Hut Gottes Ihr Haus und kommen Sie schnell, daß wir wieder Lebenswärme gewinnen." Er faßte Mariechens und Kerrmann's Hand und zog sie fort mit aller Gewalt und so schnell er konnte.

„Bringt mir doch Nachricht zu meiner Schwägerin," bat Kerrmann die Leute, die hier standen; dann folgte er Webern, der zu immer größerer Eile antrieb, wie schwer es auch ihm und Kerrmann

wurde, sich in den eisigkalten, triefenden Kleidern fortzubewegen. Zum Glücke hatte die Wittwe Kerrmann, in der Angst etwas der Art ahnend, in Weber's Ofen und in dem in ihrer Stube ein recht tüchtiges Feuer gemacht. Es war heiß in beiden Gemächern, als die fast Erstarrten ankamen.

Schnell eilte Weber hinauf und brachte von seinen Kleidern für Kerrmann und nun kleideten sich beide um, während Mariechen und die Tante Kaffee bereiteten, um die Männer und sich selbst innerlich zu erwärmen.

Als sie nun den Kaffee hereinbrachten, saß Kerrmann neben Weber und hielt seine Hand.

„Freund in der Noth! Retter und Helfer!" sagte er, „wenn ich Ihnen das je vergesse, so vergesse meiner der Herr! Mit Preisgabe Ihres Lebens eilten Sie uns zu Hülfe und mein Kind trugen Sie durch die Fluth! Vergelten kann ich das nicht! Gott wird es Ihnen vergelten!"

Mariechen faßte Weber's andere Hand und lehnte sich an ihn und ihre Thränen benetzten seine Hand.

Weber konnte nichts sagen. Es war ihm so eigenthümlich zu Muthe, wie nie in seinem Leben. Weinen hätte er können, das wär' ihm das Liebste gewesen; aber er drängte die Thränen zurück, machte seine Hand, die Mariechen hielt, los, legte sie um ihren Leib und drückte sie leise an sich, und sie litt es so gerne!

Ob es der Vater gesehen? Wenigstens sagte er nichts; aber es lag ein düsterer Ausdruck auf seinem Gesichte; doch der galt nicht dieser unwillkürlichen Aeußerung seiner Seele, von der Weber in diesem Augenblicke kaum selber etwas wußte, sondern der Gefahr, die seiner Mühle, seiner Habe drohte.

„Werde ich morgen noch ein Obdach haben?" fragte Kerrmann dumpf. „Wie mag es draußen stehen?"

Da sprang Weber auf, und wie sie auch riefen und ihm nacheilen, er war im Dunkel verschwunden. —

Der Regen hatte aufgehört.

Weber eilte mit Blitzesschnelle der Mühle zu. Menschenmassen standen dort und kamen theilweise schon zurück. Als Weber an die Mühle gelangte, war das Wasser gefallen, ja in seine Ufer zurückgetreten.

Was er von den Leuten hörte, gab ihm die Sicherheit, daß der Eisstock an der Felswand, von der Fluth unterwühlt, in sich zusammengebrochen sein mußte. Das Wasser war wieder im alten Bette und brausete schauerlich darin fort, Eisschollen hebend und in die Tiefe schleudernd.

Weber nahm eine vorhandene Laterne und ging in den Hof, auf die Wiese, dann in das Haus, wo die beiden Knechte und die Mägde geblieben waren, da sie, als ihre Herrschaft fort war, nicht mehr herauskonnten, indem das Wasser im untern Geschosse drei Fuß hoch gestiegen war.

Zwar war überall das Gelände hoch mit Eis, Schlamm und Steinen bedeckt, aber die Wiese sah durch und nirgends hatte die Fluth eingerissen. Was ihn besonders erfreute, war das, daß die Mahlgänge wacker fortklapperten, obwohl die Schelle unaufhörlich daran mahnte, daß die Mühle leer sei.

Weber eilte zurück.

In bebender Angst erwarteten sie ihn. Den Kaffee hatten sie noch nicht berührt.

Freudig erzählte Weber Alles, was er gesehen und wie er es gefunden hatte.

Kerrmann faltete seine Hände und dankte laut und innig dem Herrn, der seine schützende Gnadenhand über ihn ausgebreitet hatte.

Da Kerrmann sein Haus sicher wußte, weil er treues Gesinde hatte, blieb er auf die Bitten Aller in der Stadt. Sie saßen lange noch zusammen und Mariechen hielt ihre Liebe zu Weber gar nicht mehr für nöthig zu verbergen. Sie ließ ihrem Herzen

freien Lauf, und Kerrmann lächelte mehr denn einmal stille in sich hinein.

Freudig lief sie auf ihn zu und streckte ihm beide Hände entgegen, als er am anderen Morgen in die Stube trat. Sie blühte wie eine Rose.

Weber blickte sich schnell um, und als er sich mit ihr allein sah, da konnte er nicht länger an sich halten. Er umfaßte sie, drückte sie innig an sein Herz und den ersten Kuß auf die rosige Lippe. Und sie zürnete ihm nicht, sie erröthete nur tief und lief hinaus zur Tante, mit der sie erst wieder hereintrat, aber ihn nicht anzusehen wagte. Und doch lag der Ausdruck unaussprechlichen Glückes auf dem holdseligen Gesichte.

Endlich kam auch Kerrmann, der Weber's Hand warm drückte. Beide fühlten sich wohl.

Nach dem Kaffee kam einer der Knechte, um das Vieh zu füttern. Er erzählte genauer, was sie von Weber schon wußten.

Kerrmann schickte ihn zurück zur Mühle, ihm Kleider und Stiefel zu holen, damit er sich ankleiden könne, denn in Weber's Kleidern, die alle Uniformstücke waren, sah der Müller doch gar possierlich aus.

„Hätte mein Lebtag nicht gedacht," sagte er, „daß ich noch einmal von der Noth getrieben, in die Uniform schlupfen müßte, die ich so gründlich haßte!"

Durch Mariechens Seele mußte bei diesen Worten ein Gedanke geflogen sein, der diesen Umstand als prophetisch darstellte, denn sie lächelte, aber erglühte zugleich so gewaltig, daß sie sich möglichst tief verbeugte, um ihre Gluth den Blicken zu entziehen.

Es währte ziemlich lange, bis der Knecht die Kleider brachte und Kerrmann sie anlegte. Selbst dann schien es ihm schwer zu fallen, den Kreis zu verlassen, in dem es ihm wohl zu sein schien.

Eben als er aufstand, um doch endlich wegzugehen, öffnete sich die Thüre und der Grenzaufseher, der gewöhnlich auf der

Schreibstube des Inspektors schrieb, trat ein und reichte Webern einen Brief vom Hauptzollamte.

„Was gibt's?" fragte Weber nicht ohne große Bestürzung.

Der Grenzaufseher, mit dem Weber stets freundlich gestanden, zuckte die Achseln und sagte: „Lies es selbst!" Er ging.

Weber riß das Blatt auf und las und Aller Augen ruhten mit ängstlicher Spannung auf seinen Zügen, die plötzlich kreidebleich wurden.

Mariechen konnte kaum einen Schrei unterdrücken.

„Gerade jetzt das!" rief Weber aus und warf den Brief auf den Tisch, schritt zum Fenster und blickte mit stummem Schmerz hinaus.

„Was ist's denn?" fragte erschrocken Kerrmann.

„O, der Judas," sagte schmerzlich Weber. „Endlich hat er sein Ziel erreicht! Ich bin an die holländische Grenze versetzt und muß in zweimal vier und zwanzig Stunden schon auf dem Wege sein!"

„Was?" rief Kerrmann. „Also auch Sie werden von ihm gequält?"

„Seit ich Ihnen den Rath gab mit dem Posten an der Mühle, lesen Sie selbst! Sie sagen mir, daß ich mit Ihnen einen nahen Umgang pflege, der Sie doch anerkannter Maßen ein Gegner der Zolleinrichtung seien!"

Kerrmann las und legte dann den Brief auf den Tisch. Er ergriff Weber's Hand nach kurzem Sinnen.

„Lieber Weber," sagte er, „wenn schon der Umgang mit mir für Sie die Folge einer unfreiwilligen Versetzung hat, so muß Ihrer That von dieser Nacht Ihre Absetzung folgen! Dem wollen wir vorbeugen! Sie müssen heute noch abdanken! Damit Sie dies aber mit ruhigem Herzen und ohne Reue thun können, so hören Sie mich an. Daß Sie mein Mariechen lieb haben, weiß ich schon lange, und daß das Mädel Sie lieb hat, ist außer Zweifel. Auch

ich habe Sie lieb, und da Sie sich die Nacht das Mädel aus Todesgefahr mit eigener Todesgefahr gerettet haben, so soll sie Ihnen gehören bis an's Grab. Wie steht's, sind Sie damit zufrieden und wollen Sie nun abdanken?"

Weber stand einige Minuten wie eine Bildsäule da, dann fiel er Kerrmann um den Hals; aber reden konnte er nicht.

„Und Du?" fragte Kerrmann, Mariechen ansehend.

Da flog das Mädchen auch an seine Brust, aber den einen Arm konnte sie nicht um des Vaters Hand legen, und so kam er ganz zufällig um den Weber's.

Das war ein seliger Augenblick! Die alte Frau Kerrmann stand dabei und weinte Freudenthränen. Als aber endlich Mariechen auch ihr um den Hals fiel und sie sie gesegnet hatte, sagte sie unter Thränen lachend: „Nun brauchst Du nicht mehr heimlich seine Vögelchen zu füttern und seine Blumen zu begießen!"

„Aha!" rief Kerrmann aus, „da komme ich noch hinter neue Schliche!"

Aber an Weber's Brust barg das glückliche Mädchen ihr Gesicht.

Einige Stunden später trat Weber in die Schreibstube des Inspektors mit einem Schreiben in der Hand.

„Sind Sie schon reisefertig?" fragte er heuchlerisch. „Es thut mir leid —"

„Fügen Sie zu Ihren alten Judasstreichen keine neue!" rief Weber und schleuderte den Brief auf den Tisch. „Hier ist meine Abdankung!" sagte er. „Nun ist Ihr Wunsch erfüllt, aber auch der Meine. Danken Sie Gott, daß ich kein Schurke bin, wie Sie, sonst wär' es längst um Ihre Existenz geschehen. Adieu!"

Er ging und ließ den Inspektor in einer Stimmung, die wenigstens nicht rosig zu nennen war.

Als er erfuhr, was sich begeben hatte, mochte es ihm unheimlich

an dem Orte werden, wo Weber wohnte. Er meldete sich um eine andere Stelle und verließ das Städtchen.

Weber aber wurde Mariechens glücklicher Gatte und zog zu Kerrmann in die Mühle, wohin auch auf Mariechens Bitten Frau Kerrmann, ihre zweite Mutter, zog. Dort lebten sie in ungetrübtem Frieden und ungestörtem Glücke, und Weber und Kerrmann bauten die Mühle nach Weber's Plänen um, was herrlich gerieth. Dort droben aber, von woher der Mühle die Fluth Verderben gedroht, baute Weber einen festen Damm, der in seiner Festigkeit nie mehr vom Eise bedroht wurde und die Mühle für immer vor aller Wassersnoth schützte. Kerrmann fühlte sich sehr glücklich im Kreise seiner ihn ehrenden und liebenden Kinder, und als nach wenigen Jahren der Zollverein in's Leben trat und auch der Grenzwächterposten von der Wiese verschwand, da sagte er: „Ich habe doch Unrecht gethan, daß ich den Grünröcken so falsch war! Ohne sie wäre ich wohl schwerlich ein so glücklicher Vater und Großvater geworden, als ich es bin; aber Du Schelm," sagte er zu Mariechen, die ein liebliches Mädchen auf ihrem Schooße wiegte, „was dachtest Du damals, als ich Weber's Uniform trug und ich davon redete, daß ich mir das nie hätte träumen lassen?"

Mariechen lachte und erröthete jetzt noch einmal, da sie sagte: „Ich hoffte, es sollte für meine Liebe eine gute Vorbedeutung sein! Gottlob, sie war's ja auch!"

Drei Tage in Mittenwalde im bayerischen Alpengebirge.

Eine Reiseerinnerung aus dem Jahre 1852.

Es war in den Junitagen des Jahres 1852, als ich von München herüber kam, um nach Innsbruck hinab und weiter zu gehen. Der Marktflecken Mittenwalde machte durch seine Lage, tief im Schooße gewaltiger Berge, und durch sein sauberes, heiteres Aussehen einen so guten Eindruck auf mich, daß ich mich entschloß, einige Tage zu bleiben. Ueber meine Zeit stand mir die alleinige Verfügung zu, und da ich für meine Gesundheit reiste, so that ich gewiß wohl, da zu weilen, wo es mir gefiel. Ueberdies hatte ich des Stadtlebens in München gerade genug gekriegt, und war von der Kunst wahrhaft übersättigt. Hier in dem schönen Bergorte, in der großartigen Bergwelt, im Schooße ländlicher Ruhe und Einfachheit wollte ich ausruhen, aufathmen, mich erfrischen und erholen. In dem Gasthause war's behaglich und ein alter, pensionirter Beamter, wie es mir schien, der mein Tischnachbar war, gefiel mir gut in seiner derben Einfachheit. Er hatte nichts zu thun und da half ich ihm in seinen Geschäften. Morgens gingen wir spazieren; Mittags saßen wir behaglich nach Tische zusammen, und gegen Abend liefen wir wieder hinaus in Gottes schöne Welt. Schon am ersten Tage waren wir so dicke Freunde, als hätten wir uns viele Jahre gekannt.

Dieser erste Tag meines Aufenthaltes in Mittenwalde war ein Sonntag. Schon um vier Uhr schlenderten wir nach der Scharnitz hinunter. Stämmige Bursche begegneten uns, beladen mit jungen Birken; blühende Mädchen mit Körben voll Blumen. Schon im Orte war eine ungewöhnliche Thätigkeit mit Putzen und Scheuern bemerklich gewesen.

„Was gibt's denn morgen?" fragte ich den Alten.

„Ei wissen's denn das nicht?" fragte er. „Morgen ist hier die Frohnleichnamsprocession, die Sie in München freilich am Festtage selbst viel herrlicher sahen."

Nun war mir allerdings Alles erklärlich und ich freute mich auf den Anblick des ländlichen Festes nach dem großartigen Pompe in München. Der Alte führte mich auf einen Bergvorsprung, wo unter einer Lärchengruppe ein herrlich Plätzchen war. Man konnte das schöne Thal weit überschauen und hatte rechts Mittenwalde in seiner Berge Schooß vor sich. Da zog sich der mächtige Karwandelstock hinauf, um in seinen drei Thorspitzen sein Höchstes zu erreichen, besonders in der 10,000 Fuß hohen Zugspitze über Partenkirch, die das goldene, glänzende Kreuz trägt. Tiefer unten ragte der Franzosenstein empor, zu dessen Füßen die Scharnitz liegt mit ihren Festungsresten, die an die Kämpfe mit Ney erinnern, und wo jetzt Oesterreich seine Mauthner stehen hat, die mit Luchsaugen nach Cigarren Jagd machen und nur ihrer Fünfe frei passiren lassen; dort schließt der Wetterstein ab und gegenüber der stattliche Rechberg, allesammt des Karwandels ebenbürtige Gesellen und Nachbarn. Der Alte erzählte mir viel von den Kämpfen an der Scharnitz und manche interessante Episode aus dem Tyrolerkriege, und von dem Hasse der Bayern und Tyroler, der erst jetzt allmälig sich mindere, obwohl er auch einmal wieder aufblitze, wo es dann freilich mitunter blutig ablaufe.

„Der Mensch hängt halt überall von seiner Umgebung ab," sagte er. „Auf der Ebene verläuft Alles einfach, stille, matt; aber

in den wilden Bergen theilt sich auch dem Menschen etwas Wildes mit. Seine Leidenschaften sind stärker; sein Haß und seine Liebe sind tiefer, mächtiger, ich möchte sagen, gewaltig wie seine Berge, und sein Charakter ähnelt seinen Felsen. Glaubet mir, lieber Herr, wer hier lange gelebt, wie ich, der lernt das kennen aus vielfacher Erfahrung. Bös sind darum die Leute nicht; aber es ist nicht gut, den schlafenden Bären zu wecken. Ihr könnt das morgen beobachten, wenn Ihr Lust tragt; denn nach dem Feste gibt's einen Tanz. Kommen Tyroler aus dem Innthal herüber, von Zierl etwa, auf die's die Mittenwalder Buab'n ohnehin aufgekreidet haben, dann fürcht' ich schon, es wird sehr a'n harte G'schicht'n geb'n. Sie thun halt' nimmer gut z'samm'n und glei geht's an'n Rauf'n."

„Hat denn dieser Lokalhaß eine besondere Quelle?" fragte ich.

„Zwa für ani," sagte der Alte. „Schauen's — er zeigte nach dem Rechbergstocke hin — dort liegen zwar viele Berge und Thäler zwischen der Martinswand, wo der alte Morl 'mal gesess'n hat, und nit wieder abi konnt', aber es ist ein Gebiet, wo die Gamsel'n noch z'hauf sind in Rudeln. Hier z'Land hat der König das edle Thier gehegt und er that wohl dran, denn es wär' bald aus mit ihm; aber drüben, auf der Tyrolerseit'n, darf sie der Jäger mit dem Stutzen noch beschleichen. Nun, Jag'n is a Lust. Hob in mei'n jung'n Johr'n au manch' Gamsthier drüben weg geputzt, und um die Schulter heim g'trog'n. Nun mögt Ihr denk'n, wie das lockt. Die drüben leiden's nit, daß a'n Mittenwalder dort das Gamsel b'schleicht; thun's aber doch. Da gibt's harte Püffe und schon Mancher ist nit mehr heim komm'n, der Morgens frisch mit dem Stutz'n von Mittenwald hinaufstieg! — Merkt's, da liegt a'n Grund. Der andri sind die Dirndl'n." —

„Die Mädchen?" fragte ich, mich wohl erinnernd, wie auch am Rheine alter Haß viele Generationen hindurch seine Wurzeln durchschlug, weil die Bursche eines Ortes die schönsten Mädchen aus dem andern heimführten als ihre Frauen.

„Zweifelt Ihr dran?“ fragte er stutzig.

„Nein, nein!“ rief ich. „Ich kenne Aehnliches aus den Bergen meiner Heimath. Fahrt nur fort, ich bitte!“

„Nun,“ sagte er, „es ist eine bekannte Geschichte, daß Mittenwald die schönsten Dirndel'n hat zwischen dem Loysachthal und dem Innthal — und da liegen hübsche Bergstöcke und Thäler dazwischen. Ihr könnt's morgen selber schau'n. Schon von Alters her ist das so gewesen und die Tyroler, namentlich die Zierler, haben gar manch' hübsch Dirnd'l hinüber geholt, als stattliche Hausfrau. 'S ist aber auch kurios, daß die Zierler den Mittenwalder Dirndl'n allemal besser gefallen, als die Mittenwalder Buab'n und wir haben doch prächtige Buab'n, wie sie kaum drüben sind. 'S Weibsvolk is a'n kurios Volk,“ schloß er, „und 's hat's noch Keiner ausklugt. Aber 's bläst kalt aus den Karwandelschlucht'n,“ sagte er und stand auf. „I hob schon die Gicht!“ —

Er hatte Recht. Wir saßen ohnehin dem Thalwind preisgegeben auf unserm schönen Plätzchen. So gingen wir denn nach Mittenwalde zurück, wo jetzt Alles in regsamster, fröhlichster Thätigkeit war. Der Ort, der nur eine, aber breite Straße hat, war so rein gekehrt, daß man hätte mit weißen Strümpfen ohne Schuhe gehen können. Zu beiden Seiten des Weges waren die Maien aufgestellt, daß es wie eine Allee aussah. Unten im Orte baute und putzte man an einem Altar oder „Evangeli,“ wie mich mein Begleiter belehrte. Schief der Post gegenüber, wo das Haus lag, dessen Vorderseite von des Giebels Spitze bis zu den Fenstern des Erdstocks mit Fresken bemalt ist, in denen die wundersame Phantasie des Malers sich abmühte, die Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses bildlich zu veranschaulichen, baute man an einem zweiten „Evangeli,“ das aber viel stattlicher als jenes zu werden versprach.

„Himmel und Kinder!“ rief mein Gefährte, als wir uns durch die Gruppen der Kinder durchdrängen mußten, die vor Lust und

Freude wegen des morgenden Festes zappelten, hüpften, sangen, und einen „Juchzer" ausstießen, der jodelnd wirbelte.

„Aber wo stecken denn die schönen Mittenwalder Dirndl'n in der allgemeinen Bewegung?" fragte ich.

„Dalkete Frag'!" rief er aus. „Habt Ihr denn nicht die Körbe voll Blumen gesehen, die sie heimtrugen? Die wachsen nicht von selbst zu Kränzen zusammen oder thun's das bei Euch z'Land?"

Ich lachte herzlich über die derbe Zurechtweisung; denn das Wort: Dalk und das abgeleitete: Dalket bezeichnet ohngefähr das Gleiche mit: Dummerjan, Esel und dergleichen Kraftausdrücke des Volks.

Als wir in die Post traten, war noch andere Gesellschaft da, Bürger des Orts, Gewerbetreibende und Beamte. Mehr denn Ein „Fässel" des von Münchens zweiter, der Frohnleichnams-Saison, beschriebenem, unwiderstehlichem „Bocks" wurde diesen Abend geleert und ich, als Rheinländer, hatte in Bayern schon Qualitäten errungen, die mich als ganz anerkennenswerthen Partner erscheinen ließen, ob ich es gleich nicht zu der Virtuosität gebracht, die ich hier, wie anderwärts in dem Lande, wo Gambrinus Alleinherrscher und Selbstherrscher ist, bewundern gelernt hatte; denn das übersteigt wirklich das Maß eines gewöhnlichen, ehrlichen, schlichten Begreifens! —

Es war spät, als ich mit Schrecken in das bauschige Federbette sank, das schier über mir zusammenschlug, und schon frühe weckte mich das hübsche Geläute. Da mein Alter mir gestern sagte, die Kirche sei klein und könne, so sehr sich auch alle Welt hinein- und zusammendränge, nicht die Hälfte der Menschen fassen, die zur Prozession kämen, so mußte ich den Gedanken aufgeben, dem Gottesdienste in der Kirche beizuwohnen. Ich beschloß daher, zum Frühstück heimzugehen und dann, wenn meine Stube, davon drei Fenster nach der Straße gingen, geordnet sein würde, meinen Standpunkt

an einem der Fenster zu nehmen, von wo aus ich die Kirchgänger und dann die Prozession recht ansehen konnte, zumal das „Evangeli" gerade gegenüber war, wo sie Halt machen mußte.

Als ich in das Gastzimmer trat, saß mein Alter schon da, schmauchte seine Pfeife und blickte in das Seidelglas mit Wehmuth, aus dem er schon die letzte Thräne Bock zum zweiten Male geschlürft hatte.

Er reichte mir seine Hand zum „Guten Morgen." „Grüß' Gott," sagte er. „Gut geschlafen? Ich warte schon eine halbe Stunde auf Euch und trinke derweil."

„Warum denn?" fragte ich. „Ihr sagtet ja gestern, in die Kirche sei nicht zu kommen?"

„Das bleibt wahr," erwiederte er; „ändert aber doch nichts. Will auch nit 'nein; denn zu Schnitz'l'n will i mi nit reiß'n und noch extra brot'n loß'n! — Ich komme zu Euch. Ihr habt ja doch die Stube vorn 'raus? Nicht?"

Ich bejahte und während ich mich zu meinem Kaffee setzte, zu dem ich köstliche mürbe „Stritz'l'n" erhielt, begann er das dritte Seidel Bock zu bearbeiten und meinte, mit der Zunge am Gaumen schnalzend, es sei doch eine Sünde und Schande, Kaffee zu trinken, wenn es Bock gäbe; die Leute im „Reich" seien doch ein „Dalket Gezücht."

Ich lachte und äußerte, es sei eben so Sitte bei uns, wie hier das Biertrinken zum Frühstück. Das wäre „Dalket" bei uns.

Er zuckte die Achseln und schwieg, weil er trank und uns beklagen mochte. „Seht," sagte er, „der Posthalter hat nicht mehr viel von dem edeln Stoff. Drum thu' ich mein Theil jetzt weg. Wenn die Prozession vorüber ist, dann hat's am Ende und man muß wieder ein Jahr warten, bis es wieder Bock zu trinken gibt."

Als ich gefrühstückt, ließen wir uns vier Seidel hinauftragen, um sie in Sicherheit zu haben. Dann legten wir uns in die

Fenster. Es war Zeit, denn die Glocken begannen zur Kirche zu rufen. Männer, Frauen, Kinder, Alles eilte im Sonntagsputze zur Kirche. Die Kinder waren phantastisch aufgeputzt, trugen, die Mädchen nämlich, Körblein voll Blumen, und die Knaben bunte, kleine Standarten mit allerlei Heiligenbildern. Die Tracht war im Allgemeinen die Oberbayerns, besonders fand ich die ungeheuern Pelzmützen der Frauen wieder. Die Mädchen trugen die allerliebsten Ringelhäubchen, mit den zwei gegen den Nacken gekehrten Spitzen, wie man sie in und um München trägt; aber nun sah ich auch wohl, wie wahr das Wort meines Alten war. Ich hatte in den bayerischen Alpen manch' schönes Mädchen, manche prächtige Gestalt gesehen, aber in der That, die Töchter Mittenwalde's waren durchweg die Schönsten, und durchweg; denn kaum einer Häßlichen begegnete das Auge. Dabei waren es nicht die durch die abscheulich kurze Taille entstellten Gestalten, nicht die gebückten, durch die Lasten, welche sie in der Umgegend Münchens tragen müssen; nein, die Kleiderform war kleidsamer, der Körperform zusagender und die Gestalten waren aufgerichtet und edel.

Niemand ging vorüber, ohne vor dem „Evangeli," welches ein Heiligenbild zierte, seinen Knix zu machen oder das „Hütl" zu lüften. Jetzt öffnete sich droben die Thüre an dem mit Fresken bemalten Hause, vor dem das „Evangeli" stand, und heraus trat eine jugendliche Gestalt von den edelsten Formen. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Man sah kein Weiß an ihr, als an dem schneeweißen Hemde, dessen Aermel sichtbar waren und an einer schmalen Krause, die den Hals umschloß. Dies Mädchen war die Krone, die Perle Aller.

Sie war schlank und groß; ihre Gestalt vom reinsten Ebenmaße; ihr Haar reich, glänzend, kastanienbraun. Nur einmal sah ich den Blick des großen, braunen Auges, aber sein Ausdruck war trübe; das Gesicht von wunderbarer Schönheit, aber bleich; kein

Roth schimmerte durch die feine Haut. Sie ging gesenkten Hauptes der Kirche zu.

„Auf diesem jugendlichen Herzen liegt ein schweres, unheilbares Leid, und die schönste Lilie ist früh geknickt!“

Ich hatte laut gedacht, wie mir das manchmal begegnet, wenn mich etwas tief bewegt. Dann vergeß' ich der Außenwelt gänzlich.

„Da habt Ihr den Nagel auf den Kopf getroffen,“ sagte der Alte, der stille hinausgesehen, das Mädchen auch mit Theilnahme betrachtet und meine lauten Gedanken auch gehört hatte. „Zweimal habt Ihr Recht; mit dem Leid nämlich und der Lilie!“

„Sind dem schönen Mädchen die Eltern oder ist ihr der Bräutigam gestorben?“ fragte ich.

„Beide, Eltern und Bräutigam,“ versetzte er.

„Du armes Herz!“ sagte ich und sah ihr nach. „So jung noch und so schwer geprüft!“

„Ja wohl!“ sprach mit mehr Gefühl, als ich ihm zugetraut hätte, der Alte. „Aber was würdet Ihr erst sagen, wenn Ihr die Geschichte des holdsamen Dirnd'l's kenntet?“

„O erzählt mir sie, ich bitte!“ rief ich dringend aus.

„Ihr sollt sie hören,“ sagte er ernst, aber erst heute Mittag oder morgen, denn Ihr bleibt ja noch hier bis morgen, ich fürchte, heute kommen wir nicht dazu. Seht da die Buab'n!“ rief er und wandte sich zum Fenster.

Auch ich blickte hinaus.

Zwanzig bis vierundzwanzig junge Bursche schritten daher in militärischer Haltung, angeführt von einem Alten, der die Uniform eines Forstbeamten, die gestickte Mütze und den langen Schnurrbart trug.

Die Bursche trugen graue Jupen mit grasgrünen, stehenden Kragen, grüne, kokette Hütchen mit frischen Blumensträußen und Stutzen. Sie waren bestimmt, neben dem Himmel der Priesterschaft zu gehen und durch Salven die heilige Feier zu erhöhen.

Dafür hatten sie dann auf dem Schießstande heute Nachmittag ein Schießen, bei dem ganz hübsche Preise herausgeschossen wurden, zu deren Ankauf die Kirchen- und Ortskasse sich die Hand gereicht.

Das und Anderes berichtete mein Alter, der sich nun eine Pfeife anzündete und schon beim zweiten Seidel war. Ich rückte ihm mein zweites hin und folgte seinem Beispiel, indem ich eine Cigarre anbrannte.

Als meine Cigarre und mein Seidel zu Ende war und auch das dritte ihm wohlgeschmeckt, sagte der Alte:

„Laßt uns hinabgehen und die zwei „Evangeli" betrachten, ehe die Prozession kommt!"

So wenig mich das auch anzog, so mußte ich folgen. Der Gang war kurz. Wir kehrten in meine Stube zurück, wohin er zwei neue Seidel sich bestellt hatte.

An die Geschichte aber brachte ich ihn nicht.

Ich will die Prozession nicht beschreiben, weil diese so ziemlich sich überall gleich ist. Ordnung im Aeußern, Andacht im Innern war unverkennbar, denn überall zeichnet sich das Gebirgsvolk durch Religiosität aus. Die Feier nahm den ganzen Morgen und selbst noch einen Theil des Nachmittags weg, denn erst um zwei Uhr gingen wir zu Tische, wo uns ein, wie man wenigstens sagte, auf Tyrolergebiet gewonnener „Gamselbrat'n," als große Seltenheit trefflich mundete. Er war von einem jungen, sehr zarten Thier. Nach Tisch gingen wir zum Schießen, das vor dem Orte stattfand und bis in die sinkende Nacht währte. Treffliche Schützen zeigten ihre Kunst und Fertigkeit, die wohl kaum den Tyrolerschützen, die ich später zu sehen Gelegenheit hatte, nachstanden.

Da das Raufen bei schwerer Strafe verboten ist, und Einer, der nur eine „Schildhahnfeder" am „Hütl" trägt (was freilich als Zeichen der Herausforderung zum Raufen gilt), sogleich von den wachsamen Gensd'armen „gefaßt" wird, wie mein Alter sagte, so ging der Tanz ruhig ab. Ich sah ihn nicht und zog es vor, die

abendliche Kühle im Garten der Post zu genießen, statt meine Neugierde mit dem Einathmen des Staubes und dem Ertragen einer erstickenden Hitze abzufinden. Die Unterhaltung war lebhaft, und das Spielen einer Zither, begleitet von dem schönen Gesange einer jugendlich frischen Jünglingsstimme, machte mir große Freude, zumal die „Schnaderhüpf'l'n," die der Zitherspieler sang, mitunter sehr ansprechend, sein „Jodeln" aber unübertrefflich war, wie oft ich auch noch diesen eigenthümlichen, dem Alphorn nachgebildeten Gesang zu hören Gelegenheit hatte.

Früh am andern Morgen war ich auf den Beinen. Die Mittenwalder schliefen noch, nur meine schöne Nachbarin stand am Fenster mit dem bleichen Gesichte und den von Thränen gerötheten Augen. Sie erwiederte schwermüthig meinen Gruß. Das war das letzte Mal, daß ich sie sah, ihr Bild aber, das Bild tiefen, nagenden Schmerzes, hat sich mir unauslöschlich in die Seele geprägt. Ungestört in meinen Gedanken, machte ich einen herrlichen Spaziergang. Der Morgen war ungemein schön, der Himmel klar. Friede ruhte auf dem engen Thale. Von den Bergen her schallte der Gesang der Steindrossel in den mannigfaltigsten Modulationen. Lerchen trillerten, der Zeisig zwitscherte in den Erlen am Bache und der Ruf eines Schildhahns klang von ferne dazwischen. Auch das gehörte zu der fremden Landschaft und erhöhete ihren Reiz. Keine Menschenseele begegnete mir. Erst als ich zur gewöhnlichen Frühstückszeit zurückkehrte, war Mittenwalde lebendig geworden. Ich fand meinen Alten auf mich warten. Er hatte vom Wirthe gehört, daß noch ein einzig „Fäßle" Bock übrig sei. Das hatte die anziehende Kraft bewährt.

Eine halbe Stunde später saßen wir in einer einsamen Laube des Gartens.

„Ich weiß wohl, was ich Euch versprochen habe," sagte er, „und will's ehrlich halten. Die Zeit ist jetzt gelegen dazu. Paßt mal auf:

„Sternhuber's Caritas, so heißt das Dirnd'l, das Ihr die Krone und Perle Mittenwalde's genannt habt, und das Ihr verglichen habt mit der früh geknickten Lilie, Sternhuber's Caritas, sag' ich, war wohl eine Perle! Herr, Ihr habt des Dirnd'ls Schönheit gestern bewundert, aber Ihr hättet die Caritas vor vier Jahren sehen sollen! Damals hat das Auge noch gelacht, das jetzt weint; damals hat's noch gestrahlt, das jetzt so matt und trübe blickt; damals waren ihre Wangen noch, wie dort die eben aufgehende Moosrose — damals — ja damals gab's auf Gottes Erde nichts Schöneres als sie. Sie war sechszehn Jahre alt, Herr! Da mögt Ihr's Euch vorstellen, wie die Augen der Buab'n nach ihr ausschauten. Nehm's ihnen nicht übel!

„Aber es war ein „Jokrisch" Dirnd'l. Die hatt' es Allen gethan, aber Keinen hat's vorgezogen. Nur einmal ist's ihm doch gegangen, wie allen Mädchen. Ihr kennt ja die Klaus droben am Karwandel? Seid ja vorübergefahren, als Ihr von Partenkirch hierher kamt? Dort ist eine Wallfahrt bei der Kapelle und die ist besonders berühmt, weil das Muttergottesbild in der Kapelle ein wunderthätig Gnadenbild und schon Manchem sein Weh weggenommen hat. Wenn da der Jahrestag kommt, dann halten Ketten und Banden keinen Mittelwalder zurück, und was Leben und Athem hat zwischen dem Sternbergersee, dem Ammersee und dem Inn, ja von München her, das kommt zum Feste und zur heiligen Bittfahrt.

„Die Klaus liegt so schön in dem grünen Thälchen, gegen Wind und Wetter geschützt, und der Klausbauer hat eine sehr gute Wirthschaft, und wo der liebe Herrgott eine Kapelle hat, da baut der Teufel einen Tanzplatz dazu. Das ist einmal so in der Welt.

„Dazumal strömte wieder alle Welt nach der Klaus, denn das Wetter war gar lustig. Bin auch dagewesen. Als die Bittfahrt vorbei war, hat das Jungvolk einen Tanz gehalten und waren

Himmel und Leute da. Auch die Zierler Buab'n waren da und leicht hätt's kommen mögen, daß der Nazi und der Aegidi mit ihrem Anhang hätten Trutzliedl'n angestimmt zum Raufen, wenn nicht der gestrenge Herr Landrichter einen Riegel vorgeschoben hätte durch acht Haltfeste, nämlich Gensd'armen, und die waren stämmige Kerle, wie des Königs Hartschiere in München, die Ihr müßt ja gesehen haben, und in der neuen Uniform?

„Die hielten die Buab'n im Respekt.

„Aber Ihr werdet fragen: Wer der Nazi und der Aegidi seien? Das will ich Euch erst sagen.

„Ihr kennt das Haus da neben der Post, mit dem Erker, daran Ihr gestern die Inschrift gelesen, den Hausspruch mein' ich, als wir spazieren gingen? — Nun, das gehörte damals des Arnold Krazenleitner's Wittib, die Caritas hieß, und war des schönen Dirnd'ls Gothen und Baas von der Mutterseiten her. Sie war eine Frau schlicht und recht, nicht arm und nicht reich, mußte sich aber herum thun und drehen und wenden. Die hatte einen Sohn, den Nazi, der war zwei Jahre älter, als drüben das schöne Göthel. Ein Buab war's, Herr, wie Milch und Blut, und dabei gewachsen wie eine Lärche, und wenn er Morgens jodelte und einen Jauchzer that, so hörte man's an der Scharnitz. Immer lustig, flink, fleißig und treu, wie Gold, war er, und hatte schwarze Augen, die fackelten. Wer wollt's ihm verargen, daß ihm die schöne Caritas gefiel? Er war's ja nicht allein, dem's so ging. Aber es war nicht so ein flüchtig Wohlgefallen, sondern es war, wie's im Schnaderhupf'l heißt:

Du herzig's schön's Dirnd'l,
Du liegst mir im Sinn;
Du liegst mir im Herzen
Sieben Klafter tief d'rin.

Und wo einmal die Lieb sieben Klafter tief sitzt, da weht sie der Karwandelwind nicht mehr 'raus, und nicht der Sirokko, der aus Italien 'rauf pfeift.

„Die Caritas wußt's auch und war ihm freundlicher als allen Andern, und ich glaube fest, sie hatte ihn lieb, nicht von wegen der Verwandtschaft und Nachbarschaft, sondern vom Herzen 'raus von wegen seiner Schönheit, und weil er so gut war gegen seine Frau Mutter und überhaupt so brav. Er war auch gewiß eine gute Seel', aber Pulver hatt' er auf der Pfann'. Hui, wenn ihm Einer quer kam, dann war er rasend und unbändig. Freilich war fünf Minuten d'rauf Alles vorbei. Er that der Caritas Alles, was er konnte, und wenn sie ihn anlächelte, dann wär' er in den Tod gangen, wenn sie's verlangt hätt'. Ich laß mir's nicht ausreden, daß sie ihn lieb hatte, denn ich weiß auch, wie viel Uhr es ist, wenn die Gamsel pfeift; aber sie ist immer gar ein spröd' Dirnd'l gewesen, und sollt's Niemand recht wissen, wie es um ihr Herz stand. Das war des Dirnd'ls Stolz. Es sollt's halt Niemand merken, daß es wär' wie andere Dirnd'ln und a'n Buab'n lieben thät."

„Nun, und der Aegidi?" fragte ich.

„Richtig," sagte er d'rauf, „es ist gut, daß Ihr mich wieder in's Gleis bringt! Drüben zu Zierl da wohnt ein Geigen- und Guitarrenmacher, der Prozelter heißt, ein fleißiger, geschickter Mann; hat aber fünfzehn Brodknapper, und das ist viel für einen Geigenmacher, auch wenn er noch so fleißig ist; aber alle fünfzehn waren sie hart wie Eicheln und Holzäpfel, und blühten, wie die Rosen, auch wenn sie nur dreiviertel satt hatten, und bildschön waren sie alle, absonderlich sein Aelt'ster, der Aegidi. Ich selbst muß sagen, wenn er neben dem hübschen Nazi stand, so hätt' ich auch dem Aegidi den Preis zuerkannt. 'S war ein Blitzbuab, und seine blauen Augen sahen in's Herz 'nein.

„Seltmals an der Klaus, da waren die Zweie und die Caritas auch. Als die Caritas den Nazi zum Tänzer hat und mal stehen bleibt, um zu verschnaufen, tritt der Aegidi zu dem Nazi, reicht ihm die Hand und sagt: „Grüß' Gott, Nazi, Du

hast das schönst' Dirnd'l im Land, Nazi; darf ich mal mit ihr tanzen?"

„He!" ruft da die Caritas aus, „Zierler, ich bin mein eigen und der Nazi hat kein Recht an mich. Wenn d' mit mir tanz'n willt, mußt mi selber bitt'n!"

„Da zuckt der Nazi zusammen, als hätt' ihn eine Natter gestochen. Er beißt die Zähne auf einander und läßt ihren Arm fahren und geht fort.

„Da wird das übermüthig Dirnd'l bleich vor Schreck.

„Thut nichts," sagte der Aegidi Prozelter; „faß' Dir's nicht z' Herzen. 'S ist ein Störriger, ich kenn' ihn schon! Tanz' mit mir, Du schön's Dirnd'l! Du Lieb's!"

„Da schaut sie ihm in die blauen Augen hinein und sie sieht ihn doch zum ersten Mal, aber der hat's ihr angethan, wie sie's den Andern, und sie tanzt den ganzen Abend mit ihm und war nie so froh, und die Lieb' saß im Herzen tief.

„Wie gesagt, es wär' zu Mord und Todtschlag gekommen, wenn die Haltfeste nicht dagewesen wären, denn der Nazi schäumte vor Zorn, weil ihm die Caritas solche Schmach angethan und nun mit dem Aegidi alsfort tanzt und mit ihm scherzt und lacht und dann als mal nach dem Nazi blickt, als wollt' sie ihn äffen und sagen: Er ist mir lieber als Du!

„Es ging ohne Raufen ab, aber der Funken lag unter der Asche und brannte heiß fort. Vierzehn Tage sah der Nazi nicht 'nüber nach dem Haus mit den Bildern und war betrübt im Herzensgrund. Da begegnet ihm einmal die Caritas.

„Bist noch bös?" fragt sie und lächelt ihn an, daß ihm schier das Herz bricht.

„Worüber?" fragt er. „Bist ja Dein eigen und kannst den Zierler lieben, den Aegidi. Was liegt d'ran, wenn mir das Herz bricht!"

„O, Du Dalk!" ruft sie aus. „Du dalketer Buab! Meinst,

ich hätt' den Aegidi lieb? Verstehst kein'n Spaß? Hab' Dich ja nur hänseln wollen, Du Dalk?"

„Da durchzuckt's ihn wieder bis in's Mark. Er blickt sie an und sie lächelt wieder so, daß kein Mensch widerstehen konnt'.

„Caritas!" ruft er aus — „ist das wahr? Hast mich doch lieb? Lieber wie den Aegidi? — Sag's noch einmal!"

„Du Dalk!" ruft sie aus, „den Tauben und den Alten sagt man's zweimal;" und mit den Worten läuft sie fort, wie eine Gamsel und der Nazi kann sie nicht einholen. Aber sie blickt noch mal um und nickt ihm zauberisch zu.

„Da steht er und fragt sich: Ist's wahr? Und es kommt wieder Freude und Lust in seine Seele und er jodelt wieder und man hört seine Jauchzer weithin schallen; und sie lächelt ihm zu, und es ist Alles wieder gut und er meint, er hätt' die Welt g'wonn'n!

„Noch Eins, Herr," fuhr der Alte fort, nachdem er aus seinem Seidel einen langen, starken Zug gethan, „noch Eins! Ich sagt' Euch, des Nazi's Mutter, die Krazenleitner's Wittib, hätte nicht viel übrig, wenn's Jahr um wär' und dem Nazi könnt' sie nicht viel geben, und ein Buab hat doch dies und das nöthig, eine Jupen, ein Hütl, Pulver und Blei, Tabak und Bier, und auch etwas für die Musikanten. Wo sollt' das Alles herkommen? — Nun, drüben auf der Tyrolerseiten gibt's Gamseln genug und hier hat sie der König gehegt und verhört. Da ist's eine besondere Lust, eine zu bürschen, und das Wildbieben hält kein Mittenwalder für eine Sünd'. Da hat's der Nazi gemacht wie viele Andere auch; aber er ist ein besserer Schütz gewesen, als sie und so oft er ging, bracht' er ein Thier, ja manchmal zwei, daß er unter der Last krachte, und er konnt' der Mutter noch Geld abgeben und hatte doch noch genug. Außerdem gab es noch einen Verdienst. Drüben im Tyrol verkauft der Kaiser den Tabak und die Cigarren und die sind theuer und schlimm. Nun schmuggelte der Nazi hinüber

Bündel Cigarren, und von Zierl kam Einer, der holt sie an der Stelle, wo sie der Nazi hintrug. Das warf ein Schönes ab, ein sehr schönes Stück Geld, Herr.

„Aber dem Zierler Aegidi ging's, was das Sackgeld betraf, wie dem Nazi. Er hatte in der Regel weniger als Nichts, nämlich Schulden, und der alte Geigenmacher Prozelter mit seinem Rudel Brodknapper konnt ihm so wenig geben, als dem Nazi seine Mutter.

„Da lag auch nichts näher, als die Gamseljagd, zu der denn außerdem jedes Bergkind angeborne Lust trägt. Ich sag' Euch, Herr, Ihr Leute aus dem Reich begreift so etwas nicht. Wenn Ihr Jagen geht auf ein Häsle oder Schnepfle, dann stolpert Ihr, wenn's hoch kommt, über einen Kartoffelstock; aber den Gamseljäger umgibt der Tod rechts, links, vorn und hinten, und das Thier ist schlau, hat seine Lauscher immer offen und seine Lichter sehen weit und seine Läufer sind flink, wie der Wind, und einen Wächter stellt's aus und wenn der pfeift, hui, dann geht's über Grate und Gründe, über Gletscher und Schlünde, und der Jäger hat nach tagelangem Spüren, Kämpfen und Mühen, für Todesgefahr und sauren Schweiß — das Nachsehen. Aber meint Ihr, das schrecke ab? — Fehlgeschossen! Grad' das reizt, treibt, hastet und eifert. Und weiter geht's und wieder in die Schneewelt hinein, thalab, bergauf — bis wieder eine Spur da ist. Und wer keinen guten Schutzpatron hat und dem heiligen Hubertus keine Kerze opfert, der mag d'heim bleiben und am Kachelofen hocken und das Jagen bleiben lassen. Hab's erfahren in meinen jungen Jahren, Herr, und uf a'n Kerzen kam mir's nit an und uf a'n Bissel Halsbrech'n a nit.

„Seit dem Fest an der Klaus trug aber der Nazi dem Aegidi einen Todeshaß und ließ ihm sagen, er sollt' ihm aus dem G'heg bleiben, sonst ging's nicht gut ab, und sollt' ihm auf der Gamseljagd

nicht in Schußweit' kommen, sonst könnt' er ihn für a'n Gamsel halt'n! —

„Solch' Trutzlied'l ohne Melodie und Weis' gefiel dem Aegidi auch nicht baß; ließ daher zurück sagen: Das schöne Wild in Mittenwald steh' ihm sicher; er würd' sich's schon selber holen und fürcht' den balketen Nazi nicht; und was die Jagd beträf', so wär' sein Stutzen gut und seine Kugel sicher, und es käm' ihm auch nicht d'rauf an, eine Jupen für eine Gamseldecke und ein Mittenwalder löcherig Hüt'l für ein Gehörn anzusehen.

„Das ging Schlag auf Schlag, Klapp auf Klapp, und der Krieg war erklärt. Beide aber gingen indeß um so lieber auf die Gamseljagd, weil's noch ein ander Wild gab, als einen Gamsbock, und der Zorn im Herzen brannte wie glühend Feuer und ließ ihnen keine Rast nicht.

„Einmal ist der Nazi ausgegangen früh Morgens und das Dirnd'l, die Caritas, hat ihm wieder gelächelt, so sakrisch, daß er einen Juchzer über den andern that und meint', heut' sei ein Glückstag für ihn; aber nirgends fand er Gamseln, und es war schon schier Mittag. Da streift er weiter in's Tyrol 'nein, und plötzlich schaut er ein Rudel, das lag auf einer kleinen Matten, um die ringsum der Fels starrt, wie ein guter Mantel oder Schutzwand. Nur von unten auf, wo Lärchenwald und Gestrüpp war, konnt' er anschleichen, aber es war ein halsbrechend Stück, denn der Abgrund war tief und das Gefels war zackig und kantig, und kein Weg noch Steg. Das hilft nichts; er muß 'nauf! Ohne Gamsel heim kommen, wär' bittrer gewesen als Galle. Sie hätten ihn ja aus-g'lacht. So steigt er denn 'nunter, wie ein Steinmarder, mit Todesgefahr, und endlich drüben 'nauf, ohne daß der Wächter ihn merkt, und wie er in Schußweit' war — paff! da kracht's und der schönste Bock streckt sich und die andern sind fort.

„Horch, da kracht's hinter den Felsen noch einmal. Der Nazi horcht, lädt sein' Stutzen schnell und klettert vollends auf die

Matte, bindet seinem Gamsbock die Beine zusammen, hängt ihn um die Schulter, spannt seinen Hahn und lauscht.

„Grüß' Di Gott, Nazi!" ruft's da auf einmal über ihm auf dem Felsgrat, und der Aegidi steht da und hat den Stutzen am Backen und der Nazi sieht gerad' in den Lauf des Stutzen. Da ist er plötzlich an die Backe gefahren mit dem Kolben und — paff knallt's. —

„Aber der Aegidi war einen Schritt zurückgetreten und die Kugel flog in die helle, blaue Luft hinein und Nazi war in seiner Hand.

„Hast Eini geschoss'n?" rufen da Zweie, Dreie zu dem Aegidi herüber. Der schüttelt den Kopf und steht wieder auf der Kante, und unten auf der Matte todtbleich der Nazi.

„Was meinst!" ruft er halblaut dem Nazi zu, „was ich jetzt thu'? Entweder schieß' ich Dich todt, und dazu hab' ich ein Recht, oder ich ruf' den Gesellen, und dann wirst Du Wilddieb nach Zierl geführt und magst brummen, bis das Gericht das Urtel spricht, oder ich lass' Dich laufen, Du Strauchmörder und Meuchelmörder. Was meinst? — Bet' ein Ave und ein Paternoster! 'S ist aus mit Dir!"

„Schieß!" schrie unten der Nazi.

„Du bist einer Wittib Sohn," versetzt gutmüthig der Aegidi, und er war ein treu Gemüth, das muß wahr sein. „Die mußt Du ernähren. Ich will die Frau Mutter nicht schlagen im Sohne! Leg' Dein Gamsel ab und mach', daß Du fortkommst. Das ist meine Vergeltung!"

„Schieß!" schrie wüthend der Nazi.

„Dalketer Buab," spricht der Aegidi, „denkst nicht an Deine alte Frau Mutter, die eine sehr kreuzbrave Frau ist? Du Gottvergeßner, Du!"

„Das traf das Herz des Nazi. Er stand eine Weile und sann; dann legt er den Gamsbock auf die Matten, wirft einen

Wuthblick auf den Aegidi und fort ist er, und die Andern merken nichts; denn als sie zu dem Aegidi kommen, steht er auf der Matten und hat den Gamsbock umhängen und lacht.

„Hast doch Einen geschossen!" rufen sie, „Du Lügner!" Aber er lacht und schüttelt den Kopf und sagt:

„Hab' ihn einem Bayer abgejagt!"

„Wo ist er?" fragen sie.

„Fort!" ist die Antwort und Aegidi klettert n'auf und weiter sagt er nichts. Er dankt seinem Patron für seinen Schutz vor Nazi's Kugel, und ihm ist wohl, daß er nicht Rache genommen an seinem Todfeind und denkt, er hab' ihn versöhnt und vor Gott recht gethan.

„Da hat er aber bei dem Nazi falsch gerechnet, denn Nazi's Haß war verdreifacht geworden, und die Schmach fraß an seinem Herzen, wie ein Geier, daß ihn der Aegidi geschont, aber den Gamsbock abgejagt. Er schoß zwar noch einen, „daß er nicht ausgelacht werde," als er gegen Abend heim kam, doch sein Blut kochte und er konnt's nicht vergessen und nicht verwinden, und alle Tage wurmt's ihm auf's Neue.

„Mit dem Aegidi aber ging in der nächsten Zeit eine große Veränderung vor und er kriegt ihn nicht mehr auf der Gamsjagd, wie er gehofft. Sein Vater, der alte Prozelter, brachte einmal eine Ladung Geigen nach Innsbruck, und kam da, ich weiß nicht wie, mit einem Offizier von den Mauthnern zusammen. Dem erzählt er viel von seinem Aegidi und wie er sehr ein braver Mensch sei und ein guter Sohn, und kennte alle Schliche und Schlüpfe im Gebirg' und wär' grad' angethan für einen Grenz- und Mauthwächter und sei besonders bekannt in und um Mittenwalde, von dannen aus der Cigarrenschmuggel in's Tyrol gehe, wie all' nichts Gut's.

Sagt der Offizier:

„Will denn Dein Aegidi das Mauthkäppi aufsetzen?"

„Warum nicht?" sagt der alte Prozelter; „wenn Ihr's fertig bringen könntet, Herr Leitnamt? — Auf eine gute Guitarre mit Mechanik, wie man sie jetzt macht, käm' mir's nicht an."

Der Mauthner schmunzelte vergnüglich, denn er konnt' so ein Bissel klimpern zu einem Lied an den lieben Mond, wie's so Sitte ist.

„Kann er auch ein Bissel etwas mit der Feder?" fragte er weiter.

„Versteht sich," antwortete der alte Prozelter. „Er hat schon als Buab dem Schulmeister z'roth'n ufgeb'n und war Primes uf der obersten Bonk. Thuet, was Ihr könnet!"

„Das versprach der Herr Leitnamt und der alte Prozelter ging mit fröhlichem G'müth nach Zierl z'rück.

„Und was meint Ihr? Die Guitarre zog und der Aegidi schlupt nach vier Wochen in das grau Röckle mit dem Sammet-krog'n, setzt das Käppi auf, läßt den Schnauzer wachsen, kriegt a'n Stutzen und a'n Sabel und kommt auf die Scharnitz, wo's z'somm'n hocken und uf d' Cigorr'n Jagd moch'n und faullenzen.

„Das muß wahr sein, der Aegidi war noch einmal so hübsch in der Uniform, und wenn er Sonntags in die Messe nach Mittenwalde kam, so sahen zwei Augen mit Liebesglanz und zwei mit Gift und Galle nach ihm. Wem sie waren, könnt' Ihr schon denken. Der Aegidi wußt wohl, warum er den weiten Weg herauf kam, und die Caritas wußt's auch und auch der Nazi.

„Recht war's nicht von dem Dirnd'l, daß es Zweie lieb hatte und nicht wußt', welchem es den Vorzug geben sollt'. Aber so ein jung Ding überlegt's nicht, und wenn der Nazi kam, war's ihm lieb und hold, und wenn der Aegidi das Dorf 'rauf kam,

stand's allemal am Fenster, und wenn er dann an's Käppi griff und die drei Finger an's Schild'l legte, nach Soldatenart, dann schlug eine helle Flamme aus dem schönen Gesicht 'raus und die Augen lachten und glänzten, wie zwei Sonnen. Nun meinte Jeder, er wär' Hahn im Korb und wenn er hörte, der Andri wär' bei dem Dirnd'l unterm Fensterl g'wesen, wurmt's ihm g'waltig. Und immer waren Leut' da, die es dem Aegidi hinterbrachten, wenn dem Nazi es einmal glückte, a Stünd'l zu verplaudern, und die es dem Nazi sagten, wenn die Caritas mit dem Aegidi freundliche Augen machte.

„Das ging so fort bis zum Frohnleichnamsfeste vor zwei Jahren. Da war der Aegidi hier und ein paar Kam'raden von ihm, und hatten Urlaub bis um zehn Uhr. Auch kamen noch Zierler zu ihm her. Und als der Tanz beginnen sollte, holt der Nazi die Caritas. Das hält der Aegidi nicht aus.

„Nun sitzen sie, ehe der Tanz anhebt, an zwei Tischen, hüben die Mittenwalder und drüben die Zierler und auf dem Hüt'l des Nazi steckt plötzlich die Schildhahnfeder, und das war die Herausforderung zum Raufen.

„Gleich hoben die Trutzlied'l'n an, und ein Zierler singt:

„Schärwenzel', wie d' willt
Und das Dirnd'l ist mein.
Und Du dalketer Buab, Du —
Laufst doch hinterdrein!"

Und nun jodeln sie alle in heller Lust dazu.

„Ihr müßt wissen, Herr, das ist in den Alpen von Bayern und im Tyrol so die Sitt', daß solche Lied'l'n und Schnaderhupf'l'n gesungen werden von Einem in dem Trupp, der sie gleich zu machen versteht, und das geht so lang her und hin, bis es losbricht. Kaum ist das Gejodel der Zierler aus, so steht der Nazi

auf, wirft's Hüt'l grimmig in die Luft, fängt's wieder und knallt mit dem Daumen und Mittelfinger. Dann singt er:

„Da hör' i a'n singen,
Der aber nicks kann!
Und wenn er Kurasch hätt',
So faß't er mi an!"

„Und im wüthendsten Jubel bricht das Gejodel der Mittenwalder los und hallt lange, lange fort.

„Die Musikanten, die merken, wo's 'naus will und wissen, daß wenn's ein Raufen gibt, ihr Verdienst am Ende ist, fangen rasch einen Huppser zu geigen und zu pfeifen an und denken, das könnt's verhindern, was sie fürchten; aber das war fehlgeschossen, denn wie der Blitz sind sie aneinander und die Hiebe fallen mit geballter Faust, und sie fassen sich und hierhin fliegt Einer und dorthin Einer, daß Tisch und Bänke krachen und die Dirnd'l'n schreiend auf die hinteren Bänke sich flüchten.

„Caritas steht da, bleich wie eine Leichen, und schaut nur aus nach dem Aegidi seinem Käppi, ob's noch oben sei; aber immer verwickelter wird der Knäuel und immer wilder das Toben und Schreien. Da ruft plötzlich der Aegidi: „Ich bin gestochen!" und fällt zu Boden. In dem Augenblick hörte man einen gellenden Schrei und die Caritas sinkt ohnmächtig zusammen.

„Und wie der Blitz ist der Tanzplatz leer von den Mittenwaldern, und die Zierler heben den blutenden Aegidi auf und rufen nach dem Doctor.

„Der kommt und untersucht's schnell und sagt: „Wenn in der Brust von Deinem Röckle nit a halbes Pfund Werg eing'näht wär', thät Dir kein Zahn mehr weh Dein Lebtag. Der hat wacker g'stoß'n, aber das Messer ist nit eini gang'n weiter bis auf den Knoch'n, und in vierzehn Tag bist wieder heil."

„Nun verbindet er ihn und die Zierler schaffen ihn auf die Scharnitz. Wer's than hätt'? Ja, Herr, das wär' eine kitzliche

Frag' und der Aegidi wußt's wohl, daß es der Nazi war, denn er rang mit ihm, aber der Aegidi konnt' sich nicht bewegen, weil sie sich zu sehr auf einen Knäuel gedrängt hatten; da nimmt der Nazi den Augenblick wahr und stößt ihm das Messer in die Brust.

„Der Landrichter untersucht und untersucht, aber er bringt nichts 'raus und die Geschichten wird vertuscht und es bleibt still. Die Oesterreicher aber verbieten's ihren Mauthnern und Keiner darf mehr nach Mittenwalde, nicht einmal in die Meß.

„Nach vierzehn Tagen war der Aegidi heil, wie der Doctor gesagt und es kräht kein Hahn mehr nach der Geschichten. Nur die Caritas war lange krank, und seitdem durft' ihr der Nazi nicht mehr kommen; sie haßt ihn aus dem Grund ihrer Seele und der Buab weiß wohl, wo's herkommt und härmt sich und quält sich, daß er aussieht, wie ein Schatten.

„Glaubt nur nicht, Herr, daß die Zweie nun ihre Rechnung abgemacht hätten! Der Aegidi sieht im Geist, wie der Nazi um das Dirnd'l freien werde und der Nazi weiß, daß sie den Aegidi lieb hat und alle Beide hassen sich in den Tod n'ein.

„Dazumal grad wurde heillos geschmuggelt nach Innsbruck 'nunter Cigarren über Cigarren, und der Aegidi, der auch seine Leut' in Mittenwalde hat, weiß, daß der Nazi der ist, der den malefizigen Schmuggel treibt. Sie passen ihm alle auf, Tag und Nacht, aber den Schlaukopf kriegen's nicht. Der weiß die Schliche, wie ein Iltis, der die Eier stiehlt. Es gilt ihm, Geld zu erwerben, weil er doch die Caritas freien will, denn er ist stockblind vor Lieb' zu dem Dirnd'l. Auch ist ihm der Herr Vater und die Frau Mutter der Caritas geneigt und wollen's zu End' haben, daß nicht ihr Kind an einen Tyroler sollt' kommen, den sie hassen, weil er das Käppi und des Kaisers Uniform trägt. Aber die Caritas will nicht, weil sie nun weiß, daß sie den Aegidi lieber hat, als den Nazi. Das gibt Hader im Haus. Und einmal trinkt der Herr Vater ein Bier in den Zorn, hier in der Post, und wird krank

und stirbt, und bald drauf will's Gott, so stirbt auch die Frau Mutter und die Caritas wohnt mutterseelen allein in dem großen, schönen Haus. Da ist denn des Nazi Frau Mutter bei dem Göthel alle Tag' gewesen und hat ihm in den Ohren gelegen von wegen der Heirath mit dem Nazi, da ja ihr Herr Vater und die Frau Mutter selig geflucht hätten der Heirath mit dem Mauthmann. Und die Vettern und Basen kommen und nörgeln alle Tag, sie sollt, wenn das Trauerjahr um wär', den Nazi nehmen, da sie ja doch nicht ledig bleiben könnt' in dem großen, leeren Haus — bis das Dirnd'l endlich Ja sagt, um des Quälens los und ledig zu werden.

„Nun kommt auch der Nazi mit seiner Mutter, aber wenn er zu ihr in die Stube tritt, so schüttelt sie sich vor ihm, wie wenn ein Frost über sie käm' und sie sagt: „Geh' wasch' Dich! Hast Blut an den Händen! Hu, mich schuckert's vor Dir!"

„Könnt' Euch denken, daß da der Buab im Zorn fortgeht und sieht, daß aus der Heirath nichts werden könnte und nicht wieder kommt; aber todtglühender wird sein Haß gegen den Aegidi und hundertmal ruft er im jähen Grimme: „Er muß sterben von meiner Hand!"

„Und wenn er nun schmuggeln geht, nimmt er den Stutzen mit, weil's ihm zu Muth ist, als müßt' ihm einmal der Aegidi in den Weg komm'n. Und der Aegidi trägt gleichen Todhaß gegen den Nazi, und sucht Spionaschi in Mittenwald.

„Da hört er denn, sein Weg geh' am Rechberg 'nauf, und drauf stieg er in's Wiesenthal 'nunter und am Wurzelstock 'nauf und klettr' dann um den Wurzelstock 'rum auf die Matten, wo er ihm den Gamsbock abgejagt. Da leg' er den Bündel mit den Cigarren hin und von da würde, wenn's Nacht worden, der Bündel von Zierlern abgeholt und er bliebe dabei sitzen, bis sie kämen, manchmal einen Viertelstag, wenn er nicht weiter gehe auf die Gamseljagd und den Bündel zudecke mit grünen Lärchenästen.

„Nun wußt' der Aegidi genug und sagt zum Leitnamt auf der Scharnitz: „Herr Leitnamt, i hob den Cigarrenschmuggler auskundschaft und will ihn fong'n!"

„Das sollst!" sagt der Leitnamt, „und sollst a'n gut Fonggeld foß'n!" Nun geht der Aegidi drei Tage auf die Lauer und allemal umsonst. Aber er wird nicht müd und denkt: „I fong' di doch! Todt oder lebendig, was liegt mir dran!" Denn die Wuth kocht in ihm alle Tage neu auf, da er hört, wenn's Trauerjahr um wär', führt' der Nazi die Caritas heim, weil eben d' Leut' es anders nicht wußten, — denn von dem Blut wußt Niemand und die Caritas lebt wie eine Nonne im Kloster und redt mit Niemand und war schier so bleich, wie sie heut ist, und so still und so maßleidig.

„Die Matten aber am Wurzelstock muß ich Euch g'nauer beschreiben. Sie ist nicht groß, und rundum von drei Seiten steht der Fels wie ein Mantel drum, wie eine runde Wand und schließt sie ein, und überall ist von ihr abi ein grausamer Abgrund, und zwar rechts und links am Ende. Grad vornen ist Geröll und Gestrüpp und Lärchenbäume, daß man heraufklettern kann. Links und rechts aber, wo die Felswand sich umbiegt und niedriger wird, hatte der Nazi einen Gang gemacht, daß man auf die Matten konnte ohne Gefahr, nur durft man nicht schwindeln und nicht fehl treten, sonst ging's viel Hundert Fuß hinunter, wohin keines Menschen Fuß kann und auch Keiner hin kommen ist, seit die Welt steht. Aber von beiden Seiten war der Pfad gemacht, links von unten aus dem Wiesenthal 'rauf und rechts auf dem Felsengrat 'nauf, wo man gehen konnte eine weite Strecke und dann in einen Pfad kam, der links nach der Martinswand und rechts nach Zierl führt; 's ist aber ein weiter, weiter Weg, und man muß ihn kennen, um nicht irre zu gehn in dem Schnee.

„Hinter der Felswand lag der Aegidi auch am vierten Tag

wieder und nicht weit davon zwei andre Mauthner zu seiner Hülf', wenn's der Schmuggler mehrere wären.

„Da ist's dem Aegidi, als hört' er Einen daherkraxen und unter seiner Last keuchen und das Herz pocht ihm und der alte Haß fing an zu gähren und zu brennen im Herzen.

„Er hält sich ruhig, bis er hört, wie der drüben seine Last auf die Matten wirft. Da ist's aus.

„Der Nazi war links 'rauf kommen und stand an der Ecke, wo er das Pfädlein über den Abgrund mit Steinen gebaut hat. Es ist noch früh am Tage und er meint, er könnt' noch ein Gamsel beschleichen. Daher nimmt er den Stutzen vom Rücken und thut Pulver auf die Pfannen und macht sie fertig. Als er eben die Pfannen zuknappt, tritt der Aegidi, den Stutzen in der Hand, den Hahn gespannt, rechts um die Felswand hervor und ruft mit gluthsprühenden, todtdrohenden Blicken: „Hab' ich Dich, Meuchelmörder und Schmuggler?!" — Nazi erschrickt und blickt auf, und als er den Aegidi sieht, spannt er seinen Hahn und ruft:

„Noch nicht, balketer Kostbeutel!"

„Kostbeutel schimpfen die Bayern die Oesterreicher, weil sie einen leinenen Sack auf dem Marsche anhängen haben, darin sie Brod, Pfeifen und allerlei Geschirr trag'n und den sie Kostbeutel heißen.

„Da schießt das Blut dem Aegidi in den Kopf.

„Leg' den Stutzen ab!" ruft er.

„Meinst, Du hättest einen Narren vor?" ruft der Nazi. „Eher nicht, als bis Dir die Kugel im Herzen sitzt!"

„Und in demselben Augenblick fahren sie Beide wie der Blitz mit den Stutzen an den Kopf und es kracht hüben und drüben fast zugleich auf zehn bis zwölf Schritt — und Nazi schlägt hinterrücks über und stürzt hinunter in die greuliche Tiefe und Aegidi thut einen Schrei, springt in die Höhe und stürzt drüben hinab,

von Fels zu Fels, von Zacken zu Zacken, bis er hängen bleibt an einem Felszacken, ein blutiger, zerschmetterter Leichnam. — Nazi hatte keinen Ton mehr von sich gegeben, ihm saß die Kugel im Herzen.

„Als die Mauthner die Schüsse hören, die schier Einer waren, da eilen sie herbei und stehen wie versteinert, denn da liegt ein Bündel und es ist kein Mensch zu sehen. Endlich blicken sie hinab auf ihrer Seite und sehen den Aegidi hängen, wie er im Todeskrampf noch seinen Stutzen hält mit der einen Hand, während die andre schlaff hinab hängt. Einer geht auf die andere Seite. Da liegt des Nazi Hüt'l. Von ihm aber ist nichts auszuschauen.

„Keiner redet vor Schrecken und Trauer ein Wort; aber Ein Gefühl durchdringt sie: so darf der Aegidi nicht hängen bleiben. Er muß ein christlich Grab haben und auch der Nazi, wenn man ihn kriegen kann. Einer bleibt da. Der Andere läuft nach der Scharnitz, Hülfe, Laterne und Seile zu holen. Aber wie so der Mauthner dasitzt in stummer Trauer und Schrecken, da hört er einen Fall. Er springt auf und schaut nach dem Aegidi.

„Die Spannung seiner Muskeln hatte nachgelassen. Der Stutzen war in die Tiefe gefallen, und der Leichnam des armen Aegidi hat dadurch das Gleichgewicht verloren, und grade, wie sich der Mauthner vorbeugt, sieht er, wie er rutscht und dann hinabfällt, wohin kein Sonnenblick kommt und wohin kein Seil hinabreicht.

„Da sträuben sich seine Haare und ein Schrecken des Todes ergreift ihn, daß er von dannen läuft und erst zurückkehrt, als die Andern kommen und nun selber sehen, daß da kein Auffahren ist.

„Sie stehen eine Weile stumm da; dann sinken sie auf ihre Kniee, beten ein Paternoster, nehmen den Cigarrenbündel und eilen weg von der greulichen Matten, die seitdem die Mordmatten heißt.“ —

Mein Alter schwieg und that einen Zug aus seinem Seidel, und mir war die Brust wie zugeschnürt. Der Posthalter trat zu uns und sah bewegt aus.

„Habt Ihr's schon gehört," fragte er, „was drüben passirt ist?"

„Nein!" rief der Alte; „was denn?"

„Nun, die Caritas hat um zehn Uhr einen Blutsturz kriegt, und so schnell auch der Doctor kam, gleich einen zweiten, und eben ist sie gestorben!"

„Wunderbar!" rief der Alte. „Gestern war's jährig, daß der Nazi den Aegidi gestochen hat."

Er nahm seine Mütze ab und wir thaten desgleichen und wir beteten alle Dreie, für alle Dreie, um Gnade und Frieden.

Beim Christbäumlein.

Eine Geschichte.

1.

Es mögen nahezu acht oder zehn Jahre her sein — etwas mehr, etwas weniger thut nichts zur Sache, — da führte mich der Wunsch, einen entfernten Verwandten kennen zu lernen, durch das schöne Thal der Kinzig gen Gelnhausen. Ich war damals ein junges Blut, das sich von Allem angezogen fühlte, was das Herz und die Einbildungskraft beschäftigen mochte; dabei fröhlich und wohlgemuth, wie eben, nach dem alten Lieblein, das junge Blut auf und ab durch die Welt wanderte — vor Zeiten; denn heutzutage ist ja alle fröhliche, selige Wanderlust des jungen Blutes in dem Schnauben und Stöhnen der Locomotiven untergegangen. — Das allmälig zerbröckelnde Bruchstück mittelalterlicher Herrlichkeit — ich meine eben Gelnhausen mit den Ruinen seines Barbarossa-Palastes, wo die großen Hohenstaufen rasteten, zechten und tagten, und wo Reichstage gehalten wurden; mit seinem schönen Dome und seinem schiefen Turme, vielen Juden und hundert Schustern — liegt gar schön an den grünen Höhen, aus denen der bunte Sandstein recht malerisch herausschaut. Wein, Obst, Früchte, Wiesen, Wald, Berge und Wasser — was fehlt da zu einem hübschen Landschaftsbilde, zumal eine untergegangene Herrlichkeit mitten drinnen liegt, eine freiere Reichsstadt, der es erging, wie dem heiligen, römischen Reiche deutscher Nation, seligen Andenkens?

Ich setzte mich an eine der Stellen, welche den freiesten Blick in das Thal gönnten, auf einen Sandsteinblock und sah in's schöne,

grüne Thal hinein, auf die Stadt, die wie eine alte Chronik vor mir lag, vergoldet von dem Zauberlichte der untergegangenen Sonne, und beschaute mir das Bild vor mir mit der vollsten Theilnahme und Lust.

Aus meinen Gedanken weckten mich nahende Tritte. Ich blickte herum und sah eine Gestalt, wie sie in unsern Tagen kaum mehr dem Auge begegnet. Es war ein dicker, wohlgenährter Mann mit rundem, behaglichem Bäuchlein, unendlich gutmüthigem, heiterem Angesichte, mit Hängebacken, grauem Haare, darauf eine weiße, baumwollene, links herabhängende Zipfelmütze mit einer dicken Trobbel dran. Er trug Kniehosen von dunkler Farbe mit Schnällchen an der Außenseite, weiße baumwollene Strümpfe, Schuhe mit einem wohlgepflanzten Schlupfe und ein langes Kattunwamms mit allerlei Rankenwerk und Blümlein im Grunde. Mit der rechten Hand hielt er eine lange holländische Thonpfeife, die lustig dampfte, und mit der linken ein hohes Meerrohr mit elfenbeinernem Knopfe, darauf er sich, langsam vorschreitend, stützte. In meinem Leben ist mir keine einnehmendere, behaglichere, gutmüthigere Spießbürgergestalt im Sonntagsnachmittagswamms vorgekommen, als diese. Mit dem mußte ich anbinden und mich nach meinem Herr Vetter, dem Löwenwirth, erkundigen und über dies und das, Gelnhausen betreffend; denn der sah mir unzweifelhaft aus, wie eine lebendige Chronica der weltberühmten Reichsstadt. Ich stand auf, lehnte mich auf meinen Ziegenhainer, schob mein Studentenränzel in des Rückens Mitte und grüßte den freundlichen Alten zuvorkommend. Die kleinen, blitzenden Augen blickten mich freundlich an; er dankte und blieb stehen. Redselig, wie ich's erwartet hatte, ging der Alte auf meine bescheidenen, freundlichen Fragen ein: bald aber wurde er der Fragende und ich mußte Bescheid geben.

„Wohl ein Gießener Studio?"

„Nein, ein Heidelberger."

„So? — Was führt Euch denn in's Kinzigthal? Euere Mundart weist nach dem Rheine?"

„Richtig; bin daheim, wo der Rhein durch die Rebenberge rauscht, wo die Bergruinen auf den Felsen und Mausthurm und Pfalz mitten im Rheine stehen."

„Kenn's, das schöne Land! Hat Wein!" Er schnalzte mit der Zunge dabei, um dadurch die qualitative Natur desselben hörbar zu bezeichnen, ohne Lobrede.

„Was führt Euch denn zu uns hierher?"

„Will's kurz machen," sagte ich; „ich will einen lieben Vetter heimsuchen, der unsrer Familie schwer abhanden gekommen ist. Mein Vater hat mir's zur Pflicht gemacht, indem er sagte: Es ist eine biedere, treue Seele allzeit gewesen!"

„Hm, das ist eine gute Empfehlung. Wer ist's denn? Vielleicht könnt' ich Euch zurechtführen."

„Danke freundlichst! Es ist der Löwenwirth, so er noch lebt, heißt: *****!"

„Er lebt noch und wird sich freuen, Euch zu sehen. Kenne ihn sehr gut. Hat Verwandte am Rheine, die ihn einst mit Liebe aufnahmen. Wo Ihr aber sein Vetter seid, müßtet Ihr ***** heißen."

„So heiß ich ja auch! Seht hier meinen Paß und den Brief meines Vaters an den Vetter."

Der Alte ließ mir den Paß und griff nach dem Briefe, den er hastig aufriß.

„Halt, Herr!" rief ich, seine dicke Hand ergreifend.

„Närrchen," sagte er lachend — „bin's ja selbst! Warum sollt' ich den Brief meines lieben Vetters nicht lesen? Schlag' ein, mein Junge!" rief er fröhlich, mir die Hand bietend. „Bist mir willkommen wie mein eignes Blut."

Ich war überrascht, aber angenehm; denn der gemüthliche Alte hatte mich ganz erobert.

Ich will's kurz machen. Vierzehn höchst angenehme Tage brachte ich im Hause meines lieben Vetters zu, den ich schon darum

besonders lieb gewann, daß er mir alle erdenklichen Geschichten erzählte, die er erlebt, oder die in Gelnhausens alten Mauern ihren oft wundersamen Verlauf gehabt. Eine davon will ich hier erzählen.

Als wir eines Tages vergnüglich nach der Insel pilgerten, auf welcher die ehrwürdigen Trümmer des Kaiserpalastes stehen, machte er vor einem kleinen Hause Halt, das sehr alt, aber sehr wohl erhalten war und im Innern sehr gut eingerichtet zu sein schien. Hinter den klaren Spiegelscheiben saß ein alter Herr, der mir ein alter Soldat zu sein schien. Mein Vetter grüßte achtungsvoll. Der Gruß wurde erwiedert und wir gingen weiter.

„Hast Du Dir das Haus angesehen, Wilhelm?“ fragte der Löwenwirthsvetter.

Ich bejahte.

„Auch den Alten?“

„Gewiß.“

„Nun, an dies Haus knüpft sich eine merkwürdige Geschichte, die ich Dir erzählen will, wie ich sie theils mit erlebt, theils aus dem Munde des alten Herrn kennen gelernt habe. Doch laß uns damit warten, bis wir wieder daheim sind; ich erzähle am Liebsten, wenn ich im Ledersessel sitze!“

So geschah's denn. Eine Stunde später saß er behaglich im Lehnsessel, ich bei ihm, und bei dampfender Pfeife hob er an: „Du hast von mir gehört, daß hier in Gelnhausen heute noch Hundert Schuster sitzen. Das ist ein Merkliches zu viel von dieser Zunft für die Füße der Gelnhäuser. Sie arbeiten für den Handel. Jetzt geht's ziemlich gut, aber Anno 1808, 9 und 10 und daherum, als der Krieg das Leder theuer machte, stockte das Geschäft und unserer Schuster viele saugten am trockenen Hungertuche und darbten. Damals war das kleine, nette Haus ein altes, rauchiges, schwarzes Nest, über dessen Thüre in den Sandstein die Jahreszahl 1684 eingemeißelt war, und wer das Haus ansah, glaubte an das Datum. Daß es nicht schon 1784 bei seiner Jubelfeier

zusammen gefallen war, erschien als ein Wunder; denn in den 100 Jahren hatten Zimmermann und Maurer nichts daran verdient. Gleich darauf kam der Sohn des Hauses aus der Fremde, wurde Meister, heirathete ein gar braves Mädchen, das etwas Vermögen hatte, ließ das Haus ländlich repariren (ich erinnere mich dessen noch ganz gut: der Zimmermeister Keller und der Maurermeister Dietrich machten's), setzte sich dann als Schuster und begann still und fleißig zu wirthschaften. Der Peter Walter war ein gar fleißiger, braver Mann, und seine Frau paßte zu ihm, als hätten sie die Tauben ausgelesen. Dabei war er ein wackerer Bürger. Wenn's galt, irgendwo Hand anzulegen in der Noth, so war er der Erste, der nicht lange Federlesens machte, sondern mit Muth, Geschick und Entschiedenheit eingriff, besonders bei Bränden oder anderem Unglück. Man konnte auf ihn zählen, und goldtreu, gottesfürchtig und rechtschaffen war er wie Einer. Darüber war eben in der Stadt nur Eine Stimme; dennoch wollte es mit dem Manne nicht vorangehen. Nun, Du weißt, Wilhelm, ein ungerechter Kreuzer frißt tausend gerechte, und unrecht Gut kommt nicht an den dritten Erben, weil's nicht geweiht und Gottes Fluch darauf ruht in Ewigkeit. Der Großvater seiner braven Frau soll ein Wucherer und Pfandleiher gewesen sein, ein Blutegel der Armen. Ich hab' ihn nicht gekannt, aber mein Vater erzählte mir's und sagte immer dabei: Gottlieb, der Herr sucht die Missethat der Väter heim an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied. Das steht felsenfest. Danke Gott, daß unter dem Wenigen, das ich Dir einst hinterlassen werde, kein unrechter Kreuzer ist, und schreibe Dir's hinter's Ohr, wo es kein Huhn auskratzet, wenn Du es nicht selber thust! — Item! es scheint, als bewährte sich das an Walter's Peter. Er hatte nur Ein Kind, einen prächtigen Buben. Die Haushaltung war einfach und bescheiden, und doch ging's nicht. Er wurde nicht reicher, und nicht vorankommen heißt zurückkommen.

„Ich hab' Dir's schon gesagt, die Kriegszeitläufte waren dem Schusterhandwerke ungünstig und dem Handel mit Schuhwerk noch mehr. Der Napoleon turbirte die Welt und alle Welt litt. Mein goldener Löwe sah niemals trauriger in die leeren Gassen von seinem Schilde herab, als damals, und ich legte keinen Reichsthaler zurück, seit das Reich und die Thaler mit ihm abhanden gekommen waren. Die Schoppengäste waren so selten, wie die Störche im Winter.

„So ging's fort, bis Anno 1813 die Geschichte zusammenbrach. Der russische Winter hatte schauerlich aufgeräumt und die Deutschen waren wach geworden vom langen Schlafe. Die Kurhessen jubelten, weil nun ihr alter Kurfürst wiederkommen sollte, und wir in Gelnhausen hatten wieder reichsstädtische Gedanken und Hoffnungen, machten aber, wie man sagt, die Rechnung vor dem Wirthe.

„Der Kriegsstrom wälzte sich unsern Gegenden zu. Die Franzosen waren wie gehetztes Wild. Wer hätte denken sollen, daß wir die Schrecken einer Schlacht noch ganz nahe erleben sollten! — Nun, Du weißt, es geschah. Bei Hanau ging's Piff! Paff! Die Franzosen kriegten Schläge, daß es eine Art hatte, und wir zahlten die Zeche. Der October 1813 war schon recht kalt und rauh, als einst der entsetzliche Kanonendonner den Boden unter den Füßen erbeben machte, als wir mitten in der Weinlese waren. Am 28. und 30. October strömten Horden von Franzosen in die Stadt, wie Heuschreckenschwärme. Sie plünderten uns aus; sie mißhandelten uns gräulich. Es war eine Zeit schwerer Heimsuchung und um so entsetzlicher, als die dunkle Nacht die Greuel der Verwüstung einhüllte und nur das wüste Gebrülle der Plündernden, das Jammergeschrei der Geplünderten an das Ohr schlug und die Seele mit immer neuem Grauen und Entsetzen erfüllte. Wenige Häuser waren ungeplündert geblieben, darunter auch das Peter Walter's. Die Plünderer mochten es ihm angesehen haben,

daß da nichts zu holen sei. Das hätte dem braven Manne freilich auch den Rest und Gnadenstoß gegeben, wenn er geplündert worden wäre. Er dankte Gott inniglich dafür. Dem goldenen Löwen ging's nicht so gut. Wir hatten zwar versteckt, denn in meinem Hause ist ein heimlich Gemach, das Keiner ahnete; aber wer im Wege war, wurde auch sauber ausgefragt. Vergeß' es mein Lebtag nicht!

„Wer hätte es denken sollen, daß es noch schrecklicher kommen sollte? — Der 31. October 1813 war der entsetzlichste Tag meines Lebens! Schon frühe hörten wir wieder den Donner der Kanonen. Schreckhaft nahe tönte er. Immer näher kam er. — Jetzt hörten wir das Knattern des Kleingewehrfeuers. — Kugeln flogen über die Stadt hin — und bald war kein Zweifel mehr, daß ein Gefecht in der Nähe der Stadt war — ja, daß es sich, da die Franzosen zurückwichen, bis in unsere Thore hereinzog. — Wilhelm, wenn ich Dir die Angst, den Schrecken, den Jammer schildern sollte, der die Stadt erfüllte, ich fände dafür keine Worte! — Die Ereignisse drängten sich mit einer Hast, die Einem den Kopf wirbeln machte. Plötzlich hieß es: Die Kosacken! Die Kosacken! — Das war das Schreckbild der Franzosen und — auch das unsre. Jetzt drängten sich die Franzosen in die Straßen der Stadt, daß sie sich zusammenballten, wie Eine Masse. Mitten in dieser Masse befand sich eine junge, bleiche Frau, die ein zweijähriges Kind an ihrer Brust schützte und von dem Strome fortgerissen wurde. Gerade vor der Hausthüre Peter Walter's stürzte mit einem entsetzlichen Schrei: Mein Kind! die Frau zu Boden, und ohne Rücksicht ging's über sie hinaus. Die Kosacken waren schon in der Stadt. Wenige Minuten später zermalmten die Hufe das arme Weib und ihr Kind!

„Das war zuviel für ein Menschenherz, wie das Peter Walter's. Er hatte durch einen Spalt im Laden Alles mit angesehen.

„Das ist eine Deutsche!“ rief er, und ohne an die Folgen zu denken, stürzte er die Stiege hinab, riß die Thüre auf, ergriff das ohnmächtige Weib, das mit seinem Leibe ihr Kind deckte und zog sie in's Haus. Die Thüre schloß er schnell wieder, und gleich drauf tönte das schreckenvolle Hurrah! in seine Ohren.

„Seine Frau, die den dreijährigen Conrad im Arme, zitternd am Ofen saß, rief voll Entsetzen: „Peter, was gibt's?“ — als er so rasch die Stiege hinabstürzte; aber da war kein Redens zu machen, und der Peter Walter war Einer, der wenig auf's Plaudern, aber viel auf's Thun hielt. Es war so seine Natur!

„Gleich darauf keuchte er die Stiege hinauf und trug zum Entsetzen der Frau einen blutenden, weiblichen Körper in's Zimmer. Koth und Fetzen bedeckten ihn. Ohne Weiteres legte er die leblose Frau auf das Bette, achtete nicht auf den Schrei seiner Frau, eilte noch einmal hinaus und brachte ein zitterndes, weinendes Kind.

„Lieschen,“ sagte er, „meine Arbeit ist vorüber; jetzt beginnt die Deine. Reinige die arme Frau, entkleide sie und lege sie in's Bette. Gott hat uns in der Plünderung verschont; nun fordert er Dankbarkeit von uns. Vergiß das nicht!“ Er ging hinaus, der kleine Conrad nahm gleich das kleine, liebliche Mädchen an der Hand und zog es an den Ofen, daß es seine rothkalten Hände erwärme, plauderte mit ihm freundlich, daß das Kind sich bald beruhigte und Alles vergaß, was erst kurz vorher mit ihm geschehen war.

„Peter Walter hätte nicht nöthig gehabt, seine Frau zu mahnen. Die war eine rechte Samariterseele und vergaß über dem Anblicke des unglücklichen Weibes ihre eigene Lage. Ihre Seele hatte jetzt nur Einen Gedanken, den, für die Leidende zu sorgen; denn todt war sie nicht, das fand sie gleich. Sie eilte hinaus, holte Wasser und Essig und begann das Gesicht von Blut und Gassenkoth, in den sie niedergetreten worden war, zu reinigen. Mit Freuden sah sie, daß es eine hübsche, junge Frau war; mit noch größerer, daß

sie zwei große, blaue Augen aufschlug und wirre sich im Zimmer umsah. Frau Walter beruhigte sie und sie schloß darauf, da sie ihr Kind am Ofen fröhlich mit Conrad spielen gesehen, das Auge wieder in neuer Ohnmacht. Während draußen die Deutschen und Kosacken in neuen Strömen sich durch die Gassen drängten, Gefangene machten und gar manche Kosackenlanze ihren Weg noch tief in's französische Leben fand, kochte Peter Walter in der Küche Kaffee für die arme Leidende, das einzige Labemittel, das ihm zu Gebote stand. Seine Frau übte ihren Samariterdienst ganz, zog der Ohnmächtigen mit Anstrengung aller Kräfte, nachdem sie sie gereinigt hatte, ein reines Hemde von ihr und eine Jacke an und legte sie dann in das Bette.

„Die Arme hatte viele Wunden am Kopfe, im Gesichte und im Nacken. Sie war, als sie stürzte, auf das Gesicht gefallen und die Davoneilenden hatten sie gräulich zertreten. Es war schlimm, daß an keine ärztliche Hülfe zu denken war, in dem Tumulte dieses schrecklichen Tages. Peter und seine Frau thaten Alles, was sie wußten und vermochten, die Wunden zu verbinden und sie weniger schmerzhaft zu machen. Dennoch kam die Unglückliche nicht mehr zu sich und ein Blutsturz endete gegen Abend ihr Leben. Wahrscheinlich war ihre Brust eingedrückt worden, als sie in der Straße lag.

„Grade, als die Unglückliche den Blutsturz bekam, drangen Soldaten in das Haus, ein Quartier zu nehmen. Der Anblick aber schien so abschreckend zu wirken, daß sie sich wandten und weggingen. So blieb das Haus verschont, diese Samariterherberge der Armuth.

„Peter Walter eilte auf das Rathhaus, machte die Anzeige und noch in der Nacht kam ein Arzt, leider zu spät. Die Frau war längst eine Leiche.

2.

„Einige Tage später, als der nächste Sturm der Ereignisse vorüber war und die Unglückliche ihre Ruhestätte auf dem Gottesacker gefunden hatte, saßen an einem Sonntagmittage Peter Walter und seine Frau im warmen Stüblein. Conrad und das kleine Mädchen, das Gretchen hieß, spielten gar einmüthig mit einander, und Peter las in der heiligen Schrift. Plötzlich hielt er inne, blickte seine Frau an, als wollte er sagen: Jetzt paß' einmal absonderlich auf! — und las die heiligen Worte: „Wer Eins dieser Kleinen aufnimmt, der nimmt mich auf!" — Er hielt inne.

„Lieschen," sagte er weich, „hast Du das Wort unseres Heilandes gehört?" —

„Die Frau blickte ihn an und lächelte, und in den Augenwinkeln begann es zu glänzen. Sie nickte mit dem Kopfe und sagte: „Der Herr lehrt uns, was wir thun sollen." Peter reichte seiner Frau die Hand und sagte: „So sind wir einig. Gretchen ist unser Kind!" Und wie in Einem Zuge beseelt, standen beide auf, traten zu den spielenden Kindern, zogen das liebliche Mädchen an ihre Brust und küßten es, und das Kind schlang seine Aermchen an ihre Nacken. Der Bund war geschlossen und der Akt der Adoption war droben im Himmel versiegelt.

„Damals, Wilhelm," fuhr der Löwenwirthsvetter fort, „war eine Zeit, wo so recht eigentlich Keiner wußte, wer Koch oder Kellner war. Durchmärsche auf Durchmärsche, Einquartierung auf Einquartierung folgte. Die Beamten des weiland westphälischen Königreichs, die aus Frankreich stammten, waren mit den Landsleuten davon geeilt; denn sie sahen, daß es mit ihnen Matthäus am Letzten war. Die Uebrigen, deutschen Ursprungs, waren geblieben; aber das Herz, das früher trotzig gewesen, war verzagt geworden und in die Schuhe gefallen. Es war in der Stadt ein Regiment, wie niemals, und die Hauptrolle spielte der Commandant, der für

die Truppen zu sorgen hatte. An das Kind dachte kein Mensch und Peter Walter behielt's ohne Einrede.

„Wie es aber hieß, außer dem Taufnamen, den das Kind selber schon aussprechen konnte, wußte keine Menschenseele; denn in den Kleidern der Frau fand sich keine Spur. Die erste Kleidung des Kindes, die nämlich, die es trug, als es in's Haus kam, und die Kleidung der Mutter hob Lieschen Walter wie Gold auf, weil sie die einzigen, möglichen Zeugen der Herkunft des Kindes waren.

„Nach und nach kam übrigens das öffentliche Leben wieder in einen geregelten Gang. Die reichsfreien Träume zerrannen wie Wasser in einer Seihe, und der alte Kurfürst kehrte zurück. Wir blieben hessisch. Neue Beamte kamen und Niemand dachte an das Franzosenkind, als Walter, seine Frau und der kleine Conrad, die es alle Dreie täglich lieber gewannen. Es war ein herzig Kindchen, sanft, gutmüthig, lieblich und hing an den Eltern und dem Bruder mit vollem Herzen. Die Vergangenheit war dem Kinde todt. In der Liebe gedieh es herrlich; denn die ist der rechte Sonnenschein für solche Pflanzen. Mit den Zuständen in dem Hause Peter Walter's ging es nicht besser. Wenn einmal ein Handwerker im Rückgange ist, hält es unendlich schwer, daß eine Aenderung zum Bessern eintreten kann. Mit seinem Credit weicht auch die Kundschaft. Das erfuhr der brave Walter schmerzlich genug. Schulden drückten ihn, und er dankte Gott, daß er für einen reicheren Schuster, der die Messen und Märkte bezog, Jahr aus, Jahr ein arbeiten konnte. Lieschen, seine Frau, wurde Wäscherin, um nur auch etwas zu verdienen, und so drückten sie sich durch das Leben hin, zufrieden, daß sie ihr kärglich Brod hatten, ihre Zinsen zahlen konnten und öffentlicher Wohlthätigkeit noch nicht anheimfielen.

„Die Kinder wuchsen heran und erfuhren erst spät, daß sie nicht leibliche Geschwister waren. Conrad lernte das Handwerk

seines Vaters und bei seinem Vater, und als er als Geselle losgesprochen war, ging er auf die Wanderschaft. Da gab's viel trübe Augen. Die altgewordenen Eltern vermißten schwer den wohlgerathenen Sohn, und Gretchen weinte gar heiße Thränen um den lieben Bruder. Dennoch mußte es sein, wie weh auch Scheiden und Meiden that.

„Mit der Zeit gewöhnten sie sich auch daran, ihn zu missen.

„Conrad war zuerst gegen Frankfurt gegangen und nach einem halben Jahre nach Mainz, das berühmt ist seiner feinen Schuhe wegen. Wie es kam, ich weiß es nicht, aber er ließ sich von da verplaudern, mit einem Floß, der gen Holland fuhr, den Rhein hinab zu fahren und sich in Holland Arbeit zu suchen. Dem Vater gefiel es, daß er die weite Welt sah und etwas Tüchtiges lernte; nur der Mutter und Gretchen nicht; denn die meinten, er wäre jetzt schon aus der Welt, da er an der Küste des Meeres wäre. Sie schrieben ihm das auch, aber sein Vater gab dem Braten eine scharfe Brühe bei, indem er schrieb: „Hast Recht, Conrad, mein lieber Sohn! Du bist kein Nesthutsch, wie manche Buben hier, die verzweifeln, wenn sie den krummen Thurm nicht mehr sehen. Nein, geh' Du in Gottes Namen in die Welt, wohin Du willst; nur hab' Gott allzeit vor Augen und im Herzen, dann hat's gute Wege und gute Weile. Behüt' Dich Gott. Wer nicht hinaus kommt, kommt nicht heim."

„Das war aber auch bei Conrad wahr geworden. Er hatte Gott vor Augen und im Herzen und blieb ihm treu. Er hielt zu Rathe sein Verdienst und sparte es ehrlich; denn von daheim konnte er nichts hoffen, und fechten mochte er nicht. Sein Sinn stand aber in die Ferne, und Paris hätte er gerne sehen mögen. Dafür sparte er zunächst, schwieg aber mausestill davon, bis er ihnen endlich nach langer Zeit von Paris schrieb.

„Als dieser Brief kam, da stand's schlimm um Peter Walter und seine Frau. Sie war, wie es alten Waschfrauen zu ergehen

pflegt, von der Gicht heimgesucht worden und die hatte sie ganz gelähmt, daß sie schon ein halbes Jahr ganz kontrakt im Bette lag und kein Absehen auf irgend welche Besserung war. Da zeigte sich's, was das Gretchen für ein Segen für die alten Leute war. Eine leibliche Tochter konnte die liebe Mutter kaum so treu und hingebend pflegen, wie das junge Mädchen die Leidende pflegte. Vom frühen Morgen bis in die halbe Nacht hinein wich es nicht von ihrem Bette; ja manche Nacht, wenn sie gar so sehr litt, wachte es bei ihr, hob und legte sie, und die Leidende sagte: „Das Kind hat eine Hand des Segens; denn ich fühle es kaum, wo und wann sie mich anfaßt und herumlegt. Gott segne das Kind, das uns recht zum Segen geworden ist!" Dabei las ihr Gretchen Gebete vor oder aus der heiligen Schrift und dem Gesangbuche; tröstete sie so liebreich und war allezeit so freundlich, daß die Leidende meinte, Gott habe ihr einen Engel gesendet.

Wie es aber kam, Gott weiß es allein, die Gicht muß sich auf innere, edle Theile geworfen haben, kurz, die gute Mutter erkrankte immer schwerer, und ehe des guten Sohnes Brief aus Paris ankam, starb sie in dem Herrn, und Gretchen drückte ihr weinend die Augen zu.

Das war ein Leid in dem Hause! Der alte Mann siechte seitdem auch hin und gegen Weihnachten trugen sie ihn zu Grabe.

Armes Gretchen!

Ich hab' früher gesagt, ihr Adoptionsakt war im Himmel besiegelt; aber das gilt leider in dieser Welt nichts. Das Gretchen konnte nicht im Hause bleiben. Blutenden Herzens verließ es die Stätte, wo Liebe und Treue gewohnt, und trat, verlassen von aller Welt, in fremde Dienste. Da lebte sie eingezogen, stille, treu und gottesfürchtig, ein Muster einer Dienstmagd, und die Herrschaft wußte nicht Rühmens genug von dem Mädchen zu machen und hielt sie recht in Ehren.

Conrads Haus wurde von Amtswegen vermiethet, weil Gretchen

heimlich von ihrem Verdienste die Schuld abzutragen suchte, damit es frei sei, wenn Conrad heimkehre, und er selbst hatte von Paris aus Geld gesendet zu gleichem Behufe. Nun waren die drei Jahre nach und nach herumgelaufen, und eines Tages trat ein bildschöner junger Mann in des Amtsschreibers Haus, darin Gretchen diente, und fragte nach ihr. Sie erschrack auf den Tod, aber als sie ihm in die Augen sah, rief sie freudig: „Conrad, grüß' Dich Gott!" Und dennoch fing sie an zu weinen; denn all' das Erlebte wurde wieder lebendig in ihrer Seele. Auch Conrad weinte und bat sie, wenn es die Herrschaft gestatte, ihn zu den Gräbern seiner lieben Eltern zu begleiten.

„Das geschah und die Leute sahen dem schönen Paare mit Wohlgefallen nach. Beide beteten dort auf den theuern Gräbern, und als sie gebetet hatten, nahm Conrad des Mädchens Hand und sagte: „Gretchen, ich bin nun am Meisterwerden, und ich denke, es soll mir nicht fehlen; aber was soll ich thun? Will ich mich als Meister setzen, so fehlt mir die liebe Meisterin, die für das kleine Hauswesen sorgt."

„Das Mädchen erröthete wie eine Essigrose; aber sie ließ ihm ihre Hand, und als Verlobte vor Gott und den Eltern, die ihren Bund im Himmel segneten, kehrten sie heim.

„Conrad machte sein Meisterstück mit Ehren, zog in sein Haus, wo die Schuld nahezu abbezahlt war, und Gretchen wurde zu Weihnachten seine Frau, und in rechter Liebe und seliger Freude lebten sie glücklich.

3.

„Du wirst mich fragen wollen, Wilhelm," sagte, nachdem er sich eine neue Pfeife gestopft hatte, der Löwenwirthsvetter, „ob denn gar nicht nach der armen bei Peter Walter verstorbenen Frau und dem Kinde geforscht worden sei? Ich sage: doch. Höre nur den Verlauf! Der Gatte der jungen Frau und der Vater des schönen

Kindes war ein Sergeant in der jungen Garde Napoleon's. Er war ein Wälscher, sie eine Deutsche aus Straßburg. Du weißt es ohne Zweifel, wie Napoleon seine Garden in Rußland überall geschont hatte. Sie waren seine Lieblinge. So kam es auch, daß die junge Frau mit dem Kinde glücklich aus den Gefahren des Russischen Feldzugs kam, um, so nahe der Heimath, ihren Tod zu finden. In der Verwirrung der Hanauer Schlacht, wo eben schon die Bande aufgelöst waren, die früher das Heer geeinigt und stark gemacht hatten, war sie von ihrem Gatten und seiner Compagnie getrennt worden und konnte sie nicht wieder finden. Sie schloß sich einem andern Regimente an, das gen Gelnhausen zurückgedrängt wurde. Wie es hier ging, hab' ich Dir erzählt.

„Der Sergeant, der mit innigster Liebe an Weib und Kind hing und ein sehr braver Mensch war, suchte sie überall; aber die eiserne Pflicht des Soldaten band ihn. Er hoffte, sie in Mainz, wohin man drängte, zu finden; allein sie ruhte schon im Grabe, als er mit Rastlosigkeit nach der Verschwundenen suchte und forschte. Niemand wußte von ihr. Der unglückliche Mann war ganz trostlos und er wünschte nichts mehr, als nun auch zu sterben, da er sie für todt halten mußte.

„Von Mainz führte ihn der Befehl in's Innere Frankreichs und der Krieg von Anno 1814 wieder in den blutigen Kampf. Aber der Tod ging an dem ihn Suchenden vorüber und die Ehre suchte ihn. Er wurde Lieutenant, und ehe Paris von den Deutschen genommen wurde, Hauptmann. Das Kreuz der Ehrenlegion schmückte schon seit der Leipziger Schlacht seine Brust. Was galt ihm das Alles nun? Er hatte ja Niemand mehr, der das Glück mit ihm theilte, das nun keinen Werth für ihn hatte. Als Napoleon das Heer seines Eides entband, eilte er nach Deutschland, nach Hanau. Ueberall forschte er, nur nicht in Gelnhausen, wo er die Verlorenen gar nicht suchte. Gebeugt kehrte er heim und ließ sich nun beikommen, Ludwig XVIII. Treue zu schwören,

„Morin, so hieß er, war ein Ehrenmann, geprüft in schwerer Schule des Lebens und des Unglücks. Er blieb seinem Eide treu, als Napoleon von Elba zurückkehrte, und begleitete Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach der Schlacht bei Waterloo kehrte er mit dem Könige als Obrist nach Paris zurück und stand später mit seinem Regimente in Straßburg in Garnison.

„Es war ein ernster, in sich gekehrter Mann, der der Welt und dem Leben keine heitere Seite mehr abgewinnen konnte, seit er auf eine so traurige Weise Weib und Kind verloren hatte.

„Es war so am Ende der dreißiger Jahre, da ritt eines Tages der Obrist Morin, nur von einem treuen Diener begleitet, zum Thore Straßburgs hinaus, wie er es alle Tage zu thun pflegte. Heute wählte er die Richtung gegen Mühlhausen hin, und bald war er wieder in die tiefen, schmerzlichen Gedanken versunken, daß er kaum gewahrte, was um ihn vorging. So ritt er weiter und weiter.

„Mit einem Male hört er den Gruß einer Stimme, die ihm bekannt vorkam. Er blickt um sich und sieht einen alten Stelzfuß, der eine Hacke auf der Schulter trägt. Das fehlende Bein, das vernarbte Gesicht macht ihn aufmerksam. Er hat so viel deutsch gelernt, daß er den Stelzfuß anredet.

„Nun, Kamerad," sagt er, „wo liegt Dein linker Fuß begraben?"

„Im Hessenlande, mein Oberst," entgegnete der Gefragte mit Ehrerbietung, aber auch mit einem so zutraulichen Lächeln, daß es dem Obristen scheint, der Mann kenne ihn. Ehe er aber weiter fragen konnte, sagt der Invalide: „Der Herr Obrist kennt mich nicht mehr. Glaub's wohl. Es ist lange her, daß ich als Flügelmann neben dem Sergeanten Morin ging."

„Was?" rief da der Obrist, hielt sein Pferd an, warf den Zügel dem Diener zu und trat vor den Bauer.

„Kaum sah er ihn näher an, als er ausrief: „Kappeler, seh' ich Dich so wieder?" und ihm um den Hals fiel.

„Der Bauer wischte sich die Thränen ab.

„Immer noch der alte, brave Mann!“ sagte er dann. „Ja, fuhr er fort, „Gottes Wege sind nicht unsere Wege, Herr Obrist. Ich lebe hier im Dorfe still und vergnügt von meiner Pension und meinem Bißchen Land mit Weib und Kind.“

„Der Obrist seufzte tief auf.

„Ach,“ sagte Kappeler, „daß ich das sagen mußte!“

„Du kennst mein Schicksal?“ fragte der Obrist.

„O ich kenne es, mein theurer Obrist, ich kenne es wohl, doch — schweigen wir davon. Darf ich Sie einmal in Straßburg besuchen?“

„Morgen frühe sende ich Dir einen Wagen!“ rief der Obrist. „Sage Deiner Familie, daß Du einige Tage bei mir bleibst. Wir wollen von den alten Zeiten plaudern.“

„Damit war's fest und Beide schieden.

„Erst als der Obrist nahe an dem Thore Straßburgs war, fiel ihm das Wort des Stelzfußes ein: O ich kenne es wohl! Er hatte das mit besonderem Nachdrucke gesagt, und damit schien die Bitte im Zusammenhange, ihn besuchen zu dürfen. Sollte Kappeler, der ein braver Mensch war, ihm vielleicht eine Kunde von seinem Weibe und seinem Kinde geben können? Morin entsann sich, daß Kappeler ebenfalls von der Compagnie getrennt worden war, als sie auf der Straße nach Frankfurt dem Main sich zuwandten, daß er lange verschollen blieb. Er hatte Gelnhausen genannt. Der Obrist sah auf seinen Karten nach. Das lag in ganz andrer Richtung. Wie war er dorthin gekommen?

„Das waren Räthsel, die ihm den Schlaf der Nacht raubten.

„Der Tag graute noch nicht, so rollte schon der Wagen mit dem Bedienten, der Kappeler gesehen hatte, zum Thore hinaus. Der Obrist konnte die Ankunft des alten Invaliden gar nicht erwarten. Endlich rollte der Wagen daher und der Bediente half

Kappeler'n aus dem Wagen, dem der Obrist schon entgegen eilte und ihn auf's Herzlichste willkommen hieß.

„Er geleitete ihn in sein Kabinet. Der Invalide mußte im bequemsten Sessel sich niederlassen und sich an einem köstlichen Frühstücke stärken; dann reichte ihm der Obrist die Pfeife und sagte: „Nun, alter Kamerad, denke ich, geht Dir das Herz auf? Vor Allem aber sage mir, wie ging es zu, daß Du nach Gelnhausen geriethest? Und — weißt — Du etwas von meinem Weibe?"

„Zwei Fragen auf einmal, mein Obrist! Aber, wie nahe sie zusammenhängen, das wisset Ihr nicht. Gebt Euch in Geduld und höret mir zu. Ihr sollt Alles erfahren. Hätte ich gewußt, daß Ihr in Straßburg stündet, überhaupt noch lebet, Nichts hätte mich abgehalten, zu Euch zu eilen und Euch das mitzutheilen, was Ihr vielleicht nicht wisset."

„O beginne, beginne!" rief der Obrist und faltete krampfhaft seine Hände, um ein stürmisches Verlangen zu bemeistern.

„Wenn Ihr Euch erinnert, mein Obrist, so wurde ich mit einer Abtheilung kommandirt, den Troß unseres Bataillons zu decken, bei dem auch die wenigen Frauen und Kinder sich befanden. Wir folgten so schnell dem Bataillon, als es die grundlosen Feldwege zuließen. Das war aber entsetzlich langsam; denn die Bauern, welche die Fuhren leisteten, schienen, trotz unsres handgreiflichen Treibens, nicht Lust zu tragen, ihre Heimath weit zu verlassen, oder hofften sie auf Erlösung durch die Bayern oder die vermaledeiten Kosacken. Wir theilten begreiflicher Weise diese Hoffnung nicht im Entferntesten, und unsre flachen Säbelhiebe bewirkten auf kurze Frist, daß es schneller ging. In einem Walde, den wir erreichten, mußten wir die Thiere etwas ausruhen lassen, weil sie in der That nicht mehr weiter konnten. Diese Rast war unser Unglück. Kaum trat unser Vortrab aus dem Walde heraus, als er eiligst zurückstürzte mit dem entsetzlichen Rufe: Die Kosacken!

Dieser Ruf wirkte zauberhaft. Im Augenblicke hatten die Bauern die Stricke gelöst, sich auf die Pferde geschwungen und jagten im Sturme zurück. Wir formirten eine Colonne, nahmen die Weiber und Kinder in die Mitte und zogen eilig den Bauern nach.

„Wir waren noch in dem Walde, als wir das frohlockende Hurrah der Kosacken hörten, die über unser Gepäcke wie gierige Raben herfielen. Das gab uns Zeit, uns zurückzuziehen. Wir eilten ohne Rast weiter. Eure liebe Frau war die wackerste im Zuge. Ich trug zeitweise Euer liebes Kind, und so kamen wir auf einen guten Weg. Wo wir waren, wußte Keiner, ebensowenig, wohin der Weg führte. Endlich kamen wir in das Thal der Kinzig, und hier trafen wir zwei Bataillons Jäger, die den Weg nach Gelnhausen eingeschlagen hatten. Sie nahmen uns auf, als wir ihnen unser Schicksal erzählten, und mit dem Bewußtsein größerer Sicherheit und erquickt durch Lebensmittel, die sie uns reichten, schritten wir getröstet weiter. Sie führten eine Batterie mit sich, und auf den Wagen brachten wir die erschöpften Frauen unter.

„Es war noch früh am Tage, als wir eine Anhöhe erreichten, aber von hier auch feindliche Truppen, besonders Reiterei, wie es schien Kosacken, erblickten, die uns anzugreifen sich beeilten.

Unser Commandant nahm eine gute Stellung, und unsere Artillerie begann ein heftiges Feuer auf den Feind. Trotzdem griffen diese Kerls, wie die wildesten Streiter, uns an, eroberten nach kurzem Kampfe unsre Batterie und warfen uns zurück. So viel Mühe sich auch der Commandant gab, einen geordneten Rückzug in die nahe Stadt Gelnhausen herzustellen, es war vergeblich. Der Schrecken ergriff Alle, und in regelloser Flucht strebte Jeder die schützenden Mauern der Stadt zu erreichen. In diesem wirren Treiben sah ich Eure Frau, ihr Kind auf den Armen dahineilen. Ich erreichte sie. Sie war trostlos. Auch jetzt trug ich das wimmernde Kind eine große Strecke, und erst, als sich der Strom

der Fliehenden am Thore zusammenballte, gab ich es ihr zurück, um vor ihr her zu gehen und ihr freie Bahn zu machen. Das ging ziemlich gut bis in die Mitte der Stadt. Da erschallte von hinten her der lähmende Ruf: die Kosacken! Jetzt wurde das Nachdrängen fürchterlich. Plötzlich höre ich hinter mir den Schrei: Mein Kind! Ich blicke zurück. Eure Frau war zur Erde gestürzt und über sie weg eilten die aus Todesfurcht Erbarmungslosen. Ich drängte noch gegen die Häuser, um wieder zu ihr zu kommen und ihr aufzuhelfen. In diesem Augenblicke reißt ein Bürger die Hausthüre auf, stößt die Vorwärtsdrängenden zurück, erfaßt mit Riesenkraft die ohnmächtige Frau und zieht sie sammt dem Kinde, das sie krampfhaft umschlungen hält, in sein Haus. Er wirft hinter ihr die Thüre wieder in das Schloß.

„Das war eine That der Menschlichkeit, und ich war beruhigt, merkte mir genau das Haus und folgte dem Strome willenlos. Auf dem Markte wollte der Commandant uns sammeln. Es war vergeblich. Niemand gehorchte. Ihr kennet ja den Geist, der in die alten Soldaten gefahren war. Erst jenseits des Ortes gelang es ihm, einen Kern zu bilden, der zum Widerstande bereit war. Die Kosacken hatten uns indessen umgangen, wie sie es so oft in Rußland gemacht; sie griffen uns in beiden Flanken an, und da war es, wo ich einen Stich in die linke Wade erhielt. Wir wurden alle gefangen.

„Schonungslos trieben sie uns gegen Hanau hin. Dort am Thore brach ich zusammen vor unsäglichem Schmerze. Ich kam in das Lazareth und ein Doctor nahm mir das Bein ab. Daß ich das überstand, ist ein Wunder; aber ich war immer eine derbe, kräftige Elsässer Natur. Ich blieb dort, bis ich geheilt war, und wurde dann in das Innere von Deutschland transportirt. In Gotha blieb ich — bis zum Frieden von Paris. Dann kehrte ich heim in mein Dorf, wo ich seitdem gelebt habe.

„Der Obrist hatte mit unaussprechlicher Spannung zugehört.

„O sie ist todt und wohl auch mein Kind!“ rief er dann, sich ganz seinem Gefühle überlassend.

„Der Invalide schwieg eine Weile voll innigster Theilnahme an dem tiefen Schmerze des Mannes.

„Dann sagte er: „Wenn ich auch selbst glauben muß, daß die Mutter den Verletzungen unterliegen mußte, die sie ohne Zweifel erlitten hatte, so fehlt doch nicht alle Hoffnung, daß das Kind gerettet wurde. Sie hat es mit ihrem Leibe gedeckt. Ich zweifle kaum!“ —

„Wie?“ rief der Obrist, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, „Du glaubst, daß mein Kind noch leben könne?“

„Ich glaube es,“ sagte der Invalide.

„So laß uns hineilen!“ rief der Obrist aufspringend. „Ich habe keine Ruhe mehr!“

„Wohl, mein Obrist, ich begleite Euch,“ sprach der Invalide, „aber laßt mir nur das Eine zu, daß ich noch einmal zu meiner Familie zurückkehre. Ordnet Eure Urlaubsache, bis morgen frühe bin ich wieder hier, wenn Ihr mir Euren Wagen gönnen wollet. Dann sei's in Gottes Namen!“

„Das glühende Verlangen des Obristen mußte sich indessen doch noch länger gedulden, und erst gegen das heilige Christfest konnte er mit seinem Begleiter die Reise antreten.

4.

„Conrad Walter lebte zufrieden und glücklich mit Gretchen, der schönblühenden Frau. Es schien, als könne er einer freundlichen Zukunft entgegen gehen. Er hatte Arbeit in Fülle und wirkte unablässig. Aber der Mensch denkt's und Gott lenkt's!

„Mehrere Jahre blieb ihr Himmel heiter und ungetrübt. Zwei Kinder umspielten die glücklichen Gatten und erhöhten ihre Lebensfreude. Da erkrankte Conrad bedenklich. Zu vieles Sitzen, zu

angestrengte Arbeit legten den Grund zu einem andauernden, selbst sein Leben bedrohenden Uebel. Gretchens Kummer war sehr groß. Sie pflegte den Gatten mit all' der Hingebung, deren ihre Liebe fähig war; das Uebel war indessen langwierig. Der Verdienst fiel aus und bald trat der Mangel ein mit allen seinen Schrecken. Jedermann kannte Conrads Ehrlichkeit, seinen Fleiß, seine Eingezogenheit und Sparsamkeit. Man wußte auch, daß keine Schulden mehr auf dem Hause hafteten. Daher erhielt die junge Frau unbedenklich Anlehen und konnte die Noth wieder entfernen; aber Conrads Krankheit währte über ein halbes Jahr. Die Kosten des Arztes und der Medikamente liefen auf, und, was noch schlimmer war, die Kundschaft verlor sich gänzlich, weil sie dazu genöthigt war. Das waren trübe, trostlose Aussichten, die nicht geeignet waren, des Kranken Genesung zu fördern. Es kamen die Kräfte nur sehr langsam wieder, und als er genesen war, trug er eine Schuldenlast, die ihn innerlich beugte, und es fehlte an Leder und Arbeit. Das Leder hätte der Gerber wohl borgen mögen; aber die Kunden fehlten. Sie waren andern Meistern zugefallen. Wie sollte es nun werden? Conrad entschloß sich endlich, zu seinen alten Kunden zu gehen und sie um die Rückkehr ihres Vertrauens zu bitten. Hier und da sagte man es ihm zu; aber Viele meinten, es wäre doch geradezu Unrecht, von dem Meister wegzugehen, der ihnen in der Zeit seiner Krankheit aus der Noth geholfen. Das mußte Conrad anerkennen, so wehe es ihm auch that, so gute Kunden als für immer verloren ansehen zu müssen. Er hatte zwar Arbeit, aber wenig, und diese Arbeit reichte kaum hin, seine Familie nothdürftig zu ernähren. Gretchen verbarg das Leid, das an ihrer Seele nagte, sorgfältig. Sie sann nach, was sie ergreifen möchte, um auch von ihrer Seite etwas verdienen zu können, was mehr abwerfe, als Stricken und Spinnen. Sie kam auf den Gedanken, als Feinwäscherin sich zu empfehlen. Es war ein guter Gedanke, der recht erfreuliche Früchte trug. So wirkten beide Gatten unablässig fleißig,

und der Erfolg war, daß sich ihre Lage wohl etwas verbesserte, ohne aber sie doch dahin zu führen, daß ihr früherer Wohlstand hätte zurückkehren können; dem entgegen thürmten sich die Schulden und ihre Verzinsung. Manchmal ging Conrad mit dem Gedanken um, das elterliche Haus zu verkaufen, die Schulden zu bezahlen und in die Miethe zu gehen; aber Gretchens Thränen hielten ihn davon ab. Alle die glücklichsten Erinnerungen knüpften sich an die Räume dieses Hauses, und sie meinte, noch größeres Unglück würde sie heimsuchen, wenn sie diesen geheiligten Räumen den Rücken kehren würden; darauf ruhte guter Eltern Segen. Wie es aber auch war, Conrad war ein armer Mann geworden, und es wollte ihm nicht gelingen, sich in bessere Verhältnisse zu versetzen. Das trübte oft das stille häusliche Glück der Familie, immer aber hob der lebendige Glaube Gretchens ihre Seelen wieder zu neuem Gottvertrauen. Ihr Gebet hob sie oft über die Kümmernisse ihres Lebens hinaus zu seliger, zuversichtlicher Hoffnung — doch die Hoffnung blieb unerfüllt und ihr Leben ein gedrücktes.

„Einst — ihre Kinder waren, der Knabe fünf, das Mädchen vier Jahre alt — nahte wieder das heilige Christfest, das schöne heilige Fest, da die Liebe Gottes seine Menschen segnete, und diese wieder ihre Kinder erfreuen mit dem Hinblick auf das heilige Kind, das einst der Welt zum Heile geboren worden war.

„Ueberall, wo Gretchen hinkam durch ihre Arbeit für die Frauen der Stadt, war ein Wetteifer gebender, erfreuender Liebe, gehüllt in das süße Geheimniß, und daheim sah es so trübe aus. Conrad, der so gerne ein Lied bei seiner Arbeit sang, war schon Tagelang still und traurig; denn die Zeit der Zinsabtragung nahte, und die Theurung der Lebensmittel ließ kaum eine Hoffnung, seine Verpflichtungen zu lösen. Gretchens Herz war gepreßt. Sie wußte ja, wie es stand, und warum Conrads frohes Lied verstummt war. Eines Abends saßen sie beisammen in der Dämmerung, sich einige Augenblicke Ruhe gönnend. Die Kinderchen schliefen schon und Alles war rings so stille.

Da öffnet sich so gerne das Gemüth und läßt in seine Tiefen blicken.

„Gretchens Thränen rannen heiß, nur ungesehen, und dennoch hörte das aufmerksame Ohr des Gatten, daß sie weinte.

„Er legte seinen Arm um sie und sagte: „Weine nicht! Gott wird uns ja nicht verlassen! Ihm ist es ja ein Leichtes, uns zu helfen und er wird unsere Gebete gewiß nicht unerhört lassen. Wie oft hat er uns schon in sehr schweren Stunden seine gnadenreiche, helfende Hand gereicht. Gretchen, wankt Dein Glaube?"

„Ich weiß es," sagte die junge Frau, „und ich verzage ja auch nicht. Daß ich weine, Conrad, das entspringt einer andern Quelle. Das heilige Christfest nahet, und wir werden unsern Kindern die Christfreude nicht bereiten können. Ueberall, wohin ich komme, wird mit unermüdlicher Thätigkeit gesonnen und gearbeitet für die Christfreude und wir —? O Conrad, die Armuth hat doch ihr Bitteres! Das Seligste ist ihr versagt: das Geben!"

„Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „In der Armuth können wir reich sein durch unsere Liebe, durch den Blick auf den Segen Gottes an unsern Kindern, auf ihre und unsere Gesundheit, durch das Bewußtsein, daß wir Gott lieben und daß denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen. Meinst Du, das Viele, was das Christfest den reichen Kindern bringt, mache sie glücklich? Denke doch an unsere Kindheit! Das Buchsbäumchen mit zwei Lichtlein, einigen Aepfeln, Birnen und Nüssen war ja auch ein Christbaum, und machte uns so glücklich, als jene ihre strahlende Tanne. Deine Puppe war Dein Glück, das vom Vater geschnitzte Steckenpferd das meine. Bedarf's mehr? Gretchen, ich meine fast, es sei Neid in Deiner Seele gegen die Reichen? O ich bitte Dich, reiß ihn aus Deiner Seele! Neid ist schnöder Undank gegen Gott."

„Gretchen weinte fast ganz laut. Sie vertheidigte sich gegen des Gatten Vorwurf, der sie tief schmerzte, und dessen Wahrheit sie doch fühlte.

„Sieh," fuhr er fort, „ich habe in der Ruhestunde für Conrad ein Steckenpferd geschnitzt, und der Tüncher Velbert, mein Jugendfreund, hat es gar schön lackirt. Ich sage Dir, Du wirst über meine Kunstfertigkeit erstaunen, und die Puppe, die Du für Clärchen in der Arbeit hast, wird prächtig. Unsere Kinder werden glücklich sein. O laß es uns auch sein. Vergiß die Sorge, die Dich drückt, Gott wird gewiß helfen!"

„Sieh', Wilhelm, sagte der Löwenwirthsvetter, „ich war Ohrenzeuge dieser Unterredung, die mir so tief in die Seele ging, und das kam so: Ich war an diesem Abende (der Winter war ungewöhnlich schön für die Jahreszeit im selbigen December) noch so ein Bischen spazieren geschlendert vor's Thor hinaus. Der schnellkommende Abend erwischte mich, und die Lichter brannten schon in den Stuben, als ich durch die Gassen ging. Nur Walter's Fenster waren dunkel. Das fiel mir auf. Ich hatte gehört, es mangele dem braven, jungen Manne an Arbeit. Da lag der Beweis vor meinen Augen. Hm! dachte ich: da mußt du helfen und trete in die angelehnte Thüre der Hausflur. Ich höre reden und stehe still. Lauern und Horchen ist mir ein Gräuel; aber hier hörte ich Etwas, was mir wichtig war, weil ich in das Innere dieses Familienlebens hineinblickte.

„Endlich klopfe ich an und trete ein. Die Leute erschrecken, weil kein Licht brannte, und die junge Frau kann in der Eile gar nicht mit dem Zünden fertig werden. Sie entschuldigte sich.

„Eilen Sie doch nicht, Frau Walter," sag' ich; ich kann's auch im Dunkeln abthun." Damit stoße ich mit dem Fuße gegen die Wiege des kleinen Mädchens, und das war mir gerade Recht; denn ich hatte einen Kronenthaler aus der Westentasche geholt und ließ ihn ganz unbemerkt unter die Decke der Wiege gelangen.

„Zu Conrad sagte ich: „Komm' Er morgen zu uns, wir haben allerlei Schuhwerk nöthig: ich ein Paar Bändelschuhe, wie ich sie trage; meine Frau ein Paar Zeugstiefelchen; Julchen auch ein Paar ditto und Fritz Stiefel."

„Zu welcher Stunde, Herr Löwenwirth, wünschen Sie, daß ich komme?“ fragte Conrad mit einer Stimme, die es im Tone ausdrückte, wie freudig seine Seele über die neue Kundschaft war.

„Um acht, denke ich,“ war meine Antwort.

„Während dieses kurzen Gespräches war es der Frau gelungen, das Licht zu zünden. Ich sah mich in der Stube um. Ueberall Ordnung und Reinlichkeit. Der Kinder Kleidchen sauber zusammengelegt. Das freute mich ungemein.

„Aber,“ hob' ich an, „weil ich ihm gerne heute noch Arbeit geben wollte, was hindert's, daß Er mir anmesse, Meister Walter? — Er kann dann vielleicht heute noch dran arbeiten?“

„Er sprang auf. „Gewiß!“ sagte er. „Sie haben sehr Recht. Es fehlt mir doch an Beschäftigung.“ Das Maß war bald genommen und ich ging schnell, denn das kleine Mädel war unruhig, und, hob es die Mutter auf, so mußte sie den Kronenthaler finden. Das wäre mir unbehaglich gewesen. Kann das Bedanken nicht leiden und komme dabei immer in Verlegenheit!

„Also sag' ich, „gute Nacht!“ und mache mich so schnell aus dem Staube als möglich; komme heim und finde da eine ungewöhnliche Thätigkeit. Vor dem Hause hält ein prächtiger Reisewagen, und der Kutscher parlirt französisch, und das Maul geht ihm, wie ein lustig Mühlrad. Das Französisch hatten wir in Deutschland alle gelernt, besonders wir im Königreich Westphalen, nur hatten uns Schule und Schulmeister niemals gefallen. — Ich eile herbei und bringe schnell die Sache in Ordnung, gehe hinein, lege mein Frieswammes ab und einen Rock an und gehe, die Herren zu begrüßen. Das war ein kurios Pärlein: ein Obrist und ein Bauer mit einem Stelzfuß und Schmarre über das Gesicht, und Beide so vertraut mit einander, als hätten sie die Vogelnester mit einander gesucht. Warum auch nicht? Gott theilt's verschieden aus. Ich fange an, französisch zu parliren, so gut ich kann.

„Heda!“ ruft der Bauer auf gut breitmaulig Elsässisch-deutsch

aus, „thuet Euch kein Herzeleid an, Herr Wirth. Redet, wie Euch der Schnabel gewachsen ist. Ich weiß schon, die wälsch' Sprach' ist Euere Liebhaberei nicht, von Anno 11 her." Dabei lachte er über die Maßen, weil er den Nagel auf den Kopf getroffen hatte. „Setzet Euch ein Bissel und lasset die Weibsleute drunten handtiren, sie werden schon für uns sorgen." Er drückte mich auf einen Stuhl nieder und setzte sich zu mir. Der Obrist war in seltsamer Aufregung und ging schweigend auf und nieder.

„He," rief der Stelzfuß, „denkt Ihr auch noch an den 31. Oktober 1813?"

„Meiner Seel', den vergesse ich nicht!" sage ich.

„Ich auch nicht," sagte der Stelzfuß, der viel guten Humor hatte und eine ehrliche Haut zu sein schien; dann fuhr er fort, „da ist mein Fuß flöten gegangen. So ein vermaledeiter Kosacke gikte mich mit der Lanze in die Wade, daß er mußte abgenommen werden und begraben in kurhessischer Erde."

„Und das geschah hier?"

„Freilich. Ich war damals Beschützer einer jungen Frau mit einem Kinde, wurde aber dahinten in der Gasse, an der Thüre eines alten, spitzgiebeligen, vorn überhangenden Hauses von ihr getrennt und fortgestoßen. Gott weiß, was aus der Armen wurde!"

„War's Eure Frau?" fragte ich.

„Nein," sagte er; „es war die Frau meines braven Sergeanten Morin!"

„Nun, wenn's Euch interessirt, kann ich Euch sagen, wie es mit der Frau ging," sagte ich; „denn ich weiß es genau!"

„Der Obrist, der immer schneller auf und nieder gegangen war, blieb plötzlich vor mir stehen. Dann setzte er sich und starrte mich an.

„O ich bitt' Euch, erzählt mir's doch!" sagte der Elsässer, und ich that's ausführlich. Als ich des Todes der jungen Frau erwähnte, stieß der Obrist einen tiefen Seufzer aus, bedeckte mit beiden Händen

seine Augen, indem er sich vorneigte und die Ellenbogen auf die Kniee stützte. Seine Thränen träufelten zur Erde.

„Es entstand eine Pause, und ich blickte mit gesteigerter Theilnahme auf den Obristen.

„Der Stelzfuß berührte meine Hand, deutete mit geneigtem Kopfe auf den Obristen und schüttelte ihn dann. Ich verstand den Wink, der mir sagen sollte, ich sollte keine Notiz von diesen Aeußerungen des Gefühls nehmen.

„Wie steht's mit dem Kinde?" fragte er weiter.

„Es kam unverletzt davon," fuhr ich fort. „Die arme Schusterfamilie, welche die leidende Frau mit aufopfernder Liebe aufgenommen hatte, behielt das Kind als das ihrige und erzog es in Liebe und Gottesfurcht. Es ist ein musterhaftes Mädchen geworden, ein Mädchen von blühender Schönheit. Sie heirathete den braven Sohn des Hauses und lebt noch als Mutter zweier herzlieber Kinder. Vor einer Viertelstunde war ich noch in ihrem Hause, um mir Schuhe zu bestellen; denn die Familie ist arm."

„Arm?" rief da der Obrist und sprang auf. „Führet mich zu ihr augenblicklich!"

„O ich bitte, mein Obrist," sagte sanft der Stelzfuß. „Ihr habt so lange geduldet, nun nur noch kurze Zeit. Morgen werdet Ihr sie sehen und ihr die schönste Christbescherung bringen — den Vater!"

„Der Obrist folgte blindlings dem Stelzfuße. Er setzte sich wieder, und nun enthüllte mir der Stelzfuß das Geheimniß.

„Ich konnte meine Freude kaum bewältigen, aber auch kaum die Fragen alle beantworten, die nun auf mich einstürmten. Ich kannte Walter's Lage, seine Schulden, genau und erzählte auch wörtlich die Unterredung zwischen den Ehegatten, die ich belauscht hatte.

„Der Obrist war ungemein erschüttert. Freude, Schmerz, Verlangen, sein Kind an sein Herz zu drücken, rissen ihn abwechselnd zu den entsprechenden Aeußerungen hin.

„Da ich nun eingeweiht war, besprachen wir genau die Weise, wie verfahren werden müsse. Ich wollte am andern Morgen zu Walter's gehen und sie vorbereiten. Am Abend noch wurden die Gläubiger zusammenberufen und Walter's Schulden alle bezahlt. Darauf wurde der Obrist ruhiger und gab meinen Vorschlägen seinen Beifall.

5.

„Ich hatte durch mein Kommen am Abend große Freude in das Haus des armen Schusters gebracht durch die Bestellung der Arbeit. Als sie aber den Kronenthaler in der Wiege fanden, waren sie überrascht und kamen auf die Vermuthung, ich habe ihre Unterredung belauscht.

„Als ich am andern Morgen wieder hereintrat, war die Frau verlegen. Sie sagte mir gleich, was sie gefunden habe, und ich mußte es eben gestehen, daß ich sie belauscht hätte, und sie bitten, die Christfreude für ihre Kinder mir nicht zu rauben. So beschwichtigte ich sie und fing dann mit ihr und Conrad ein zutraulich Gespräch über die Ereignisse des 31. Octobers 1813 an und kam dann auf Umwegen zu der Frage, ob sie sich denn gar nicht mehr früherer Umstände entsinnen könne? Leider waren ihr keine bestimmten Dinge erinnerlich, was bei den wechselnden Ereignissen des Lebens ihrer Eltern anders kaum möglich war. Nur ihres Vaters glaubte sie sich entsinnen zu können und schilderte ihn. Ganz betroffen war ich, daß diese Schilderung in allen Stücken auf den Obristen paßte. Sie merkte meine Betroffenheit, sah mich mit großen Augen an, schwieg einige Augenblicke und rief dann plötzlich: „Herr Löwenwirth, Ihr frühes Kommen hat einen Grund! Man forscht nach mir? Ist es so? O reden Sie!"

„Es ist so," sagte ich lächelnd. „Habt Ihr, gute Leute, denn gar nichts, was auf frühere Zeit zurückweist?"

„Doch, doch!" rief die junge Frau, deren Wangen die Aufregung höher färbte. „Ich besitze noch die Kleidung meiner Mutter und meine eigene aus der Zeit, da uns Conrads Eltern retteten."

„Wollen Sie mir die anvertrauen?" fragte ich. „Ich würde sie nach Straßburg schicken, wo ein Herr Morin nach Ihnen fragt."

„Morin! Morin!" wiederholte die junge Frau; „es steht im Hemdchen, das ich damals trug, ein doppeltes M. und in dem meiner Mutter das Zeichen: E. L."

„Sie eilte hinweg, brachte mir ein Päckchen, worin Alles lag. Ich nahm's an mich und ging mit dem Versprechen, bald Nachricht zu bringen.

„Ich bin niemals schneller durch die Gassen geschritten, als damals. Der Obrist und sein Stelzfuß erwarteten mich sehnsüchtig. Als ich eintrat, lief der Obrist auf mich zu. „Was bringt Ihr?" fragte er stürmisch.

„Vorerst erlauben Sie mir einige Fragen," begann ich. „Wie hieß Ihre selige Gattin?"

„Elise Leipoldt," sagte er.

„Richtig!" fuhr ich fort. „Werden Sie sich der Kleidung, welche Ihre Gattin an jenem Unglückstage trug, und der Ihres Kindes erinnern, welche dies an dem Tage Ihres Verlustes trug. Entsinnen Sie sich einmal?"

„Er sann eine Weile nach; dann beschrieb er sie. Der Stelzfuß nickte mit dem Kopfe. „Es ist richtig," sagte er bestätigend.

„Ich öffnete den Pack und legte sie auf den Tisch.

„Der Obrist starrte sie eine Weile an, bis Thränen seine Blicke verdunkelten. Dann warf er sich darüber hin und drückte sie wie heilige Reliquien an sich.

„Sie sind's!" rief er dann. Jetzt erst wird mir die Erinnerung klar." Auch der Stelzfuß war überzeugt.

„An ein Halten war nun nicht mehr zu denken. Ich mußte sie zu dem Hause Walter's führen.

„Als die junge Frau den Obristen sah, wurde sie bleich und zitterte. „O mein Gott," rief sie dann aus, „mein Vater, ja mein Vater, ich erkenne ihn!"

„Der Obrist öffnete seine Arme, und Vater und Tochter hielten sich lange, lange verschlungen; aber Beide weinten.

„Sie ist ihrer Mutter Spiegelbild!" sagte, seine Thränen abwischend, der Stelzfuß. „Es ist kein Zweifel."

„Ich war der Zeuge eines Auftritts, der mich tief ergriffen hatte," sagte der Löwenwirthsvetter.

Conrad stand stille weinend im Hintergrunde, bis der Obrist fragte: „Wo ist Dein Mann und Deine Kinder?"

„Gretchen führte sie ihm zu, und nicht weniger innig drückte er sie an sein Herz. Der alte Mann war zu tief ergriffen, daß er sich setzen mußte; aber Gretchen durfte nicht von ihm weichen, und sie hielt des Gatten Hand und die Kinder in ihrem Schooß. Man hätte das malen können, sagte mein Vetter, so schön, so rührend schön war die Gruppe.

„Nun," sagte ich, „ist das Trostwort von gestern Abend erfüllt, lieber Walter. Der Herr hat Euch einen Vater und Großvater beschert!"

„Ja," sagte der Obrist, „ich kenne die schöne, deutsche Sitte. Gretchen, theures Kind, sorge für den Christbaum. Sie, Herr Wirth, lassen ein Nachtessen hierher bringen, ein Bett mir unter diesem Dache bereiten. Ehe das aber geschieht, haben wir Zweie einen Gang zu machen." Gretchen verstand ihn. Sie eilte, ein Tuch anzulegen, und an ihres Vaters Arm ging sie zum Grabe der Mutter.

„Sie kamen erst spät zurück. Ihre Augen verriethen, was dort vorgegangen war, an der Ruhestätte der Gattin und Mutter.

„Am Abend war Bescherung unter dem Baume, den ich

besorgt hatte. Drunter lagen die Quittungen der Schulden Conrads und reiche Geschenke, die der Obrist am Abende noch angekauft hatte. Es war ein schöner, seliger Weihnachtsabend und überall fröhliche, selige Kinder; aber das glücklichste Kind war Gretchen, der der Herr den lieben Vater beschert hatte.

„Ich will's nun kurz machen, Wilhelm," sagte der Löwenwirthsvetter. „Der Obrist blieb mit dem ehrlichen Stelzfuß vierzehn Tage da. Sein Urlaub war zu Ende. Gretchen und ihre Kinder mußten ihn begleiten. Conrad mußte das Haus während dieser Zeit herstellen lassen, nicht verändern. Es sollte ein Heiligthum sein; aber innerlich ließ es der Obrist sehr wohnlich und behaglich herrichten. Er nahm seinen Abschied bis zum Herbste hin und kehrte dann mit seiner Tochter und seinen Enkeln hierher zurück. Conrad mußte sein Handwerk aufgeben, blieb aber, wie seine Frau, in schlichtem, bürgerlichem Wesen, läßt seine Weinberge bauen und erzieht seine Kinder gottesfürchtig. Der alte Oberst aber ist sehr glücklich, sehr zufrieden in seiner Ruhe nach so starken Strapatzen und Leiden. Mir ist er ein lieber Freund geworden, und morgen Abend wirst Du ihn hier sehen und seinen Schwiegersohn, den er liebt und achtet."

Damit schloß der Löwenwirthsvetter seine Geschichte. Ich lernte den Obristen kennen und wurde von ihm eingeladen, ihn mit dem Vetter zu besuchen, und that da einen Blick in ein beneidenswerth schönes und glückliches Familienleben.